

HERZL THEODOR

Das Palais Bourbon

Bilder aus dem französischen Parlamentsleben

Duncker & Humblot
Leipzig
1895

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

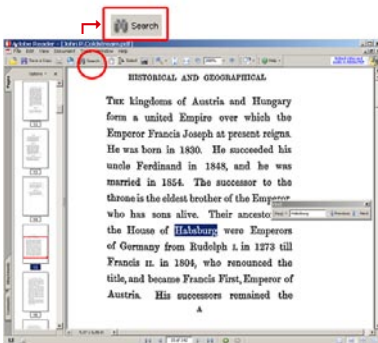
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I
582.537

Palais Bourbon



von

Theodor Herzl

Das Palais Bourbon.

A. E. C.

Das
Palais Bourbon.

Bilder

aus dem

französischen Parlamentsleben.

Von

Theodor Herzl.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1895.

I

582.537



Alle Rechte vorbehalten.

1954: Allen Post

Meinen Eltern

gewidmet.

Vorwort.

Das Palais Bourbon ist das Haus der französischen Abgeordneten. Ich habe es vier Jahre lang als Berichterstatter der Neuen Freien Presse besucht, von 1891 bis 1895. Nun binde ich einen Teil meiner Tagesaufsätze aus dieser Zeit zum Buche zusammen. Ich habe erst in Frankreich versucht, das Palais Bourbon — und erst im Palais Bourbon, Frankreich zu verstehen.

Paris, Ende Juli 1895.

Lh. S.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
I. Wahlbilder von 1893	1—43
1. Die Brücke von Neuville	3
2. Die Hand.	16
3. Volksbefragung.	30
4. Der Löwe	41
II. Das Palais Bourbon	45—251
5. Der Präsident	47
6. Wahlgespenster	58
7. Der Feind der Gesetze	73
8. Die Apotheke von Koubair	89
9. „Sprechen wir von Politik“	106
10. Der Herr der Kammer	123
11. Ministerkrise.	140
12. Die französische Tribüne	152
13. August Burbeau	166
14. Unsterblich	173
15. Eine Faust	182
16. Herr Albert v. Mun	189
17. Soubeyran	196
18. Köpfe im Gerichtssaale	202
19. Im Grafe liegend (Ein Intermezzo)	212
20. Gestürzte Größen	224
21. Die Schule des Journalisten	240

I.

Wahlbilder von 1893.



1.

Die Brücke von Neuville.

Eine Stunde mit der Bahn. Dann eine Stunde über Land. Ich fahre im hohen zweitädri gen Gabelwagen eines Wählers, der Fuhrmann ist — oder umgekehrt. Als er hörte, daß ich nach Neuville wollte, hielt er mich zuerst für einen Freund des Marquis, der dort begütert ist. Dann, als ich ihm sagte, daß ich zur Wählerversammlung des Deputierten reise, für einen besonders treuen Freund des letzteren. Daß ein Mensch von Paris kommt, um die sogenannten Mitbürger von Neuville zu sehen und zu hören, hätte er gewiß nicht verstanden. Darum bemühte ich mich nicht erst, ihm zu erklären, daß ich Stichproben im Volke machen wolle, um den französischen Parlamentarismus in seinen Grundlagen kennen zu lernen.

Man versucht ja die Beschaffenheit einer vertretbaren Sache zu erforschen, indem man da und dort in die Masse hineingreift. So greift man in den Weizenhaufen und läßt die Körner durch die Finger gleiten. Wähler sind etwas Vertretbares. Ich denke an den Ausdruck des Juristen: Es giebt aber Sachen, bei denen ihrer Natur nach die Species gleichgültig



sind, quae communi specie continentur, bei denen es nur auf Quantität oder Qualität ankommt, res quae pondere, numero, mensura valent oder consistunt . . .“ Und solche Personen giebt es: qui numero valent oder consistunt. Man spricht von ihnen immer, als wären sie etwas Einheitliches — die Gemeinde, der Bezirk, das Departement, die Nation. Ist in diesem Zusammenfassen ein Irrtum, und welcher? Die Politik kümmert sich nur um den Wähler, der ein willkürlicher Begriff ist. Was für ein Mensch ist der Wähler? Ist er überall derselbe oder besteht eine wunderbare, unermessene Verschiedenheit von Kreis zu Kreis, von Stadt zu Stadt oder zwischen Stadt und Land?

Von meinem Fuhrherrn war über die Lage im Wahlbezirke nicht viel herauszubekommen. Meine Fragen nach der Beliebtheit des bisherigen Abgeordneten und seines Nebenbuhlers, eines „Kallierten“, beantwortete er ausweichend und mit unbestimmtem Lächeln in seinem feisten, sonnverbrannten Gesicht. Ich glaube, weniger aus Furcht vor den Kandidaten, die jetzt von ihm ein bißchen abhängen, als um mir nicht zu mißfallen. Er hatte die klingendsten Gründe, mich bei guter Laune zu erhalten, und da er nicht genau einsah, was ich eigentlich da suchte, schwieg er vorsichtig. Er nannte mir nur die Namen der gleichgültigen Ortschaften, durch die wir rasselten. . . . Alle am hellen Mittag wie ausgestorben. Kein Kind auf der Gasse. Kein Rötter bellt. Es ist etwas Beklemmendes in dieser Stille. Hat die ungeheure Stadt, die mir eben unter dem Gesichtskreise verschwunden, alles Leben an sich gezogen? Dennoch sind diese toten Dörfer nicht arm. Ein kerniger Schlag von Ackerbauern bewohnt sie. Aber wie weit ich über die Felder zu beiden Seiten des Weges schaue, nirgends ein

Mensch. Der Blick wandert durch eine leere Landschaft, an gelben Garben vorbei, und verliert sich im Endlosen. Die Arbeiter sitzen jetzt wohl überall beim Mittagstisch hinter den verschlossenen Fenstern der einstöckigen kleinen Häuser.

Ja, eine nichtsagende Landschaft. Nur die Ufer des Flusses, der sich unten windet — wir fahren auf einem mäßigen Hügel hin — sind nicht ohne Anmut. Saubere große Frachtbarken ruhen auf dem matt glänzenden Gewässer. . . . Die Straße senkt sich. Hinter Bäumen wieder eine Ortschaft: Neuville. An der Hügellehne der Friedhof. Ein wohlhabender Friedhof. Hier liegen Tote, die zu leben hatten. Die Gräber sind reinlich gepflegt, wie die Felder. Zu oberst an der Mauer ein stattliches Grabmal. Mein Fuhrmann scherzt: „Das ist das Schloß des alten Marquis“. . . Wir kommen an eine Parkmauer, die sehr lang ist, sich durch ganz Neuville zieht, bis an den Fluß. Beim Thorgitter sehe ich hinein in den feinen Schloßhof. Auch hier niemand zu sehen. Wir jagen durch die Dorfstraße vor das Wirtshaus. Am Fenster ein roter Anschlagzettel, wie ihn die reisenden Sänger oder Taschenspieler ankleben. Ein Teil der Anzeige ist gedruckt, und was nur für diesen Ort gilt, mit großen Buchstaben geschrieben. „Im Saal . . . Vortrag des Deputierten.“ Aus dem Kreisblatte weiß ich, daß er heute — nein, täglich — drei abhält. Heute mittags in Neuville den ersten, um 7 Uhr abends in Bauréal den zweiten, und den dritten um halb 9 Uhr in Joux-le-Moutier.

Ich trete ein. Die Schenke ist leer. Nur zwei alte triefäugige Bauern sitzen vor ihren Stengelgläsern und trinken schwarzen Kaffee. Wäre das seine ganze Zuhörerschaft? Es ist offenbar noch zu früh. Ich habe noch Zeit, zu essen. Der Kutscher sagt mir, daß ich außerhalb des Ortes, am anderen

Ufer der Dife, leidlich frühstücken könnte. Aber man müßte über die Brücke! Nun, und? . . . Wir fahren. An der kurzen Kettenbrücke werden wir angehalten. Es ist Maut zu zahlen, 70 Centimes für den Einspanner. Welch eine Belästigung. Man muß sich fügen. Die Brücke gehört dem Marquis, an dessen Park sie grenzt, und er will auf seine Kosten kommen.

Das Wirtshaus am Ufer ist schmutz und öde. Drei Hunde bellen uns höchst erstaunt entgegen. Der Gast mag hier selten sein. Der Wirt empfängt mich mit mäßiger Höflichkeit. Er hält sich stramm, hat einen Reiterschmouzbart, kühne Augen, frühgraues kurzes Haar. Während für mich gekocht wird, gehe ich in den Garten. Zwei Männer spielen unter den Bäumen Karten, ein alter und ein junger; Kleinstädter, die auch noch die stumpfe Leidenschaft der Angelfischerei haben. Am Garten der Fluß. Es liegt an dem sonnenlosen Tage eine leere Traurigkeit auf der kleinen Wasserlandschaft. Vielleicht könnte man dieses arme Bild dennoch lieb gewinnen, wenn man es lange betrachtete, sehr lange, und dabei die Träume langsam den Fluß hinunterziehen ließe. . . .

Beim Mittagmahle versuche ich den Brückentwirt auszuholen. Er antwortet ernst, gesammelt, fertig, wie ein Mann, der nachzudenken gewohnt ist. Ob er auch zum Vortrage gehe? — Nein. — Ob er dem bisherigen Abgeordneten seine Stimme geben werde? — Das weiß er noch nicht! Und blickt mich fest an. — Warum? — Weil der Deputierte zu Gunsten der ländlichen Branntweinbrenner stimmte. In zwei Worten entwickelt er mir die Wahllage. Früher hielt er zu diesem Abgeordneten gegen den Marquis, der drüben seinen Park hat, dem die Brücke gehört und der kein übler Nachbar ist. Nun

hat sich der Deputierte von den Schnapsbrennern herumkriegen lassen, so daß die Getränkesteuer nicht umgewandelt wird, sondern bleibt, wie sie seit 1816 war. Der Wirt muß die Abgaben zahlen, diese Brenner aber können steuerfreien Branntwein verkaufen. Das geht doch nicht an. Alle Verhältnisse haben sich geändert, und das alte Steuerunrecht soll bleiben? . . . Das alles sagt er klar, ernst und entschieden, ohne Zorn. Ich höre ihm mit Achtung zu, diesem einsamen Brückentwirts, der eine für ihn praktische Frage so besonnen und im Zusammenhange mit der politischen Lage des Landes, ja nicht ohne geschichtliches Verständnis beurteilt.

Über die Kettenbrücke zurück ins Dorf. In der Schenke sitzen jetzt vier Leute, plaudern schläfrig. Vom Kandidaten noch keine Spur. Die Schenke ist ein bisschen jämmerlich. Rissige braune Tapeten, ein altertümlisches Billard, eine Kredenz mit vielen Branntweinflaschen, unsichere Holztische, harte, schmale Stühle. . . . Jetzt kommen noch einige Bauern herein. Sie sind nicht bäuerlich angezogen, haben nämlich keine historischen Kleider. Sie tragen lange Hosen und Ärmelwesten oder Blusen wie Stadtarbeiter, und wäre nicht die Feldbräune ihrer Gesichter, man hielte sie nicht für Ackerleute. Kleider sagen immer etwas. Unsere Bauern nähern sich wie vor ihre Silberzwanziger an die altväterischen Röcke. Die hier tragen jeden Knopf in die Sparrasse oder — nach Panama. Die da hängen nicht an ihren alten Einrichtungen, tragen nicht mehr die Dreimaster ihrer Vorfahren auf dem Kopfe, sondern dieselben Schirmmützen wie die Pariser Arbeiter, lesen dieselben Zeitungen und wählen einen radikalen Abgeordneten.

Da ist er. Tritt mit einem sehr dicken, großen, älteren Mann ein, der offenbar der reichste Bauer des Ortes ist, der

Maire. Die Anwesenden — mit mir sind es zwölf — empfangen ihren Abgeordneten ohne Begeisterung. Sie sahen ihn wohl seit der letzten Wahl nicht. Zwei, drei rücken an ihrer Mütze, nur einer steht unwillkürlich auf. Der Abgeordnete bestellt sich ein Glas Kaffee und setzt sich. Eine neue Gestalt taucht auf: der fahrende Krämer, der mit seinem großen Erdbelwagen von Ort zu Ort kutschiert. Dieser Händler lümmelt sich wickelnd vor zwei Bauern hin, versucht sie aufzuziehen, aber sie lassen ihn hart abfallen. Nun geht er täppisch auf den Abgeordneten zu, streckt ihm vertraulich die Hand hin. Der mißt den Aufdringlichen zuerst erstaunt, schüttelt ihm dann ruhig lächelnd die Hand und läßt sich anschwäzen. Auch ein Wähler! . . . Noch Einige kommen langsam herein, schweren Schrittes, bestellen Schnaps und Kaffee, reden halblaut, ihr ganzes Gehaben schüchtern und mutwillig, obwohl es lauter gesehete Leute sind. Die halbwüchsigen Jungen drängen sich außen an der Thür oder drücken sich die Nasen an den Fensterscheiben platt.

Im Saale sind dreißig oder vierzig Männer. Der Abgeordnete steht auf, geht an den Billardtisch:

„Wir wollen einen Vorsitzenden wählen. Ja? Ich schlage den Maire vor. Wer ihn als Präsidenten unserer Versammlung haben will, möge die Hand erheben. (Fünf, sechs heben die Hände.) So! Jetzt lassen Sie die Hände sinken! . . . (Geschieht.) Wir wollen noch einen Beisitzer wählen. (Der Maire nennt einen Namen.) Wer ihn als Beisitzer haben will, möge die Hand erheben! (Das halbe Duzend thut wie vorhin.) So! Jetzt lassen Sie die Hände wieder sinken! Wir wollen noch einen zweiten Beisitzer wählen.“ (Geschieht in der früheren Weise.)

Alle diese Formsachen mit Blitzeschnelle vorgebracht, erledigt. Niemand spricht, nur der Abgeordnete, der alle Handgriffe in Übung hat. Wozu ein Vorsitzender? Ah, wahrscheinlich um die Versammlung aufzulösen, wenn sie unangenehm werden sollte. Aber die Beisitzer? Wohl um die Funktionsnarren zu erobern. Die Beisitzer fühlen sich geschmeichelt. Sie halten das für eine Begebenheit. So gliedert sich die Gesellschaft, und die Ordnung erhält Stützen.

Der Abgeordnete wendet sich zum Maire: „Herr Präsident, wollen Sie mir das Wort erteilen?“ Und er beginnt zu sprechen, ohne die selbstverständliche Antwort abzuwarten. An den Billardtisch gelehnt, redet er, leichtflüchtig, schwindlig schnell; ich habe alle Mühe, ihm zu folgen. Wie erst die Bauern? . . . Und plötzlich fällt mir der Zauberünstler im Dorfwirtshause ein. Da der höfliche Herr im abgenützten, schwarzen, langen Leibrock, dürftig feierlich gekleidet und die Worte hastig hervorsprudelnd, daß man verblüfft ist, und rings der Kranz von schwerfälligen, dummderschmitzten Bauern, die mißtrauisch ernst lauschen! Ich erwarte immer, er werde jetzt und jetzt dem Nächsten aus der Nase eine goldene Uhr herausziehen oder eine gebratene Taube, die sich flugs in ein rotseidenes Taschentuch verwandeln wird.

Das ist nur der äußere Eindruck. So geschwind der Redner auch haspelt, er sagt nichts, was er nicht auch in der Kammer verträte. Ich habe ihn ja an der „Arbeit“ gesehen; wahrhaftig, ich könnte für ihn Zeugenschaft ablegen. Er sagt eben seinen eingelernten Vortrag auf. Während er spricht, habe ich nur den einen unmöglichen Wunsch, auch seinen anderen Vorträgen beizutwohnen, um 7 Uhr in Bauréal, um halb Neun in Joux-le-Moutier und morgen um Zwölf, um Sieben, um

halb Neun und übermorgen und alle folgenden Tage bis zur Wahl. Ob er da immer dasselbe sagen wird, so höflich, so ganz ergebenst und so schnell?

Wahrscheinlich. Denn was er vorbringt, kenne ich als sein wirkliches Programm. Er erzählt ihnen keine Unwahrheiten. Nur manchmal scheint er vorsichtig zu tasten und mitten im Wirbel seiner Worte zu lauern. So, wenn er die Trennung der Kirche vom Staate behutsam erörtert. Ich habe sie ihn schon grimmiger verlangen hören. Kein Zweifel, er verlangt sie auch heute, hier, überall, in Bauréal, in Jouy-le-Moutier. Doch er schildert die Vorteile, welche die Trennung auch für die Katholischen hätte: der Staat dürfte ihnen nichts mehr vorschreiben! Es ist ein Hauch, eine Abstufung, fein, vielleicht zu fein für diese Zuhörer. Es ist noch dasselbe und doch nicht mehr.

Die Bauern horchen auf. Faßt ihr an langsamere Arbeit gewöhntes Gehirn all diese überstürzten Operationen mit politischen Begriffen? Sie geben kein merkliches Zeichen. Erst als er von der Bank von Frankreich spricht, die ein wenig zu schröpfen sei, und von den Finanzgesellschaften, ruft einer in der Ecke:

„Et le Panama?“

Ah! . . . Der Herr Abgeordnete, der thatsächlich mit Panama nichts zu schaffen hatte und ein redlicher, ich glaube sogar, ein armer Mann ist, scheint einen Augenblick betroffen. Er faßt sich rasch:

„Ich werde Ihnen gleich antworten, mein lieber Mitbürger!“

Aber man hat schadenfroh gelacht. Es ist jetzt klar: gegen den Geschwindredner herrscht hier ein dumpfes Mißtrauen. Man

ist eigentlich gekommen, um ihn in Verlegenheit zu bringen und zu necken, wenn irgend möglich.

Er wirbelt weiter. Und als er zu den Leistungen kommt, die er für den Bezirk und die Gemeinden vollbracht, wirft ein anderer spöttelnd ein:

„Ja, die Brücke von Neuville!“

Großer, allgemeiner, anhaltender Beifall. Diese Brücke, an der man Maut entrichten muß, ärgert sie alle. Der Herr Abgeordnete ist übrigens rasch derselben Ansicht. Die Brücke sollte frei sein. . . . Das ist der unverhoffte Kern des Vortrages. Die Brücke von Neuville interessiert die Mannen da unvergleichlich mehr, als Staat und Kirche, Finanzen, Schule und Heer und Verwaltung und Panama. . . . Ja, sagt der Abgeordnete, alle Brücken müssen frei sein, gleich den Straßen. Und auf den Eisenbahnen sollte man um einen Pappenspiel fahren können.

Wieder steht ein Spötter auf: „Na, die Abgeordneten fahren schon jetzt umsonst!“

Das ist ein Jubelgelächter. Alle pläzen mit ihrer schadenfrohen Heiterkeit heraus. So gut hat man sich in Neuville wohl schon lange nicht unterhalten. Der Dorffahrer hält sich mit der Rechten den Hinterkopf, klätschelt sich mit der Linken das Knie, lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen, und schreit: „Ein Tausendsassa!“

Nur hat der Abgeordnete darauf eine gute Antwort. Es sei ein Irrtum, daß die Deputierten frei führen. Man zieht jedem von den Diäten jährlich 120 Franks für die Eisenbahn ab. Das ist also ein Abonnement. Wie gut wäre es, wenn jeder im Lande solch ein Abonnement nähme. Die Bahnen würden daraus so große Vorteile ziehen wie der einzelne, der

nahezu umsonst reiste. Denn — hm — die einen zahlten für die anderen. . . . Der Dorffahrer ist von der Aufklärung begeistert. Er sieht sich schon unentgeltlich herumbefördert und jauchzt wieder: „Ein Tausendsassa!“ . . . Diesmal gilt es dem Abgeordneten.

Ah, der weiß sich herauszureden, hat für alles eine Erklärung. Nehmen wir die Grundsteuer-Entlastung. Er setzt sie auseinander. Aber der Bauer, der vorhin die Brücke von Neuville erwähnte, ruft dazwischen: „Und wie werden Sie den Ausfall im Budget decken?“

Mit diesen Bauern ist wirklich nicht zu spaßen. Sie hören ganz gescheit zu und fragen vernünftig. Der Abgeordnete sagt nun, wen er mit dem Ausfall belasten wolle. Von den Äckern soll die Steuer auf die Parks gewälzt werden, auf die Biergärten, Jagden, mit einem Worte: auf den Marquis!

Man hört es gern. . . . Auch die Panamafrage wird erledigt. Der Redner war einer der ersten, welche die Verfolgung der Schuldigen wünschten. Er beantragte in der Kammer dieses und in der Kommission jenes. Er war einer der ersten, die gegen Kornelius Herz auftraten — Kornelius, den auch hier jedes Kind kennt, den „jene Wälder kennen“, der berühmteste Mann unserer Zeit. Und ich muß daran denken, in wie viel Wahlkreisen Frankreichs zu dieser Stunde wackere Kandidaten den Kornelius Herz brandmarken und verdammen, wie viele die ersten waren, welche die Verfolgung wünschten, und wie wenig dabei herausgekommen ist. Kornelius Herz! Was hat er eigentlich gethan? Ich glaube man weiß es nicht mehr. Man weiß nur, daß er ein großer, großer — was? ein Staatsmann, Räuber oder Genie war. Er tritt schon in die Legende ein. Die Unsterblichkeit ist ihm gewiß.

Der Herr Abgeordnete schließt. Einen Augenblick war er pathetisch. Jetzt geht er mit dem Ton herunter und sagt gleichgültig: „Es lebe Neuville! Es lebe die Republik!“ Und verläßt den Billardtisch.

Einer der Mannen steht auf, stammelt verlegen und doch fest: „Ich möchte nur fragen, ob der Herr Abgeordnete — weil er von der Kirchentrennung spricht — ob er nicht beim Papst war?“

Wieder das Gekicher im Saale. Man stößt sich mit den Ellbogen. Einige legen sich mit dem Gesicht auf den Tisch, damit man ihr Lachen nicht sehe. Der Dorfahreer hält sich den Bauch. Das Lachen pflanzt sich auf die Gasse hinaus fort. Ganz Neuville ist außer sich vor Freude. . . . Der Fragesteller ist blaß geworden; es ist keine Kleinigkeit, öffentlich zu reden. Er zittert, doch will er beherzt aussehen, wirft den Kopf in den Nacken und zwinkert mit den Augen: „Heh? Dem hab ichs gegeben!“

Der Herr Abgeordnete ist nämlich in Rom gewesen. Die Klerikalen hatten darüber gespöttelt, daß er den Papst besuchte, er, der Kirchenstürmer. Jetzt erzählt er seinen Wählern, wie es sich damit verhielt. Es ist ein gutes Stück vollstümlicher Beredsamkeit, das beste seines Vortrages, und quillt ungekünstelt hervor. Ja, er war in Rom, denn er reist gern, um sich zu belehren, fremde Völker und ihre Zustände zu erforschen. „In Rom steht der Vatikan, ein merkwürdiger Bau, in dem schöne Bilder zu sehen sind, von Rafael, von Michelangelo und anderen guten Malern. Und wie ich mit meinen Freunden durch die Säle wanderte, sahen wir von fern einen altertümlichen Aufzug vorüberschwanken. Ein Greis auf hohem Tragstuhl, man fächelte ihm mit riesigen Pfauensehern Kühlung zu, und nebenher

schritten Soldaten aus einer anderen Zeit, mit Bumphosen, den Degen am Bandelier, mit Federhüten und Hellebarben. Als wir uns nähern wollten, schlug man uns die Thür vor der Nase zu. So sah ich den Papst!"

Man unterhält sich bei dieser Schilderung prächtig. Es ist ihm verziehen. . . . Aber was sind das für erstaunliche Bauern, die ihrem Abgeordneten nicht einmal gestatten wollen, mit dem Oberhaupt der Christenheit zu reden.

„Übrigens," fügt der Abgeordnete hinzu, „stand diese Aufklärung schon in einer Pariser Zeitung, und die will ich dem Bürger, der mich fragte, schicken, wenn er mir seinen Namen nennt. Da kann er es gedruckt lesen."

Der Bürger Fragesteller fühlt sich geschmeichelt: „Ja, schicken Sie mir die Zeitung. Ich will sehen, ob es so ist. Und ich heiße Maillot. Den Namen haben Sie schon in Ihrer Jugend gekannt." (Maillot, Windel.)

Allgemeine Heiterkeit, die noch ungeheuer wächst, als der Abgeordnete schlagfertig zurückkalauert: „Nun, so lade ich Sie ein, mit mir am Maillot-Thore zu frühstücken!"

Zubel, Entzücken. Das ist das Wort des Tages, das glückliche Wort. Wohl dem Redner, der es fand. Die derben Späße sind die besten. Dieser schauerliche Wortwitz erobert dem Kandidaten mehr Herzen, als alles, was er bisher vorgebracht. Er fühlt auch seinen Erfolg und will ihn noch verstärken:

„Seht ihr, meine Freunde, wie angenehm es sich unter Freunden plaudert! Ach! ich möchte ja so gern immer mit euch beisammen sein, meine lieben Mitbürger — das wäre eigentlich mein Traum! . . ."

Na, na! „Traum" ist vielleicht viel gesagt. Aber in Neuville nimmt man es nicht so genau, besonders vor den Wahlen.

Dann gehen die Männer wieder schweren Schrittes und ohne zu grüßen hinaus, auf ihre Felder. Der Mandatswerber reißt, redet, wirbt und wirbelt weiter. Für einen Mann, der sich achtet, mag es hart sein, um die zögernde Gunst dieser Sandleute zu freien. Wie überzeugt muß er von der Richtigkeit und Ersprießlichkeit seines parlamentarischen Wirkens sein, wenn er sich dem zurückhaltenden Lächeln oder gar dem groben Lachen der „Mitbürger“ aussetzt. . . .

Die Bauern hegen dumpfes Mißtrauen gegen ihren Vertreter. Warum? Vielleicht nur, weil er etwas von ihnen verlangt; ihre Stimmen nämlich. Sie können niemanden leiden, der etwas verlangt. Der Stimmzettel hat freilich keinen greifbaren Wert. Doch es wurmt sie, daß ein anderer aus dem, was sie hergeben, Vorteile ziehen soll, und wäre es auch nur die freie Fahrt. Wie ist diesem Übel abzuhelpen? Sie müssen eben trachten, aus dem Mandate, das sie verleihen, auch etwas herauszuschlagen. Halt, wie wäre es mit der Brückenfreiheit von Neubville?

Die Hand.

Der Zug faust durch eine niederländische Gegend. Sehr grüne, weiche Wiesen, auf denen schläfrige Kühe stehen. Geradlinige Kanäle, blinkende Wasserärmchen, und in der Ferne drehen sich langsam die Flügel einsamer Windmühlen. Ja, das ist Flandern. Steigt die Erinnerung an alte Sommertage herauf, wo ich durch ebensolche Landschaften fuhr, an ähnlichen Kühen vorbei, indes die rotbraunen Flügel von Windmühlen wie heute über den Himmel wanderten. Und am Ziele standen feine, verwitterte, schmerzvolle Städte von edler Vergangenheit. Das war Gent oder Brügge, und ferner Leyden, Haarlem, umwallt vom Dufte der ersten Reisen. . . . Aber jetzt steht vor mir eine größere Stadt aus der wohlbekanntem Ebene auf, mit mehr Kirchtürmen und einem Wald von Schloten: Lille!

Der Bahnhof ist riesig, und beim Heraustreten gerät man in den Lärm einer sehr französischen Straße. Läden, Ausrufer, Zeitungshütten, Kaffeehäuser mit Tischchen auf dem Gehweg, Kellner mit weißen Schürzen, Bauart der Häuser, große Goldbuchstaben an Balkongittern und Dächern — alles ungefähr

wie in Paris. In diesem Ungefähr liegt die ganze Narretei der Provinz. Aber schon am Ende der Bahnstraße dehnt sich der Große Platz, der noch Merkmale seiner einstigen Bedeutung zeigt. Da ragt das grausteinerne Schnitzwerk der alten Börse, vor der die Männer von Lille ehemals hastig und bewaffnet zusammenliefen. Wie oft sind sie auf den Großen Platz hinuntergestiegen, um irgend etwas zu verteidigen. Kriegsvölker aller möglichen Herren sind hier durchgezogen, Burgunder, Österreicher, Spanier, Franzosen. Haben alle hier Spuren zurückgelassen in Gewohnheiten, Redensarten, im Sinn und Schlag der Menschen. Es müßte ein nachdenkliches Vergnügen sein, an diesem Orte, der nun schon lange französisch ist, nach holländischen, österreichischen, spanischen Zügen zu forschen. Hier wie im übrigen Flandern gab es, giebt es die berühmten „harten Köpfe“. Die Männer, die sich durch alle wechselnden Zeiten gegen das immer wechselnde Unrecht so trotzig wehren, sind sie Nachkommen der fremden Krieger oder jener aufrechten Bürger, die sich nichts gefallen lassen wollten? . . . Jetzt ist Lille die Hochburg des Sozialismus.

Hinter dem Großen Platze ein Gewirr anheimelnder krummer Gäßchen. Zahllose Schenken, die mit einer altväterischen, aber vielleicht nicht echten Gemütlichkeit benannt sind. Eine, an der ich vorüberkomme, heißt „zur Zusammenkunft der Freunde“. Ich luge zur Thürspalte hinein. Das dürftige Gastzimmer ist leer. Haben sich die Freunde überworfen oder will der biedere Wirt nicht mehr borgen? Es ist Abend. In der Dunkelheit frage, tappe ich mich durch die Winkelgassen fort, hinaus nach dem Viertel der Fabrikarbeiter. Gerade unter die Bäume eines Boulevards, dann in die Vorstadt. Hier sind die Straßen breiter und mit niederen Häusern

befetzt. Wieder viele Schänken, in denen es auch still zugeht. Die Kellnerinnen stehen gelangweilt vor den Thüren. Alles merkwürdig lautlos. Kein Verkehr. Einmal holpert der Wagen der Pferdebahn leer vorüber. Vor den Häusern sitzen da und dort Frauen mit kleinen Kindern, reden halblaut oder brüten vor sich hin, alle wie erdrückt von der Schwüle des Sommerabends oder geknickt von Sorgen. Die Männer lösen sich aus den Häuserschatten und gehen einzeln oder paarweise fort, alle in derselben Richtung. Jetzt brauche ich nicht mehr zu fragen, wo der Versammlungsort ist.

In dem Gäßchen vor dem Vereinshause der Arbeiter stehen einige Bursche und Mädchen, scherzen miteinander, aber auch in dem leisen, dumpfen Ton, den hier alles hat. Es ist wie scheues Liebesgeflüster junger Leute, wenn einer ihrer Angehörigen krank liegt. Die Jugend, die Jugend will doch heraus.

Ich trete ungehindert in das Vereinshaus. Es ist eher eine große Scheune. Der zweiteilige Raum hat keine Decke. Auf den unbekleideten, weiß getünchten Ziegelmauern ruhen die nackten Sparren des Dachstuhles. In der einen Abteilung des Hauses steht die lange Schanktafel, vor der sich wenige aufhalten. Eine breite Öffnung führt in die andere Hauptabteilung. Da ist das niedrige Brettergerüst mit dem Tisch des Vorsitzenden und drei Stühlen; mehrere Bankreihen. Eine halbe Stunde vor dem Anfang sind schon etwa hundert Männer da. Rückwärts ist noch viel Platz. Dennoch sitzen sie dichtgedrängt auf den vorderen Bänken, gewohnt, aufeinander zu kleben, sich gegenseitig anzuatmen. Zumeist ältere Menschen, stumm, mit sehr ernstern Gesichtern, und auf den niederen Bänken hocken sie da wie brave Schulkinder. Zwei Lampen hängen von den Dachbalken herunter, man hat sie aus Sparsamkeit noch nicht

angezündet. Nur im Schankraume brennt ein Licht, das den Schatten jedes Eintretenden an die grobe Ziegelwand malt. Die Schatten verziehen sich dann in die Ecken, tasten umher, bis sie ein freies Plätzchen finden, lassen sich nieder, Schatten auf einem kaum erhellen Hintergrund, eine eigentümliche Bewegung Schwarz in Schwarz. Es paßt zu ihrer Geräuschlosigkeit.

Aber zwei, drei Frauenzimmerchen, die Kellnerinnen des Vereinshauses, huschen auf und ab. Selten bestellt einer ein Glas Bier. Die Weibchen thun geschäftig, lachen leise ihren Bekannten zu, jedoch beileibe nicht unanständig. Selbst diese kleine Lustigkeit ist den meisten der Männer nicht recht, und wie die eine plötzlich laut aufschreit, wird scharf zur Ruhe gezwungen. Das Mädchen schleicht erschrocken hinaus. Hier versammelt man sich mit Ernst, mit Andacht. Der Saal wird voller. Jetzt sind vier- oder fünfhundert Menschen da, und sie strömen in Haufen nach. Schon steht einer auf dem andern. Ihr Gemurmel wächst, nun ist es eine dumpfe Brandung, die in diesem immer noch dunklen Saale sonderbar ergreift. Es überfliegt mich wie eine körperliche Ahnung ihrer Macht. Die einzelnen nicht zu unterscheiden; zusammen sind sie wie ein großes Tier, das anfängt, die Glieder zu recken, noch halb unbewußt seiner Kraft. Viele Hunderte von harten Köpfen und doppelt so viel harte Fäuste, und vielleicht lauter unzufriedene Gemüther. Das ist nur ein Bezirk einer Stadt in Frankreich.

Die Kellnerin zündet die beiden großen Lampen an. Sie geben grelles Licht. Die Lünche der rohen Wand leuchtet über dem mattbraunen Gewimmel der Köpfe. Viele rauchen. Die Wölkchen, die von ihren Pfeifen und Cigaretten aufsteigen, breiten schnell ein Sfumato über die Menge. Hinter diesem

Schleier scheinen die hart wie aus Holz gehauenen, schweißenden braunen Gesichter alle eine Familienähnlichkeit zu haben. Im Ausdruck sind sie jedenfalls verwandt. Die einförmige Arbeit modelt den Menschen, der sie betreibt. Fabriksgesichter.

Die nicht rauchen, kauen Tabak, und jeder spuckt selbstverständlich vor sich auf die Erde hin. Und doch belästigen sie einander weit weniger, als es die eleganten Leute bei ihren Zusammentreffen thun. Die französische Sprache hat ein hübsches Wort für das Beisammensein von Genossen: „On se sent les coudes“. Hier wird es verständlich. Man fühlt des Nächsten Ellbogen, obwohl er sie nicht gebraucht, man fühlt seine Stärke und die Zusammengehörigkeit, aus der jeder Trost und Zuversicht schöpft. Freundlich ist der Gruß, den sie tauschen. Der Händedruck keine hohle Förmlichkeit, sondern eigentümlich lebensvoll, wie etwas Neues, Echtes, eine symbolische Handlung der Freundschaft. Halb ergötzt und halb ergriffen, sehe ich, wie mein Nachbar einen älteren Mann, der hinter ihn getreten ist, willkommen heißt. Mein Nachbar ist ein stämmiger blondbärtiger Mensch von dreißig Jahren. Wie er den Alten sieht, steht er auf, nickt ihm zu und hebt die schwere Hand in die Höhe: „Wollen Sie mir Ihre Hand geben?“ Der andere streckt sie ihm natürlich hin. Mein Nachbar nimmt sie bedächtig, schüttelt sie ein paarmal und lacht dabei stumm und treuherzig. Ich plaudere dann mit ihm und einem zweiten. Dieser ist ein recht blasser junger Bursche, der brustkrank aussieht, das Gesicht von Schmerzen verfeinert, alles an ihm verkümmert, nur die Hände groß, hart, mit dem schwarzen Kranz der Arbeit rings um die Fingernägel. Man sieht hier lauter solche Hände.

Die beiden erteilen mir willig Auskunft. Ich höre, was es für Fabriken giebt. In Lille webt man Wolle, spinnt Leinen,

dreht Zwirn, färbt, bleicht, man baut Maschinen, kurz alles mögliche. Die Leute, die sich hier versammeln, arbeiten die verschiedensten Sachen. Steht jeder irgendwo an einem Rade oder an einer Bank, einem Webstuhle, und über ihren Köpfen furren große Treibriemen vom Morgen bis zum Abend. Sie erzählen mir auch die Wahllage. Der bisherige Abgeordnete Lafargue wird vermutlich wiedergewählt. Die Sozialisten stimmen wie ein Mann. Ich befrage sie über den Fabrikanten, der einen anderen Bezirk dieser Stadt vertritt; in radikalen Blättern wird er wüthig angegriffen, weil er reaktionär sei. Meine Nachbarn sprechen von ihm ohne Zorn, ja beinahe mit Wohlwollen; er thue viel Gutes für die Armen, und das werde ihm angerechnet.

Jetzt erscheint ein dicker, großer Herr vor der Rednertribüne. Man hat ihm still Platz gemacht, aber niemand grüßt ihn. Wer das sei? Der Polizeikommissär. Er kommt zu jeder Versammlung, nicht amtlich, nur „aus Neugierde“. Ganz behaglich scheint er sich da nicht zu fühlen. Er setzt sich an die Wand, die feisten Hände über dem Bauch verschlungen, den eine goldene Kette ziert. Dieses Gesicht mit dem wohlgepflegten Backenbarte und den gestrengen Augen hinter der Brille erinnert mich an den Typus seiner österreichischen Kollegen. . . . Aber meine Nachbarn fangen an, mir zurückhaltend zu antworten. Ah! Halten sie mich vielleicht auch für einen? Oder war ich nicht höflich genug? Unterließ ich zufällig einmal, „mein Herr“ zu sagen, was in Paris jeder Eckensteher beansprucht? Gleich wiederhole ich diese Anrede einigemal. Man sieht mich erstaunt, dann mißtrauisch an, und die Antworten werden kürzer. Ich ahne, daß der Verstoß gerade im „mein Herr“ liegt. Doch wie soll ich sagen? Zum närrischen

„Bürger“ kann ich mich nicht entschließen, und vielleicht wäre auch das nicht einmal das Richtige.

Hochrufe im ersten Saale. „Hoch Lafargue!“ Der Kandidat windet sich durch das Gedränge, süß nach allen Seiten hin lächelnd. Der Polizeikommissär steht auf. Lafargue schüttelt ihm die Hand. Sie werden sich möglicherweise einmal in wildem Straßenrummel gegenüberstehen, einer wird den andern einsperren oder erschießen lassen. Die Frage nur, welcher jüst der Stärkere sein wird, der Mann der Unordnung oder der Ordnung. Dieser kann auch der Untergebene jenes werden, alles schon dagewesen, alles kann sich wiederholen. Dennoch meine ich, daß viele der einfachen Männer, die den Händedruck sahen, betroffen waren. Ist denn das nicht eine symbolische Handlung der Freundschaft? Wenn sie nicht felsenfest an ihren Vertreter glaubten, so — aber sie glauben an ihn felsenfest.

Der Einberufer der Versammlung wird zum Vorsitzenden gewählt. Offenbar eine Säule der Partei. Sieht unbedeutend aus, doch scheint er Einfluß zu haben; ist jedenfalls ein wirklicher Arbeiter. Er sagt einige Worte in der Mundart, die sie hier und drüben im Belgischen sprechen. „Kameraden! Ich bitte euch, nicht zu rauchen, es könnte dem Redner unangenehm sein. Ich wende mich nur an euren guten Willen.“

Wie auf einen Ruck nehmen sie alle die Pfeife aus dem Munde. Es wird kein Zug mehr gethan.

Der Vorsitzende sagt: „Ich erteile dem Kameraden Lafargue das Wort.“

Donnernder Beifall.

Lafargue tritt vor, verdreht die Augen gerührt, dankt mit Geberden für den Empfang und beginnt:

„Kameraden! . . .“

Jetzt weiß ich plötzlich, was mein Verstoß war. „Mein Herr“ ist unschicklich; hier will die Etikette die Anrede „Kamerad“. Von diesem Führer kann man lernen, wie man mit ihnen sprechen muß. Hier ist er auch frei und im Besitze aller seiner Mittel. In der Kammer zu Paris begriff ich seine Fürchterlichkeit nie recht. Hier begreife ich sie. Er ist ein Aufreizer. Seinen Kopf, seine Sprachgewohnheiten und den Tonfall kenne ich. Der Schnurrbart und die dichten Haare sind schon grau, das Gesicht aber doch jung, und seine dunklen Augen glühen. Er macht weite Geberden, erhebt in einemfort die Arme wie im Jammer, und manchmal fährt er mit der geballten rechten Faust von links nach rechts durch die Luft, als ob er einen Säbel wütend aus der Scheide risse. Sein Ton schlägt aus dem Weinerlichen und Süßlichen immer jäh um ins Grollen und Wetterern. Späsig ist jedoch sein Dialekt, eigentlich sind es zwei. Der spanische ist ihm angeboren, und hinein klingt jetzt der belgische, den er sich offenbar im Umgange mit den braven Leuten da angewöhnt hat. Die überraschende Vermählung dieser Grenzsprachen ist von erquickender Heiterkeit. Zwischendurch tauchen Brocken von Zeitungs- und Kammerwälsch auf. So ist seine Ausdrucksweise eine höchst persönliche, gleich dem Dufte, den die Pariser Gecken um sich verbreiten. Sie schütten drei, vier Fläschchen verschiedener Parfüms zusammen. Die Mischung ist ihr Geheimnis.

Der Schwiegersohn von Karl Marx beginnt mit einem Ausfall auf die Juden.

„Kameraden! Als ihr mich zum erstenmale wählte, war es ein Protest gegen Fourmies, gegen dieses von Juden und Unternehmern angerichtete Blutbad. . .“ (Er war wegen Aufreizung in Fourmies verurteilt worden. Die Truppen hatten

in das arme verhegte Volk hineingefeuert, und er mußte ins Gefängnis wandern, aus dem ihn die Viller Abgeordnetentwahl befreite.)

„Wenn ihr mich wiedertählt, werdet ihr auf meinem Haupte den Sozialismus bekunden.“

Er berichtet über seine Thätigkeit in der Kammer. „Als ich zum erstenmale die Tribüne bestieg, hörten sie mir zu, starrten mich an wie ein merkwürdiges Tier. Nachher ließen sie mich nie wieder zu Worte kommen, und wenn ich sprach, lachten, brüllten und blöckten sie. Meine Rede war ihnen unbequem.“

Die Thatsache, die er anführt, ist ganz richtig, die Schilderung ganz wahr. Nur den Grund sagt oder kennt er nicht; daß er es nämlich nicht verstand, die Aufmerksamkeit zu erobern. Was immer man dieser Kammer vorwerfen mag — zugehört hat sie dem immer, der im Worte mächtig war, und wenn sie ihn auch haßte oder verachtete. Es ist eben leichter, im Vereinshause zu Moulins-Ville vor schweigsamen Maschinenmenschen das große Wort zu führen, als im Palais Bourbon vor fünfhundert Värmmachern, die selbst sich ihr Mandat erredet haben.

Er berichtet weiter über seine Sciftungen, nennt die Anträge, die er eingebracht: Abschaffung der Geldbußen in den Fabriken, Unterstützung armer Wöchnerinnen. Nicht viel. Recht kleine Pflaster auf sehr große Wunden. Na, immerhin, es mag gelten. Nur sagt oder weiß er wieder nicht, daß sich solchen kleinen Verbesserungen niemand mehr zu widersetzen wagt, so weit die Mittel des Staates reichen. . . . Da im Parlament nichts auszurichten sei, sagt er, verlege er seine Wirksamkeit in die Strikes und auf Agitationsreisen. Er

trage das gute Wort im Lande herum. „Man nennt uns deshalb die Geschäftsreisenden des Sozialismus. Aber uns gebührt eher der Name von Aposteln, weil wir nicht in feinen Gasthöfen absteigen, sondern mit euch leben und verkehren. . . .“ Ich finde diese Erklärung ein bißchen herablassend. Warum er dennoch einen Kammerstübchen anstrebe? Er sagt es einfach, weil man so mehr Autorität habe und überallhin unentgeltlich reise. Vielleicht wäre noch hinzuzufügen: und weil man als Abgeordneter nicht so leicht eingesperrt wird.

Dann bekämpft er die Sozialisten anderer Schattierung, zunächst die Christlich-Sozialen. Bei dieser Gelegenheit thut er eine Äußerung, die in den meisten europäischen Ländern als Gotteslästerung mit ungezählten Jahren Zuchthaus bestraft würde. Ich sehe mir den Polizeikommissär an. Er zuckt mit keiner Wimper. Die Zuhörer lachen.

Wie sie überhaupt zu seinen derben mittelmäßigen Späßen lachen. Sie folgen ihm widerstandslos in den Scherz wie in den blutrünstigen Ernst. Nie sah ich eine solche Zuhörerschaft. Sie trinken seine Worte, als wären es evangelische — eines Evangeliums, an das sie noch glauben. — Bezauert starren sie ihn alle an, alle regungslos, Kopf an Kopf, die Sitzenden, die Stehenden, und dieser gleiche Blick ist so treu, naiv, gehorsam, von einer so heiligen Einfalt. Die harten Furchen in ihren bräunlichen Gesichtern erzählen jetzt noch rührender von dumpfen Stunden, Tagen, Jahren, Menschenaltern, verbracht mit der Feindin, der Maschine, in schlechter Luft, indes die endlosen Riemen schwirren.

Der Mann auf dem Brette aber redet weiter Honig und Blut. Er reizt sie auf, vergrößert ihre Leiden durch

grelle Schilderung und weckt ihre Empfindlichkeit. Er reizt sie gegen einen Fabrikanten von Fourmies, der vor zwanzig Jahren mit zwei Franks dort einwanderte, ein gewöhnlicher Arbeiter war und heute dreißig Millionen besitzt. Der arbeitete also selbst. Ja, wo ist die Unrechtgrenze? Im Haben oder bei einem gewissen Maß des Habens? Verliert der all sein Geld, so ist er wieder ein Bruder? Ein Kamerad?

Der Kandidat spricht dann von einem seiner Mitbewerber um das Mandat, einem Fabrikanten, der den Wählern Feste giebt. „Ah, er giebt euch Feste? Nun, ihr könnt ruhig seinen Wein trinken, sein Fleisch essen — und dann für mich stimmen. Denn dieser Wein und das Fleisch gehören euch. Ihr habt ihm das Geld verdient, womit er bezahlt. Nicht erst nach vier Jahren — viermal im Jahre sollten Wahlen sein, damit man euch öfter Feste gebe. Aber ihr werdet euch mit Brot und Spielen nicht abspeisen lassen. Ihr müßt in den Palästen wohnen! Euch will ich in den Palästen sehen!“

Nein, wenn ich ihm alles glaube — das nicht. Den Arbeiter von Fourmies, der Millionär wurde, will er ja aus dem Palast wieder hinauswerfen. Beim Palast hört also die Kameradschaft auf.

Und während er weint, prahlt, droht und heßt, frage ich mich, ob er es mit den armen Leuten aufrichtig meine. Das ist nicht einfach zu beantworten. Ich fühle ganz genau, daß er ab und zu etwas Anderes sagt, als er meint. Doch auch in der Unaufrichtigkeit giebt es wichtige Unterschiede. Ich kann mir eine jämmerliche kleine Unaufrichtigkeit denken, der es nur um das Ergattern eines Mandats zu thun ist, und die um

solcher armfeligler Vorteile willen dem Volke schmeichelt und es aufreizt. Die andere Unaufrichtigkeit besteht darin, zu einer Revolution zu verlocken, die nicht gelingen kann, und Forderungen aufzustellen, von deren Unerfüllbarkeit der Auführer durchdrungen sein muß, wenn er kein Dummkopf ist. Und sein Zweck wäre, nur das Gerechte zu erreichen, indem er Ungerechtes verlangt. So haben sie vor hundert Jahren die unmöglichen Forderungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit formuliert, und es ist um eine Kleinigkeit besser geworden auf der Erde. Zu welcher Art der Unaufrichtigen gehört also mein Redner, der ein kluger Kopf ist — zur großen oder zur geringen? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß mir seine Zuhörer ein tiefes Erbarmen einflößen. Werden sie in ihrem jetzigen Zustande hinsiechen oder auf der Suche nach einem besseren in die Bajonnette hineingehen, wie in Fourmies? Diese Generation der Maschinenmenschen und vielleicht die nächste, und wie viele noch? sind verloren. Es ist hart, ist es zu ändern? Es geht ihnen ähnlich wie den Juden, die zufällig in einer antisemitischen Zeit ihr Leben verbringen müssen. Spätere Juden werden lichtere Tage sehen; die jetzigen sind einfach übel dran.

Der Mann auf der Tribüne nimmt nun für seinen Sozialismus die Bezeichnung des „revolutionären und wissenschaftlichen“ in Anspruch. Dann reißt er noch einmal sein unsichtbares Schwert mit jener wilden Geberde aus der Scheide und sagt mit dem Siege seiner Ideen das Glück der Menschheit voraus. Er ist zu Ende. Sie klatschen ihm minutenlang Beifall.

Der revolutionäre und wissenschaftliche Sozialismus! Das ist ein gar volltöniges Wort. Nur gehen seine wirklichen

Vertreter nicht in solche Versammlungen. Die wissenschaftlichen Revolutionäre bereiten die Erlösung vom bekannten Elend und damit vielleicht auch gleich ein neues vor. Schon ahnt man, wie es werden will: die Anwendung der Elektrizität wird kommen! Solche Redner aber, wie der heutige, haben wohl die Aufgabe, die Leidenden über eine finstere Nacht hinwegzutäuschen mit Märchen, Verheißungen und blutigen oder lieblichen Vorspiegelungen.

Nach ihm verlangt niemand das Wort. Da läßt der Vorsitzende den Kameraden François auf die Bretter steigen. Der Kamerad François wird uns ein neues Lied singen.

Das ist der hohe Augenblick des Abends. Diesen Sänger werde ich nie vergessen. Wie er sich in der Leidenschaft seines Rebellenliedes auf die Fußspitzen stellt und gewaltig reckt, die Rechte hoch über seinem Haupte schwingend, scheint er über Menschengröße zu wachsen. Mehr als alle Deklamationen der Führer enthält dieses kurze Lied. Nein, nicht das Lied, dessen vier Strophen gar alltäglich von Leiden und Not, Schwelgern und auch ein bißchen von Panamisten sprechen. Ergreifender als das Lied ist der Vortrag, ist — die Hand, da oben in der Luft. Denn sie ist verstümmelt. Der Daumen fehlt. Irgend ein brutales Ungefahr an der Maschine. Doch arbeitet er wieder mit seiner armen Hand, das sieht man. Jetzt flattert und zittert sie fortwährend über seinem Kopf, als wollte er sie den rächenden Genossen zeigen. Den Rehrreim:

Camarades, du courage!
Mettons nous à l'ouvrage!

schmettert er mit Macht hervor. Er strengt sich an, daß ihm die Adern beinahe plagen. Bald haben sich die Kameraden

den Rehrreim gemerkt, nach der zweiten Strophe beginnen sie mitzufingen. Nach der vierten fingen alle. Es braust. Leidenschaftlich erheben sie alle ihre Hände, aber zuhöchst flattert die verstümmelte Hand des Sängers. Und großartig weht über der Versammlung ein Hauch der Revolution.

Volksbefragung.

S
in
 eleganter Bezirk von Paris, der jetzt verödet ist. Die Herrschaften sind auf den Schlössern, am Meer, im Gebirge. Die Fensterläden der zierlichen oder stolzen Paläste sind fest verschlossen. Nur abends sitzen vor den halbgeöffneten Thoren Leute, die sehr vornehm aussehen. Sie machen über die Vorbeigehenden spöttische Bemerkungen oder lächeln ironisch: „Aha, auch so ein gemeiner Mensch, der im Sommer hier bleibt!“ Denn sie selbst bewegen sich gewöhnlich in der guten Gesellschaft. Sie pflegen an einer Salonthüre zu stehen und jeden Kommenden laut bei seinem Namen zu nennen. Sie reichen den Damen Erfrischungen — allerdings auch den Herren. Man sieht sie bei den großen Premieren im Theater, wenn auch in der Vorhalle und mit Mänteln auf dem Arm. Sie fahren täglich ins Boulogner Wäldchen, freilich auf dem Bock. Nur im Sommer werden sie nicht mitgenommen, wenigstens nicht alle. Einige müssen das Haus hüten. Und wirklich schlafen sie in den Betten, baden in den Bannen, trinken die Weine, rauchen die entdeckbaren Cigarren und stimmen für den Kandidaten ihrer

Herrschaften. Wähler sind sie natürlich alle. Die Kammerdiener, Reitknechte und Köche wären zumeist Royalisten, sagt man mir; die Kutscher und Hausmeister in diesem Viertel aber Bonapartisten. Von den Hausmeistern weiß ich es nahezu mit Bestimmtheit. Alle, die ich bisher kennen lernte, waren Bonapartisten und Autoritäre. Es liegt eigentlich schon in ihrem Berufe. Näher getreten bin ich bloß Einem, in dem ich aber das Muster der Gattung verehere. Wenn er im Hofe nur die Augenbrauen runzelt, lassen die Stubenmädchen im vierten Stocke Teppiche, die sie klopfen wollten, vor Schrecken hinunterfallen. Er ist eine Säule seiner Partei und hat in dieser Wahlbewegung vielleicht mehr Briefcouverts geleckt, als irgend ein anderer Politiker Frankreichs. Er besorgt nämlich die Versendung der Wahlrundschriften. Manchmal trägt er die Briefe selbst aus, immer leckt er sie. Und zwar leckt er mit Überzeugung, er leckt für die unmittelbare Befragung des Volkes, für Referendum und plebiszitäre Ernennung des Staatsoberhauptes. Er nimmt ferner an Versammlungen teil und wirft hinaus. Ich glaube, er wirft noch lieber hinaus, als er leckt. Zuweilen erzählt er mir solche Zwischenfälle der Wahlbewegung mit seiner seit Wochen im Qualm der Versammlungen heiser geschrienen Stimme: „Als er lärmte, ging ich als Kommissär auf ihn zu und packte ihn an der Brust — so (zeigt mir den Handgriff) daß ihm gleich fünf Knöpfe von der Weste absprangen, und sein Hemd plakte. Und ffft hatte ich ihn umgedreht — und draußen lag er. Eins, zwei — ffft! Sie begreifen, mein Herr, ich als Kommissär!“

Ihm als Kommissär verdanke ich auch den Genuß einer Wählerversammlung. Dort, wo der Bezirk aufhört, vornehm zu sein und plötzlich von kleinbürgerlichem Leben überquillt, an

einem großen Plage liegt das Wirtshaus. Es ist dritten Ranges. An der Thür Gedränge. Nicht jeder darf hinein. Mehrere werden zurückgewiesen und entfernen sich schimpfend. Am Eingange steht mein Freund, mit wichtigerer Miene als je, und im Knopfloch trägt er ein dreifarbiges Abzeichen „als Kommissär“. Doch welch eine wunderbare Schickung — er muß immer die Thür hüten, auch als Säule einer Partei.

Der Saal ist klein, und den besten Teil des Raumes nehmen zwei Billards weg. Gasarme mit weißen Kugeln an den Wänden. Alle Lampen brennen. Arge Hitze. Dieses Billardzimmer grenzt an den eigentlichen Weinschank, zu dem drei Stufen hinaufführen. Eine halbhohe Wand trennt die beiden Abteilungen. Man sieht aus der einen in die andere. In den Weinschank kann man von der Gasse ohne weiteres eintreten.

Ich habe einen Platz in der guten Ecke des Billardzimmers und überblicke alles. An den Tischen sitzen etwa dreihundert Leute, die meisten haben die Oberlippe rasiert. Vom Hausmeister bis hinauf zum Haushofmeister sind alle Stände vertreten. Ferner einige kleine Geschäftsleute, wenige Arbeiter in der Bluse — von den Grenzen des Bezirks — und etwa ein Duzend Bourgeois mit dicken Goldketten auf den Bäuchen. Auf jedem Tische liegt ein Bilderbogen, der in grobem Buntdruck „Größe und Niedergang des Checknehmers Krummfinger“ darstellt. Acht alberne Bildchen mit einem falsch volkstümlichen Text. Zuerst wird der magere Politiker Krummfinger gezeigt, vor der Wahl. Dann als Abgeordneter, wie er aus einem Waggon erster Klasse aussteigt, mit einem stattlichen Pelz angethan, dick geworden von Checks und Opportunismus. Wie plump und unwahr das alles gemacht ist, sieht man am

deutlichsten auf der vierten Zeichnung. Das soll der Sitzungssaal des Palais Bourbon sein. Wer nur einmal in diesem Hause war, weiß, daß es nicht so aussieht, und daß nicht so abgestimmt wird, wie der niederträchtig talentlose Zeichner glauben machen will. Da steht Krummfinger mitten im Saale vor einer grünen, viereckigen Kiste, steckt mit der rechten einen Stimmzettel in die Spalte und hat die Linke auf dem Rücken; in diese legt ihm der hinter einem Vorhange halb verborgene Bestecher einen Beutel Geldes, während die übrigen Abgeordneten ruhig auf ihren Bänken sitzen und zusehen. Ein späteres Bild aber zeigt, wie der Mißwirtschaft Krummfingers abzuhelpen wäre. In einem fahnenengeschmückten Saale drängen sich „Mitbürger“ und stecken ihre Stimmzettel in die ehemals von Krummfinger benützte viereckige, grüne Kiste. An der Wand steht geschrieben, was das zu bedeuten habe: die Wahl des Präsidenten durch das Volk, sowie das Referendum.

Wahrhaftig, dieser kindische Bilderbogen ist ungemein lehrreich. Mit so dummem Zeug soll auf die Entschliebung der Wähler gewirkt werden! Für derart beschränkt hält man sie? Es ist keine Schmeichelei. Doch endlich ein Beispiel, daß man ihnen nicht schmeichelt. Ich glaubte schon, ich würde keines sehen.

Sie haben eine rechte Freude mit dem Bilderbogen, der nichts kostet, und vertreiben sich mit Erklärungen die Zeit, bis der Kandidat erscheint. Er vertrat den Bezirk bisher und bewirbt sich abermals um das Vertrauen seiner geliebten Mitbürger. Im Palais Bourbon war er ein gefürchteter Zwischenrufer. Seine Leistungen: Ab und zu ein grausames Wort, ein den Redner auf der Tribüne störender Widerspruch, mehrere ironische Aha! oder zornige Oho! viel Geklapper mit seinem Pultdeckel und ein Bruchteil des Lärms, den die Rechte in stürmischen Sitzungen

machte. Übrigens hat seine Unfruchtbarkeit eine triftige Entschuldigung: er gehörte zur Minorität.

Von der Eingangsthür bis zur Wand drückt er unterwegs eine Menge Hände und lächelt mit hinreißender Freundlichkeit. Dieses süße Lächeln, das sie sämtlich haben, bringt eine Familienähnlichkeit in die Gesichter aller Kandidaten. Das Lächeln ist ebenso vielversprechend wie ihre Programme, und es steckt ebenso viel dahinter. Dieser hat für jeden, an dem er vorüberkommt, ein verbindliches Wort, den Entfernteren nicht er herzlich zu. Also lauter erklärte Anhänger? Ich fange an zu fürchten, daß es nicht der Mühe wert war, zu kommen . . . Ein dicker junger Mann überschreitet den leichten Plauderlärm und beantragt, einen anwesenden Gemeinderat zum Vorsitzenden zu wählen. In einer kleinen Gruppe neben mir schreit man: „Abstimmen!“ . . . Gäbe es doch eine Opposition? Der dicke junge Mann läßt durch Handerheben abstimmen. Zwanzig Hände für den Gemeinderat, fünf oder sechs gegen ihn. Der dicke junge Mann verkündet: „Mit allen gegen sechs Stimmen ist der Herr Gemeinderat zum Präsidenten gewählt.“ Es ist die Wahrheit, wenn auch ein wenig hergerichtet. Sehr hübsch gemacht. Man merkt es kaum.

Der Vorsitzende giebt dem bisherigen Abgeordneten das Wort. Dieser tritt auf ein kleines rundes Podium, das nun immer die Tribüne heißen wird. Ein großes Wort für ein so kleines Brett und für die darauf Stehenden. Der Herr Abgeordnete kommt mir eigentümlich verringert vor. In der Kammer trat er sehr sicher und selbstbewußt auf, und nicht nur seine Ahas, auch seine Ohos galten etwas. Denn wir befinden uns im alten Lande der Fronde, in dem die widerspenstigen Männer nie unbeliebt sind, nie unbeachtet bleiben.

Und hier ist er so zahm. Der Trotzige verneigt sich vor einem Parterre von Lafaien. Nein, wird man sagen, er beugt sich dem allgemeinen Stimmrecht, das sie verkörpern. Vor dem allgemeinen Stimmrecht gilt ein Kammerdiener genau so viel wie ein Bergwerksarbeiter, und ein Dummkopf ist nicht weniger wert als Alexander Dumas. Das ist auch ein Standpunkt.

Er beginnt: „Meine Herren Wähler!“

Es ist eben ein besserer Bezirk; anderswo nennt man die Wähler mit einer gewissen republikanischen Barschheit „Bürger“.

„Meine Herren, ich will Ihnen meinen Rechenschaftsbericht erstatten.“

Ein Ruf: „Sie haben sich Zeit gelassen!“ Man zischt den Wortwichtigen zur Ruhe. Die Kommissäre blicken nach ihm hin. Mein Freund, der Hausmeister streift sich den rechten Ärmel ein wenig in die Höhe.

Der Abgeordnete aber meldet, was er alles gethan. Abstimmungen, an denen er teilgenommen. Reden — kurze — die er gehalten. Ach, ein ärmliches Inventar. Er konnte freilich als Oppositionsmann nicht viel mehr leisten, das ist ganz wahr. Die Opposition kann immer nur Hü und Gott rufen und höchstens mit der Peitsche knallen; die Zügel führen andere. Ob man wohl besser führe, wenn seine Partei wieder lenkte? Man darf es bezweifeln.

Doch wie kläglich ist es, verschollene Zwischenrufe, Aufwallungen der Debatte, Zusatzanträge und anderen Kleinfram des parlamentarischen Lebens als Leistungen auszubreiten. Wenn er Aha oder Oho sagte, war das also eine politische That? Es verdirbt mir nachträglich seine Entrüstung, die manchmal einen Zug ins Große hatte. Und das ist noch Einer der Besseren,

Einer der Hundert, deren Namen man in der Kammer kennt. Was mögen die übrigen Fünfsthalbhundert ihren Wählern jetzt erzählen. Ich denke mir sie in Wirtshäusern, die noch ärger sind als dieses, und in deren Qualm und Fuselduft man doch ein Mandat zusammenraffen kann, wenn man sich sehr bückt.

Der Herr Abgeordnete trinkt hastig einen Schluck Wasser, wischt sich mit dem Taschentuch heftig von hinten nach vorn über seine schwitzende Glaxe und geht zur Kritik der opportunistischen Zustände über. Eigentlich dasselbe, was der Bilderbogen erzählte, aber schreiend vorgebracht, mit geschwollenen Adern und begleitet von wilden Geberden, denen man die Unrechtheit anmerkt. Das abgeleierte Couplet über Panama fehlt auch nicht. Ich glaube, diese Zuhörer bleiben dabei kühl. — „Man hat euch anderthalb Milliarden gestohlen!“ — Einige klatschen Beifall, weil sie sich durch die Zumutung geschmeichelt fühlen, daß ihnen ein so großer Betrag abhanden gekommen wäre. Die meisten sind frostig. In der Widerspruchsecke wird sogar gelärmt.

Der Abgeordnete hat ein großartiges Wort: „Ich werde mich durch ein paar Individuen in meinen Ausführungen nicht stören lassen.“

So schnell sinkt der geehrte Wähler zum Individuum herab.

Der Vorsitzende fügt hinzu: „Sie können ja nach dem Kandidaten das Wort ergreifen, wenn Sie uns etwas zu sagen haben.“

Und die Kommissäre nähern sich dem Lärmtwinkel, wo die Anhänger des Gegenkandidaten sitzen. Ich höre die Stimme des Hausmeisters heraus: „Sie werden später das Wort ergreifen!“ In seinem Munde klingt es nicht mehr wie eine Einladung, sondern als Drohung. Ist auch eine. Zur öffent-

lichen Rede entschließt man sich nicht so leicht. Den Atem zu einer längeren Rede hat nicht Jeder. Der Herr Abgeordnete weiß das am besten. Eingeschüchtert schweigen die Gegner. Eine Tracht Prügel würde sie vielleicht nicht dermaßen ängstigen, wie die Aussicht, die „Tribüne“ besteigen zu müssen. Dennoch meldet sich ein Interpellant. Mit sichtlichem Widerwillen nimmt es der Vorsitzende zur Kenntnis.

Jemand schreit nun: „Nieder mit den Juden!“ Es findet keinen rechten Widerhall. Denn man weiß nicht, ob der Ruf von einem Freunde oder Gegner ausgestoßen wurde. Politische Unterschiede giebt es überhaupt in dieser Versammlung nicht: alle sind Plebiszitäre. Es handelt sich nur um persönliche Anhängerchaften. „Nieder mit den Juden!“ ist daher eine farblose Äußerung, auch eine gefahrlose. Das kann jeder ruhig sagen.

Der Abgeordnete erzählt dann noch, daß es sein Bestreben war, die heimische Arbeit zu schützen, fremde Dienstboten fernzuhalten (echter Jubel!), und wie er die Lasten kleiner Geschäfte vermindern, die der großen aber vermehren wollte. Letzteres ist schon gelungen, ersteres noch nicht. Das heißt: einige Leute zahlen jetzt mehr Steuern. Und ein Herumwerfen mit Milliarden. Man hört mit offenem Munde zu. Viele langweilen sich unverhohlen. Im ganzen ein magerer Erfolg.

Aber der angemeldete Wähler nimmt das Wort. Er ist blaß, doch wagt er's. Mit dem Programm wäre er so weit einverstanden. Für Volksbefragung und direkte Wahl des Staatsoberhauptes seien hier alle. Darüber sei kein Wort zu verlieren. Doch warum kandidiere der Herr Abgeordnete nicht im andern Teile des Bezirkes, der 1889 nur Einen Vertreter hatte und jetzt zwei hat. Diesen Kreis sollte er einem beliebigen Gemeinderat — dem Gegner — überlassen. Da der bisherige

Vertreter auch in jenem Kreis Aussichten hätte, könnte die Partei einen Sitz gewinnen.

Der Abgeordnete wischt sich rasend über die Glaze und antwortet:

„Warum? Weil ich in diesem Kreise 1889 mehr Stimmen hatte als drüben. An meinem Gegner wäre es, sich zurückzuziehen. Ich habe hier ältere Ansprüche. Er hätte nicht kandidieren dürfen . . .“

Eine Stimme: „Greifen Sie ihn nicht an! Er ist makellos.“

Der Abgeordnete, schreiend: „Ich auch, mein Herr! . . . Er hat allerdings viel Geld. Doch das Geld, meine Herren . . .“

Der Redner wird in diesem Augenblicke jählings unterbrochen. Vielleicht war er im Begriffe, einen noch unbekanntem Gedanken über das Geld zu äußern. Das wird man nie erfahren.

Der Saal ist plötzlich wild. Jenseits der halbhohen Wand, in der Weinschänke, steht ein Knäuel von Menschen und lärmt. Hochrufe auf den Gegenkandidaten ertönen. Hier im Hauptsale entsteht Verwirrung. Einzelne verbieten einander, zu sprechen. Die Anhänger des Abgeordneten sehen sich verdukt um, beginnen sich zu zählen. Ein Gefühl der Unsicherheit nimmt überhand. Niemand weiß, ob er im Saale bleiben wird. Die Kommissäre rufen in den Lärm hinein: „Sie werden später das Wort ergreifen!“ Das wirkt nicht mehr. Mein Freund, der Hausmeister, blickt düster. Jetzt gilt es nicht mehr, die Ordnung zu erhalten, sondern sich selbst. Drüben im Schankzimmer haben die Gegner die Übermacht. Sie drängen unaufhaltsam herein. Die Unentschlossenen gehen zu ihnen über, die Gleichgiltigen lachen schadenfroh. Prügel liegen in der Luft. Von der Holzwand her eine Bewegung. Es ist der Gegenkandidat. Er

kommt unter Hochrufen die drei Stufen herab. Die Versammlung ist ihm unterthänig. Er geht zur Tribüne hin, ohne den Abgeordneten zu grüßen. Dieser steht betroffen, sprachlos und eifersüchtig da und fährt sich nur immer schneller mit dem Schnupstuch über die Nase.

Der Vorsitzende befragt die Versammlung, ob sie den Gegenkandidaten anhören wolle. Eine überwältigende Mehrheit dafür. Aber die Hände sind noch zur Abstimmung erhoben — da erlöschen plötzlich alle Gasflammen. Der Wirt, Anhänger des Abgeordneten, muß am Gashahn gelauert haben, und als er die Sache verloren sah, drehte er ab. Die Mache verrät eine geübte Hand.

Man drängt hinaus. Es ist nicht klar, wer gewaltsam entfernt wird. Eigentlich alle. Lampen und andere Gläser klirren. Stöße werden geschwungen. Von der Gasse kommt schwacher Lichtschein. Verwirreter Lärm. Um die Tribüne herum stoßen sich mehrere. Einer schwingt sich hinauf und hält eine heisere Rede in der Dunkelheit. Die Gegner beschuldigen einander, mutwillig die Versammlung gesprengt zu haben. Ich treffe im Getümmel mit dem Hausmeister zusammen. Er raunt mir zu, man werde ihn als Kommissär vielleicht prügeln, wenn er hinauskomme; doch zittert seine Stimme bei dieser Mitteilung nicht.

Und wir sind auf der Gasse. Der Herr Abgeordnete steht inmitten einer kleinen Gruppe treuer, zerknirschter Freunde. Sein Gegner tritt auch heraus, brückt viele Hände, lächelt, erkennt in der Dunkelheit Leute, die er nach der Wahl am hellsten Tage nicht sehen wird, sagt einem jungen Arbeiter: „Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Bitte, grüßen Sie ihn!“ Dann zieht er ab, von seinen Wahlmachern umgeben und von Hochrufen um-

schwirt, die vermutlich bezahlt sind, nach einem anderen Gasthause. Hinter ihm drein die Freunde billiger Rausche.

Der Herr Abgeordnete geht ruhiger weg. Ihn begleiten keine Hochtraktierer. Er hat keine Rausche zu vergeben. Er ist recht verlassen. Und er mag in bitteren Betrachtungen heimkehren. Ah, diese Wankelmütigen, Gedankenlosen, Undankbaren, diese — diese Individuen! Alte Dienste vergessen sie, dem Erstbesten laufen sie nach. Ah, das Volk!

Und das soll man befragen?

Der Löwe.

Auf dem Platze der Republik, wo der Verkehr volkreicher Bezirke mit Macht zusammenströmt, steht die hohe Frau. Sie hält einen Zweig in der Hand. Belleville wendet sie den Rücken und betrachtet die Omnibusse, die ruhelos von der Madeleine zur Bastille und wieder zurück fahren. Sie blickt hinüber nach der Rue du Temple, hinein in die Rue de Turbigo, gelassen und ewig. Nur was in der Rue du Château d'Eau, gleich nebenan, vor der Arbeitsbörse vorgeht, kann sie nicht beobachten. Denn sie müßte sich umdrehen, und das vermag sie nicht; sie ist aus Bronze.

An dem steinernen Sockel, der die Freiheitsgöttin trägt, steht der übliche Löwe, Sinnbild der Kraft, der Treue, des Mutes. Die Bildhauer sind der Ansicht, daß Mut, Treue und dergleichen nicht anders als durch einen Löwen auszudrücken seien. Das ist nun ein republikanischer Löwe, richtiger ein rallierter. Die Löwen sind ja, wie man aus der Heraldik weiß, zumeist monarchisch gesinnt. Dieser eherne der Republik bewacht eine Urne mit der Inschrift „Allgemeines Stimmrecht“.

und er sieht ganz so aus, als ob er mit sich nicht spaßen ließe. Er ist immer schlecht gelaunt, auch wenn ihn die bleichen Kinder anlächeln, die man aus den engen Gassen hierher ins Freiere bringt. Er kümmert sich nur um seine Urne, rollt pathetisch und ernst den Schweiß und blickt grimmig aus nach Feinden. Er hat Recht. Man bewacht das allgemeine Stimmrecht oder man bewacht es nicht, ein Drittes giebt es nicht. Er ist ein braves, pflichteifriges Vieh und erinnert in seiner erhabenen Beschränktheit an die großen Revolutionäre vor hundert Jahren. Waren auch Löwen, auch von Erz.

Aber das Monumentale wird vom Alltäglichen überrauscht. Bronzelöwen und Göttinnen werden vergessen, noch bevor sie edel verrostet sind. Wer sieht sich nach der Freiheitsgöttin um, wenn er über den Platz der Republik geht? Höchstens Kinder, Fremde oder Dichter. Besonders muß hinzukommen, damit man das langweilig Große beachte. Das ist jetzt der Fall. Die Wahlschlacht tobt an den Straßenecken, nämlich die papierene Schlacht der Wahlzettel. Kleistertopf und Pinsel sind die Waffen, und wem der Drucker am längsten und am meisten borgt, ist Sieger. In allen Farben des Regenbogens und der Parteien schillern die Mauern der öffentlichen Gebäude. Nur diese dürfen beklebt werden. Eine weitherzige Auslegung duldet jedoch, daß man auch das Straßenpflaster, die Ecksteine, Laternenpfähle, Brückengeländer zur Wahlreklame benütze. Die Bettelstut schwillt an, beklebt die Denkmäler, überschwemmt sie endlich. Erst werden die Stufen beklebt, dann überbieten sich die kämpfenden Anschläger und steigen immer höher, einer auf den andern, über den andern. Anklagen und Verteidigungen, Proteste, Warnungen, Verdächtigungen, Beleidigungen, immer gröber, je näher der Wahltag rückt. Heute sind nur noch Worte wie

„Skandal“, „Lüge“, „Gemeinheit“, „Verrat“, „Schurkerei“ auf den bunt schimmernden Sockeln der Denkmäler zu lesen. So hat man auch das der Freiheit auf dem Platze der Republik zugerichtet und selbst den treuen Löwen nicht verschont. Schmale Papierstreifen mit den Namen der Kandidaten entstellen seinen tapferen Leib. Nicht einmal Wunden gleichen sie, sondern nur den Banderillas, mit denen man die Stiere in der spanischen Heze ärgert.

Armer Löwe! Und doch war er nie ein so treffliches Sinnbild wie jetzt, wo das veraltete Pathos seiner Wacht unter Papierfegen verschwindet. So ist die Bronze der republikanischen Prinzipien auch nicht mehr zu sehen, persönlicher Hader verdeckt sie.

Sogar die Urne hat man ihm verklebt, dem braven, betrübten Löwen. Aber daß er es sich gefallen ließ, ist zum Staunen. Wäre er ein schläfriger oder feiger Wächter? Nein, gewiß nicht. Entreißen ließe er sich die Urne nicht. Wer das versuchte, den würde er zerfleischen. Wenn man sie nur beschmutzt, sieht er ruhig zu. Geraubt wird sie nicht, das scheint ihm die Hauptsache. Für Feinheiten haben selbst die geistigsten Löwen kein Verständnis.

II.

Das Palais Bourbon.

Der Präsident.

Wiesem Schauspiel zuliebe bin ich manchemal schneller über die Concordiabrücke gelaufen und habe manche schöne Beleuchtung der alten Stadt versäumt, die dort den Fluß hinauf jenseits des Pont-Neuf auf der Seine-Insel liegt. Ufer und heller Strom vom Licht des frühen Nachmittags beglänzt, ein Bild, das der Blick zärtlicher umfassen möchte. Aber dort hinter den wohlbekanntenen Säulen des griechischen Tempels der französischen Abgeordneten wird jetzt das Schauspiel aufgeführt, das uns immer wieder anzieht: der Einzug des Präsidenten.

Ja, es fesselt, wie oft man es auch gesehen habe. Eine Größe liegt darin. Wie auf die Pose und die Phrase verstehen sich die Franzosen auf die Erfindung und Ausgestaltung feierlicher Aufzüge. In anderen Ländern, wo fürstliche Geschlechter seit langem ununterbrochen regieren, besteht für alle großen Gelegenheiten ein bejahrtes Ceremoniell, und zuweilen steckt das Feierliche nur in den allertümlichen Gewändern. Hier dagegen werden solche Wirkungen mit ganz modernen Hülfsmitteln

mitteln erreicht. So beim täglichen Einzuge des Kammerpräsidenten. Gambetta pflegte, als er die höchste Würde des Abgeordnetenhauses innehatte, seinen Vertrauten die Bewegung zu schildern, die ihn jedesmal packte, wenn er zwischen den Soldatenreihen unter Trommelwirbel nach dem Sitzungssaale schritt. Das Herz schlug ihm höher, ein Schauer flog ihm über den Rücken, dem einstigen Stammgaste des Café Procope, den dort wohl selbst die Kellner recht nachlässig gegrüßt hatten. Täglich, wenn er zur Sitzung geht, wird dem Kammerpräsidenten seine hohe Würde fühlbar gemacht, und jeder Zuschauer empfindet sie eigentümlich bewegt mit. In der Vorhalle stehen zwei Reihen Soldaten, das Bajonnett aufs Gewehr gepflanzt; hinter ihnen dichtgedrängt die Neugierigen, die der Aufzug täglich anlockt: Journalisten, Galeriebesucher. An der Thür, die zu den Privatgemächern des Präsidenten führt, stehen mit gezücktem Degen zwei Offiziere. Durch diese offene Thür blickt man in einen langen leeren Festsaal, an dessen anderm Ende vor einer verschlossenen Pforte Huissiers wachen. Jetzt springt diese auf. Ein Thürsteher ruft, von Ehrfurcht sichtlich ergriffen, aus: „Der Herr Präsident!“ Alle Häupter entblößen sich, Kommandoworte erschallen, und durch den langen leeren Saal bewegt sich im Krönungsschritte ein kleiner Zug heran: der Herr Präsident im Frack und mit weißer Halsbinde, umgeben von seinem Gefolge. Das sind Huissiers mit der Kette um den Hals, dem Degen an der Seite, ferner Quästoren, Schriftführer und andere Beamte. Die oft ins Palais Bourbon kommen, kennen auch jenen unscheinbaren Mann mit dem graublonden kurzen Barte, im Knopfloch trägt er die Offiziersrose der Ehrenlegion, und er fehlt nie im Zuge. Huissiers, Quästoren, Schriftführer wechseln, der Präsident selber wechselt,

ja der am häufigsten; nur dieser unscheinbare Mann mit dem vornüber gebeugten Kopfe ist immer da, und doch geht er verlegen mit, als ob er eigentlich gar nicht dazu gehörte und sich dem Zuge nur unterwegs zufällig angeschlossen hätte. Das ist Herr Pierre.

Der Präsident ist am Eingang der Vorhalle angelangt. Die beiden Offiziere senken vor ihm den Degen und nehmen ihn in ihre Mitte. Von nun an steht er unter ihrem Schutze. Die Soldaten präsentieren dem Herrn im Frack das Gewehr. Trommeln wirbeln. . . . Dieser Tage hat sich in den Trommelschall ein ganz ungewöhnlicher Lärm gemischt: stürmische Hochrufe auf den dicken Herrn im Frack, der jetzt der Herr Präsident ist, und der nicht gerade begeisternd aussieht, wenn er mit seinem watschelnden Gange durch den Festsaal und die Vorhalle des Palais Bourbon schreitet. Hochrufe auf Charles Dupuy! Wahrhaftig, er hat sie verdient in der Bombensitzung, als er sein gelassenes Wort sagte: „Die Sitzung dauert fort!“ Es sind geistreichere, glänzendere, besser gedrehte und gespitzte Worte vom hohen Platze des Vorsitzenden in dieser Saal, in die Welt hinausgeschossen, nie eines, das den Sprecher des Hauses mehr geehrt hätte. Ein Unerwartetes hat sich begeben: derselbe Charles Dupuy, der vor wenigen Tagen von einer recht mageren Majorität auf den Thron des Vorsitzenden hinaufgehoben wurde, ist heute der beliebteste Präsident, den diese Versammlung je gehabt. Wenn ihn die Laune faßte, abzudanken, würde er morgen einstimmig wiedergewählt. Er ist jetzt der einzig mögliche Kammerpräsident, noch bevor man eigentlich weiß, was er für ein Vorsitzender ist. Ja wohl, er leitet die Verhandlungen schon, wie wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes gethan hätte. Vielleicht ist es eine leichte Arbeit, vielleicht erlernt ein

auch sonst aufgeweckter Kopf rasch die Anwendung der Verfassung und Geschäftsordnung in den zweifelhaften kleineren oder größeren Fällen, die fast jede Sitzung bringt. Es scheint wirklich so zu sein, denn selbst wenn der Alterspräsident oder irgend einer der gleichgültigen Vicepräsidenten den Vorsitz führt, wird nie ein Fehler begangen. Alles geht immer am Schnürchen. Die Schriftführer schreiben nicht. Der Vorsitzende — welcher es auch sei — plaudert angeregt mit Ministern und Deputierten, die ihn besuchen; überfieht, überhört dabei nichts, was im Saale vorgeht. Und hinter dem Präsidialstuhl drückt sich ein unscheinbarer Mann bescheiden an die Wand. Das ist Herr Pierre.

Charles Dupuy leitet also die Verhandlungen mit einer so umfassenden Geschäftskennntnis, wie — wie jeder andere. Aber was er für ein Vorsitzender ist, das weiß man nicht, man kann es noch nicht wissen.

Denn wie er es in der Antrittsrede versprochen, hat er bisher seinem Temperament Zügel angelegt und noch niemanden beleidigt. Dieser behäbige, gemüthliche Mann ist nämlich ein gar flinker Zwischen- und Zurückrufer, und er versteht es, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Dabei wird natürlich immer jemand beschädigt. Ein Präsident der französischen Kammer, der für langweilig gilt und geringgeschätzt wird, wenn er sich nicht fortwährend in die Debatte mischt, hat nun eine so reiche Gelegenheit, Hiebe nach rechts, links und auch in die Mitte auszuteilen, daß man nur abwarten muß, wie lange Herr Charles Dupuy enthaltsam bleiben wird. Sein jüngster Erfolg dürfte uns die Wartezeit abkürzen. Wir werden wohl bald „Worte“ von Charles Dupuy zu verzeichnen haben. Werden es immer glückliche sein? Die Hand, welche die Glocke schwingt, muß nicht nur fest, sondern auch weich sein

können. Die umfassende Geschäftskennntnis genügt nicht. Geistesgegenwart ist schon mehr wert, und Mut in einem schwierigen Augenblicke kann, wie sich neulich gezeigt hat, dem Präsidenten zu hohem Ruhm verhelfen. Doch all diese Eigenschaften sind nichts, wenn er eine nicht besitzt: die Liebenswürdigkeit!

Die hatte einer, der nun verschollen ist, und an den wir nicht ohne Bedauern zurückdenken können: Floquet! . . . Siehe, schon eine „Erinnerung“! Gehen hier die Jahre so schnell dahin oder die Menschen? . . . Floquet war ein entzückender Präsident, man wird schwerlich jemals — soll ich sagen: einen besseren? — nein, einen französischeren sehen. Darum war er so sehr an seinem Plaze. Ein Franzose würde von ihm sagen: „Il avait la bosse de la présidence.“ Er war ein so vortrefflicher Präsident, daß man ihm den Mangel einiger minder wichtiger Eigenschaften, z. B. der Unbefangtheit und Unparteilichkeit, verzieh. Richtiger: man merkte es kaum, daß er partiisch war. Und doch ging das bei ihm bis ins Persönliche. Er hatte seine Leute, und nicht immer waren es seine politischen Freunde, denen er alles gestattete. Den reaktionären Hitzkopf Baudry d'Asson, der im Grunde ein sehr gutmütiger alter Schreihals ist, ließ er gröhlen, so viel der nur wollte. Der war sein heimlicher Liebling, den er freilich auch gut abzufertigen verstand. So einmal in köstlicher Scene. Von der Rechten war ein den Präsidenten selbst beleidigender Zwischenruf gefallen. Floquet wendete sich zornig hin: „Wer hat das gerufen?“ Und Baudry d'Asson meldete sich schleunigst: „Ich wars!“ Darauf sagte Floquet ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, zum Redner, der eben auf der Tribüne stand: „Fahren Sie fort!“ . . . Er bestrafte Baudry damit, daß er ihm den gewünschten Ordnungsruf nicht gab, mit dem er doch sonst



verschwenderisch war. Mancher kleine Abgeordnete, der zum erstenmale mit einem bescheidenen Kratohl Ruhm zu erwerben versuchte, wurde gleich in sein Dunkel zurückgeworfen. Und was hat Déroulède gelitten, bevor er in den Panamageschichten der Herr der Kammer wurde. Ihn ließ der Präsident Floquet ungern reden, er schnitt ihm das Wort ab, wo er nur konnte, selbst wenn Déroulède, was auch zuteilen vorkam, zur Sache sprach. Gefiel ihm Déroulèdes Stimme oder Nase nicht? Einen dieser triftigen Gründe hatte er jedenfalls. Dennoch nahm ihm Déroulède wahrscheinlich die Entziehung des Wortes niemals übel. Floquet war nämlich dabei liebenswürdig, wie ein härteigig thuerender Onkel, der die jungen Leute anschnauzt: „Geh, schweig lieber! Das verstehst du ja gar nicht. . .“ Er hatte überhaupt reizende Impertinenzen, die mit solcher Anmut vorgebracht wurden, daß ihm kaum der Betroffene gram sein konnte. Oft lag seine Neckerei in der Anrede; so, wenn er die Fürsten und Grafen der Rechten kurzweg bei ihrem Namen rief, den Titel republikanisch übergehend, oder wenn er den Bischof Freppel einfach „Herr Freppel“ nannte. Als aber Freppel starb, hielt er ihm einen so schönen warmen Nachruf, daß sich die Konservativen gerührt die Augen wischten. Auf Nachrufe voller Herzlichkeit verstand er sich wie keiner. Die graueste Sitzung bekam durch ihn Farbe und Leben. Seine „Worte“ waren zahllos: pathetische, lustige. Er wußte sie zu schleifen und ins Licht zu setzen, daß ihre Facetten köstlich glänzten und man sie für die seltensten Edelsteine hielt. Er hätte vermutlich ein besser und bunter geflügeltes Wort gefunden, statt Dupuy's „Die Sitzung dauert fort!“ Denn auch er wäre dageblieben, auch er hätte die Sitzung fortgesetzt, auch er besäße ein unerschrockenes Herz. Er bekam nur auf dem Präsidenten-

stuhle nie Gelegenheit, ein Wort für die Geschichte zu sprechen, wie es in seiner Jugend das „Vive la Pologne, Monsieur!“ gewesen, das er dem Zar zugerufen hatte. So hat sich seine Gabe, hurtige Epigramme aufflatern zu lassen, verzettelt. Er war nur der „geistreiche Präsident“. War er wirklich so geistreich? Darauf kommt es eigentlich gar nicht an. Er galt dafür. Das ist oder war mehr wert. Jetzt hat man alle Mühe, sich auf eines seiner „Worte“ zu besinnen. Denn meist waren es kleine Neckereien, die verstoßen. Er hänselte den Redner, machte sich über die Zuhörer lustig. Schwanken die Deputierten während einer Rede zu laut, so erkundigte er sich wohlwollend, ob es sie vielleicht störe, wenn jemand auf der Tribüne spreche. Er hatte tausend schnurrige Wendungen, um Ruhe im Saale zu schaffen. Man lachte und schwieg eine Weile, dann plauderte man weiter bis zu seinem nächsten „Wort“.

Ob er saß oder stand, er sah immer großartig aus. Nie hätte ihn ein Augenblicksphotograph in unedler Pose überrascht. Er war stets „der Präsident“. Man mußte nur sehen, wie er den Ministern, die zu ihm hinaufstiegen, die Hand reichte. Der Arm lag nachlässig auf der Stuhllehne, und ohne sich weiter zu bewegen, gab Floquet den Besuchern die schlaffe Hand, ließ sie vielmehr ergreifen, wie wenn er den Handkuß gestatten wollte, oder er blickte im Hause umher, wenn nicht viel vorging, beguckte die Galerien, von denen er sich bewundert wußte, immer in stolzer Haltung, das kühne, mit den Jahren verfettete Profil nach oben gerichtet. Ein Bourbonenkopf oder Kopf eines Marquis der früheren Zeit, das Gesicht glatt rasiert, damit keine Feinheit des Mienenspieles verloren gehe; die grauen Haare, wie man erzählte, auch noch gepudert. Er sah wahrlich groß aus. „Republikanischer Adel“, sagte Frau

Floquet, seine Gemahlin. . . . Und während er so auf dem Präsidentenstuhl seine mannigfaltigen Vorzüge zur Geltung brachte, oft nur mit seiner Person beschäftigt schien, sah er alles, hörte er alles, traf im richtigen Augenblicke die richtige Entscheidung und erklärte den zerstreuten Abgeordneten, worüber jetzt abzustimmen sei. Im Zweifel konnte man bei ihm nie bleiben; alles erläuterte er so deutlich, in jedem Gesetzentwurfe war er zu Hause, jeden hatte er sichtbarlich studiert, überdacht, mit seinem Geiste durchdrungen. Bei diesen Erläuterungen, die Muster von Klarheit waren, fand er auch noch Zeit, zwischen- durch eine Menge kleiner Papierchen zu lesen, die ihm jemand überreichte. Der jemand trat von hinten an ihn heran, verneigte sich ergebenst und streckte die Zettel oder ein aufgeschlagenes Buch hin. Das war Herr Pierre.

Natürlich fühlte er sich wohler in den bewegten Sitzungen, als in den stillen. Dann konnte er ganz den großen Präsidenten zeigen, der er war. Er liebte den Lärm, die Stürme, die wilden Debatten, um sie zu beherrschen. Da war seine Geistesgegenwart am meisten zu bewundern. An solchen Tagen vermag der Vorsitzende viel. Sturz oder Sieg der Regierung hängen nicht selten von seiner Geschicklichkeit ab. Er kann die Interpellanten zügeln oder einherstürmen lassen. Er kann Strafen verhängen, das Wort entziehen. Er kann beim Händeaufheben entscheiden — freilich nur in Übereinstimmung mit seinem Bureau — wo die Mehrheit sei. Er kann noch vielerlei anderes, wenn er den Kopf oben behält, indes alle übrigen den Kopf verloren haben; da ist seine Macht sehr bedeutend. In diesen Fällen war Floquet auch großartig. Wenn im heißen Saale der Aufruhr tobte, stand er bändigend, gebietend da, über allen. Er allein über der Kammer, auf der Präsi-

dentenhöhe, erhaben anzuschauen . . . aber auffallend war in solchen Augenblicken das Benehmen des Herrn Pierre. Der bescheidene Herr Pierre stand dicht neben dem Präsidenten, wie von der allgemeinen Aufregung aus seinem Hintergrunde hervorgejagt. Er redete sogar fortwährend auf den Präsidenten ein, der doch wirklich Anderes, Wichtigeres zu thun hatte; aber Floquet ließ es sich gefallen. Aus Güte, Leutseligkeit? Herr Pierre war und ist ja nicht einmal Deputierter, und der Präsident Floquet hatte recht stolze Manieren. Pfl egte er ja bei seinem täglichen Einzug in die Kammer den beiden Offizieren der Wache, die vor ihm am Eingange den Degen senkten, nicht einmal zu danken. Floquet war eben von seiner Würde ganz erfüllt, glaubte an seinen hohen Beruf, wußte, was er für ein merkwürdiger, einziger, unersehlicher Präsident war.

Er hatte Recht. Man sah es, wenn er an gleichgültigen Tagen einen der Vizepräsidenten die Sitzung leiten ließ. Etwa den braven alten de Mahy, der so viel läutet, wohl um die von ihm eingeschlaferten Abgeordneten wieder aufzuwecken, oder Pentral, oder gar den zum Sterben langweiligen Casimir-Perier. Auch diese machten ja, wie gesagt, keine Schnitzer, resumierten die Gesetze, erklärten die Abstimmungen deutlich — selbst Pentral, der als Apotheker berühmter wurde, denn als Jurist — aber wo blieb die Floquetsche Würze der Debatten? Es half nichts, daß sie den Meister bis ins kleinste nachahmten und sogar seine Gewohnheit, immer mit Herrn Pierre zu sprechen, annahmen. Wenn Floquet nicht vorsah, konnte man ruhig weggehen; es war eine tote Sitzung.

Und es begab sich, daß „der Präsident“, der Einzige, seinen Thronstuhl verließ, verlassen mußte, um nicht wiederzukehren.

Für die regelmäßigen Besucher der Kammer war es ein harter Schlag. Und wer kam an des Unersehblichen Stelle? Casimir-Perier, der zum Sterben Langweilige. Zum Glück ist seine Zeit vorüber; er wurde zu den Ministerpräsidenten versammelt. Oh, er hatte die besten Eigenschaften, er war korrekt, bescheiden, höflich; besonders höflich. Täglich wurde es bemerkt, daß er am Ausgange des langen leeren Festsaales vor den Offizieren, die den Degen senkten, stehen blieb und jedem von ihnen eine Verbeugung machte; anders als Floquet.

Ganz anders als Floquet, auch wenn er oben auf dem vergoldeten Lehnstuhle saß. Eine spröde Stimme, eine brüchige Art zu reden, das ganze Betragen steif und trocken. Wenn er „Worte“ machen wollte, blieb es beim achtbaren Versuch. Er hatte kein Talent zum Präsidieren, das fühlte jedermann, am stärksten wohl der Entthronte. War es für diesen ein Trost? Was wir unserem Nachfolger nie verzeihen, sind seine Vorzüge. Man mußte Floquet beobachten, wenn er später als einfacher Deputierter im Palais Bourbon erschien, ohne daß sich vor ihm eine Degenspitze gesenkt hätte, und ohne den leisesten Trommelwirbel. Still ging er nach seinem alten Platz, dort, wo die Radikalen sitzen, nahm an keiner Debatte teil, und sah nur vor sich hin. Aber wenn sein Nachfolger sich ungenügend zeigte, trommelte er nervös mit den Fingern auf dem Pult. Es war so deutlich, was er sich dabei dachte: „Wie hätte ich das gemacht! Und wie sähe er jetzt erst aus, wenn er Pierre nicht hätte — Pierre, der ihm auf den kleinen Papierchen alles hinreicht, was er zur Leitung der Diskussion braucht, der ihm alle nötigen Gesetzesstellen aufschlägt, der ihm zuflüstert, was zu sagen und wie zu entscheiden ist. . .“

Pierre! Ja, wer ist denn dieser Herr Pierre eigentlich,

dieser Unsehnbare, Unentbehrliche, der aus dem Dunkel emporwächst und ins Dunkle zurücktaucht. Man nennt ihn den Generalsekretär der Präsidentschaft. Wirklich ist er mehr. Die anderen machen die Geberden, sagen die „Worte“, läuten die große Glocke. Er jedoch lenkt die Lenker. Er ist — hm — er ist der Präsident.

Mitte Dezember 1893.

Wahlgespenster.

Zu den spaßhaften Dingen gehört die Wahlbeglaubigung, und sie erinnert an den Beweisfehler, den man *petitio principii* nennt. Von wem wird die Wahl eines Deputierten beglaubigt? Von den anderen Deputierten. Nun giebt es eine Zeit, wo lauter gänzlich unbeglaubigte Herren entscheiden, ob ein gewisser Herr zu beglaubigen sei oder nicht. Das geschieht am Anfang einer neuen Kammer. Leute, von denen man noch nicht weiß, ob sie selbst werden dableiben dürfen, haben doch das Recht, einen ebenso gut oder schlecht wie sie Gewählten zum Palais Bourbon hinauszujagen. Es ist wahr, sie machen von diesem Rechte fast gar keinen Gebrauch, wenigstens am Beginn. Sie sind noch voll Rücksicht für die kleinen Unregelmäßigkeiten, die an der Urne begangen wurden. Sie wissen noch, daß der Wähler oder liebe Mitbürger dumm und faul ist, daß man seinem zögernden Verständnis durch Mittelchen nachhelfen müsse. Der Dunstkreis ist von gegenseitigem Wohlwollen geschwängert. Keiner hebt den ersten Stein auf.

Über allmählich aichen sie einander zu Volksvertretern.

Immer mehr sind ihrer beglaubigt, und sie fangen an, über Wahlmißbräuche die Nase zu rümpfen. Sitzen mit einem fatten Lächeln da und hören überlegen zu, wie die angefochtenen Wahlen verteidigt werden. Und als immer ärmere Sünder stehen die Abgeordneten, die der Zufall spät zur Beglaubigung kommen läßt, auf der Tribüne. Endlich sind nur noch einzelne unbestätigt, weil die Vorgänge bei ihrer Wahl eine längere Untersuchung erfordern. Diese halben Deputierten führen nun im Palais Bourbon ein eigenes Schattenleben. Sie haben ihren Sitz im Hause, sie dürfen sich überall umthun wie die anderen, sie scherzen in den Wandelgängen, eilen geschäftig in den Saal, wenn plötzlich etwas Großes vorgeht — aber sie stimmen nicht ab. Das Recht dazu hätten sie, aber sie wagen nicht, es zu gebrauchen. Sie sparen sich sogar die Zwischenrufe vom Munde ab, und wenn die Übrigen munter Aha! oder grimmig Oho! schreien, ergötzen sich diese noch Unbefugten bescheiden oder entrüstet sich mäßig; auch dies nur mit Mienenspiel. Sie sind die Lautlosen. Doch niemand nimmt leidenschaftlicher Anteil an den Verhandlungen, als sie. Da ist einer, der Merkwürdigste von allen, ein Unbeglaubigter, der schon seinen Platz in der Geschichte Frankreichs gesichert hat, nicht gerade einen Ehrenplatz.

Er schwänzt keine Sitzung. Er geht nie hinaus; wahrscheinlich, weil er in den Wandelgängen nicht einen einzigen fände, mit dem er ein paar Worte tauschen könnte. Von Anfang bis zu Ende sitzt er da, und wenn man ihn genau betrachtet, sieht man, daß er fortwährend bemüht ist, eine ungezwungene Haltung zu haben. Er will aussehen wie jemand, der hierher gehört, der gar nicht überrascht ist, sich in diesem Hause zu befinden. Oder will aussehen wie jemand, der eben

wichtige Schriftstücke verarbeiten muß und darum nicht wünschen kann, durch müßiges Geplauder seiner Kollegen gestört zu werden. Oder wie jemand, der dringende Briefe zu schreiben hat und nur mit halbem Ohre hört, nur zerstreuten Blickes umhersieht Er? Alles nimmt er wahr, jeden Ton, jede Bewegung, jede Anspielung, jedes Geflüster, jeden Hauch ringsum. Er lauscht gierig, mit heimlicher Lust. Die grauesten Debatten fesseln ihn wie einen Provinzler, der zum erstenmale in das berühmte Palais Bourbon käme, auf die zweite Galerie, nach langem Betteln um die Eintrittskarte. Und doch ist er hier kein Fremder. Gut kennt er diesen Saal. Einst hat man ihm hier die Hand gedrückt und ihm den Hof gemacht. Später hat man den Saal verlassen, weil er sich erkühnte, einzutreten. Jetzt drückt man ihm nicht die Hand, man verläßt auch feinetwegen nicht mehr den Saal, man übersieht ihn bloß. Man übersieht ihn, wie wenn er Lust wäre, ein Gespenst, das nur Furchtsame bemerken.

Nein! Alle sehen ihn. Die Alten, die Genossen seiner Zeit, ehemalige Höflinge, Verpflichtete mit treulossem Gedächtnis, blinzeln über ihn hinweg. Die Jungen, Neugewählten lassen sich ihn zuerst zeigen, wenn sie hereinkommen. Jetzt ist sein Platz weit hinten, aber doch im Kreisabschnitte der Regierungstreuen. Einst saß er ganz vorne, war selbst ein Regierender. Und er heißt Wilson!

Ach, Daniel Wilson, sein eigener Schatten. Er war früher stark und stattlich. Nun ist er verkümmert, die Brust schmal und eingefunken, der Rücken hoch beim Sitzen. Er hat die vergrämten Hände, das bleiche, dünnhäutige Gesicht eines Mannes, der von langer Krankheit gebrochen worden, und wellt ist auch sein rötlicher Vollbart. Er hat scheue, kurzfristige Augen, denen

das Licht weh zu thun scheint, die aber rastlos umherspähen und nirgends verweilen mögen. So kauert er hilflos, unheimlich, und bei seinem Anblicke fällt mir die verregnete Fledermaus ein, die ich einmal gesehen habe, ich weiß nicht mehr wo. Sie hockte mit schlaffen Flügeln, mager, mitleiderregend, aber auch entsetzlich.

Wer hätte sich ihn so vorgestellt, den Mann, der eine der schwersten Erschütterungen dieser Republik verursacht hatte? Seinen Schwiegervater Grévy setzte die öffentliche Meinung hinweg, weil er sein Schwiegervater war. Den äußersten Stürmen widerstand Herr Daniel Wilson, und darum hätte man sich ihn aufrechter gedacht. Mit Staunen und einer gewissen Bewunderung hörte man, wie er in Loches, seinem alten Wahlbezirke, die politische Laufbahn wieder ganz von vorne begann. Seit Jahren marschierte er auf das Palais Bourbon los. Zu Loches ließ er sich vor allem in den Gemeinderat wählen. Zu Loches wurde er Bürgermeister. Dann stieg er weiter, unaufhaltsam und mit Troß. Er wurde Generalrat. Man hörte ihn kommen. Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, schäumte Widerspruch gegen ihn auf. Jede seiner Wahlen wurde angefochten. Er habe Stimmen gekauft, erschlichen, gefälscht. Und er ging beharrlich dem alten Ziele zu. Jetzt ist er da. Ein armer, müder Mann.

Er sitzt auf der vierten Bank, von hinten gezählt. Sein Platz hat die Nummer 316. Wer Wilson sehen will, braucht sich nur den Sitzplan der Abgeordneten geben zu lassen. Die anderen machen Besuche im ganzen Hause, setzen sich nieder, wo es ihnen beliebt, auf der Ministerbank; mitten unter Gegnern, gewöhnlich aber bei Freunden. Er hat keine Freunde. Er kommt wie ein braver Schuljunge, die Mappe unterm Arm,

zur Thür herein, die seinem Plaze Nummer 316 am nächsten ist, und setzt sich still hin. Welche Genußthuung sucht er da? Rätsel. Will er sich reden hören? Zu Loche's in der Gemeindestube hätte er es leichter als hier. Wenn er es wagt, auf die Tribüne zu gehen, wird man ihn beleidigen, und man wird ihn nicht sprechen lassen. Will er andere reden hören? Raum glaublich. Dafür hätte er jahrelang um Loche's geworben? Er darf nicht beraten, er kann nicht stimmen, seinen Beifall würde sich jeder verbitten, und wehe ihm, wenn er sein Mißfallen bezeigen wollte. Also nur um das Recht, auf dieser mit rotem Tuch überzogenen Bank vor der Nummer 316 Platz nehmen zu dürfen, alle die Opfer? Dafür list er jahrelang im Kreise von Loche's umhergezogen, aus einem Dorfwirtshaus ins andere? Dafür hat er Reden um Reden gehalten, Freiwein gezahlt, kleine Leute verpflichtet, ungewaschene Hände geschüttelt, nützliche Werke gestiftet? Was mag ihn dieser Sitz gekostet haben? Gewiß viel mehr, als wenn er Stimmen gegen Bargeld erlangt hätte. Denn das that er nicht. Es wird ihm nichts Schweres vorgeworfen. Höchstens, daß er Wahlzettel habe verteilen lassen, die nicht ganz weiß waren, wie es das Gesetz vorschreibt. Dadurch konnten seine Vertrauten an der Urne erkennen, ob der angeworbene Wähler auch Wort hielt. Ist das so arg? Und er hatte doch um zweitausend Stimmen mehr als sein Gegner. Saß er also wenigstens fest auf der roten Bank, Nummer 316? Er hoffte.

Diese Hoffnung habe ich oft auf seinem müden Gesicht gelesen, die weil die Wahlen anderer beglaubigt wurden. Denn jeder hat seine Wahlgespenster, nicht wahr? Im Palais Bourbon tauchen sie plötzlich auf, wenn sich ein Gewählter am sichersten wähnt. Da sind die Schatten weinfröhlicher Gefellen,

mit denen man vor der Wahl brüderlich gezecht. Jetzt sind sie schrecklich anzuschauen, die roten Nasen, die verglasten Augen. Der Trunk war eine Bestechung Da jammern hilflose Witwen, denen man vor der Wahl ein bißchen Geld gegeben. Aber die Witwen hatten wahlberechtigte Söhne, Brüder, Väter. Die Wohlthat war ein Kauf Da flattern die schwarzen Gewänder von Geistlichen, die von der Kanzel herab für den Kandidaten gesprochen. Die Predigt war eine Verführung Da flimmern die dreifarbigten Schärpen von Bürgermeistern, Polizeibeamten. Diese waren nicht kühl geblieben, als alle sich erregten. Ihre Teilnahme war der offizielle Druck Spukhafter Reigen. Die Toten, die man hatte abstimmen lassen, tanzen mit fremd und düster aussehenden Gestalten, deren Gesichter man nicht erkennen kann; das sind die Verschollenen, die wählten, ohne dagewesen zu sein. Und die schnurriige Reihe der mehrfachen: immer zwei, drei, vier ganz gleich anzuschauen, wie die Kaufgespenster eines Betrunknen; die haben mehrere Stimmzettel abgegeben. Und noch viel andere, andere. Die Gespenster jagen nur so vorüber.

Ja, man mußte Wilson betrachten, wenn die Wahlünden anderer besprochen wurden. Da blickte er weniger mißmutig drein, und einmal sah ich ihn sogar lächeln. Irgend ein Abgeordneter, dessen Wahl angefochten war, stand auf der Tribüne. Zu seiner Verteidigung erzählte der, daß sein Gegenkandidat noch viel ärgere Mißbräuche begangen hätte. Und er brachte den Klatsch der kleinen Stadt vor, diesen überall so gleichförmigen, nur durch die Gleichheit merkwürdigen. Überall Verleumdungen, wirre Anklagen. Man hat da und dort etwas gemunkelt, dieser hörte es von jenem, keiner weiß Genaueres, und alle glauben felsenfest daran. Das Ortsblättchen macht

verschämte Anspielungen. Diese Wahlblätter würden ein eigenes Kapitel verdienen. Sie tauchen einige Monate vor den allgemeinen Wahlen auf, erscheinen in wöchentlichen Schmähungen, sind in einem sehr hinterwäldlerischen Stil geschrieben, triefen von Beleidigungen und verschwinden gleich nach der endgiltigen Wahl, wenn der Redakteur nicht schon vorher ins Gefängnis gewandert oder durch Degenstiche kampfunfähig geworden ist. Doch zuweilen ist im Palais Bourbon von diesen hingewelkten Blättern die Rede. Man erfährt nicht ohne Ergötzen, wie und was da geschrieben wurde. Man hört, wie diese Zeitungen hießen, altväterische, schwunghafte Namen: Der Leuchtturm von Finistère, Die Biene von Satillieu, Das Morgenrot der Ardennen, Der Postillon von Puy-de-Dôme oder Die Zunge der Bouches-du-Rhône. Der Leuchtturm ist zerfallen, die Biene hat ausgefimmt, das Morgenrot ist verblaßt, der Postillon tutet nicht mehr, die Zunge steht still. Sie erscheinen höchstens bei der Beglaubigung von Wahlen als Schatten.

Jener Angefochtene verteidigte sich also auf der Tribüne, und Wilson hörte ihm mit Hingebung zu. Der Angefochtene erzählte alle Streiche seiner Gegner. Endlich zog er einen großen roten Anschlagzettel aus seiner Mappe. Auf diesem Zettel hatte der Gegenkandidat sich von verschiedenen geachteten Mitbürgern den Wählern empfehlen lassen, knapp vor der Wahl. Nachher stellte sich heraus, daß die Unterschriften nicht echt waren. Triumphierend schwenkte der Angefochtene den großen Zettel. Der grellrote Fegen Papier war ein beleidigend gemeiner Fleck in dem Saale, wo alle Farben gedämpft sind und Marmorsäulen die hohe Decke tragen. Lachte man über diesen Gegensatz oder über das Wahlstückchen? Kurz, man lachte, und Wilson lächelte zum erstenmale, glaube ich, seit er

wieder da war. Denn so wüste Dinge konnte man ihm doch nicht vortwerfen.

Und mit welcher Genugthuung mag er den Bericht über die Wahl des Herrn Melchior v. Bogüe im zweiten Bezirk von Tournon (Ardeche) gelesen haben. Der Vicomte von Bogüs, einer der besten Edelleute, die schreiben können, ein frommer und doch aufgeklärter Herr aus altem Hause, sicher eine Zierde der Republik, zu der er sich vor kurzem bekehrte — nun, dieser gräfliche Akademiker wurde auch nicht so ohne weiteres zum Abgeordneten gewählt. Der Bericht, den der Ausschuß erstattet, hat Stellen von epischer Größe. Der Ausschuß bereifte im Auftrage der Kammer den ganzen Kreis von Tournon (Ardeche) und vernahm Zeugen aus vierundfünfzig Gemeinden. Im Berichte werden Ortschaften aufgezählt, die vor Herrn v. Bogüe noch keines Europäers Fuß betreten hat: Brossainc, Sabas, Félines, Beaugres, Colombier-le-Cardinal, Saint-Désirat, Thorrenc, Boulieu, Saint-Clair, Banox, Bernoy, Vocance, Villevocance — es stimmt Einen ganz schläfrig und träumerisch, wie wenn man im Wägelchen über flaches Land fährt. Und welch ein wunderliches Leben.

„In Vocance,“ erzählt der Bericht, „sagte uns ein sicherer Besset, daß er am Wahltag auf die Mairie kam. Dort trank man Wein. Er legte zehn Sous hin, damit man ihn auch trinken lasse, doch weil er kein Anhänger des Herrn v. Bogüe war, begegnete er Schwierigkeiten als er seinen Durst löschen wollte. Und Besset fügte hinzu: Ein Glas Wein genügt oft, um eine Stimme zu ändern.“

Ja wohl! Man sieht ordentlich den armen Besset, wie er am heißen Augusttage auf der staubigen Landstraße gegen Vocance zu geht. In Vocance giebt es kein Wirtshaus, aber

auf der Mairie ist ein Fäßchen aufgestellt. Die Freunde Vogüés trinken, der sichere Besset sieht schwermütig und mit Durst zu. Selbst als er fünfzig Centimes bietet, läßt man ihn nicht nippen. Da schmilzt sein alter starrer Republikanismus, der von neubekehrten Grafen nichts wissen wollte. „Ein Glas genügt oft!“ seufzt er. Denn in dieser niederen Welt und besonders in Bocance, wo kein Wirtshaus ist, hängen unsere besten Entschlüsse von den Umständen ab. Ein Glas Wein genügt — aber nachher trank er wahrscheinlich mehrere. So ist aus dem sicheren Besset ein unsicherer Besset geworden.

In Beaugres hat Herr v. Vogüé etliche Männer, „mit einem Kinde der Gegend“ ein paar Flaschen auszustecken. Das Kind war Herr von Vogüé.

Die Geistlichkeit begünstigte den Vicomte sichtlich, obwohl er in Saint-Symphorien de Mahun öffentlich erklärt hatte, er wolle kein „Pfaffenregiment“. Der Pfarrer von Satillieu soll sich besonders bemüht haben. In einer Versammlung, die lau war, gab der Herr Pfarrer mehreren Männern aneifernde Rippenstöße und sagte dazu: „So schreit doch: Hoch lebe der Herr v. Vogüé!“ Und der Pfarrer von La Louverx that gar den Gegenkandidaten Herrn Le Roy in den Kirchenbann.

Vogüé sowohl wie Le Roy galten als Kandidaten der Regierung. Le Roy hatte einen ermutigenden Brief des Präfekten in der Tasche, aber Vogüé zeigte ein vertrauliches Schreiben des Ministers Develle jedem, der neugierig war. Da nun ein Minister auf die Männer von Tournon (Ardeche) mehr Eindruck macht als ein gewöhnlicher Präfekt, so schien Herr v. Vogüé sich in einem unerlaubten Vorteile zu befinden. Doch er hatte die Korngeschichte gegen sich. Die schadete ihm sehr.

Die Korngeschichte! Ein Gedicht . . . Der Ausschuß er-

zählt: „Einem Gerüchte zufolge, das schon seit Jahren in der Gegend umläuft, hätte ein Verwandter des Herrn v. Bogüé im Jahre 1847, als die Ernte mißraten war, eine große Menge Getreide zusammengerafft und einen Teil davon in die Rhône werfen lassen, um auf die Hungersnot zu spekulieren.“

Die Bogüés bestritten diese Behauptung von jeher. Bei den Wahlen tauchte sie dennoch wieder auf. Der Redakteur des Kreisblattes bestieg sein gutes, schweres Schlachtroß, legte eine großmächtige Lanze ein und schrieb: „Der Name Bogüé erinnert unsere Bauern an die verhaßten Zeiten der Zwingherren und auch an gewisse Geschichten von verteuertem Brot . . .“ In Brossainc wurde ein Zettel angeschlagen, welcher besagte, Herr v. Bogüé sei ein „Korn-Extränker“. In Savas riefen die Gassenjungen: „Bogüé ist ein Weizen-Ersäuer!“ . . . In Felines sagte einer aus: „Die Weizenfrage hat Bogüé geschadet.“ In Bogy ein anderer: „Man wolle nicht für einen Volksaushungerer stimmen.“ In Champagne schrieen Leute: „Wir stimmen nicht für Bogüé, wir wollen nicht Hungers sterben . . .“ So rollte die Verleumdung wachsend weiter, von Vandevant bis nach Andance, und der Ausschuß meint, daß Bogüé dadurch um etwa tausend Stimmen weniger erhielt, als ihm sonst zugefallen wären. Was aber war der Untergrund der Legende?

Ein Mann von Satillieu sagte aus: „Ich bin ein Zeitgenosse von 1847. Ich war damals 34 Jahre alt. Das Gerücht entstand 1847, die Händler von Serrières setzten es in Umlauf, weil Herr v. Bogüé sich geweigert hatte, ihnen sein Getreide zu verkaufen, das er zu herabgesetztem Preise den Notleidenden gab . . .“

Ist diese Geschichte nicht kostbar? Die Verleumdung zeigt sich hier in seltener Vollendung, sie verkehrt eine gute That

gerade ins Gegenteil. Und wer die öffentlichen Sitten dieses Landes betrachtet, der entdeckt, daß alle vier Jahre, zur Zeit der Kammerwahlen, ungefähr fünfzehnhundert Männern, die sich um das Vertrauen ihrer Mitbürger bewerben, die Ehre kurzweg abgeschnitten wird. Das ist die sicherste Wirkung des allgemeinen Stimmrechtes.

Was wäre das Volk für ein mangelhafter Souverän — wenn es nämlich überhaupt einer wäre. Es raubt denen das Ansehen, die es hinaufhebt. Aber braucht man solche einzelne Zeichen, um zu erkennen, daß diese Souveränität eine veraltete Begriffsbildung ist, abgeleitet von der früheren Staatsform und ihr rein äußerlich entgegengesetzt? Es ist die Thatsache der Mehrheitsgewalt auf höfisch verblümete Weise ausgedrückt.

Die Mehrheit kann irren, Herrn Wilsons Wahl zeigt das recht deutlich. Er hat Ordenschacher und andere Unreinlichkeiten getrieben. Dennoch wählte man ihn zu Loches wieder. Sechs Monate lang durfte er im Palais Bourbon sitzen. Dann freilich kam der unangenehme Tag der Beglaubigung.

Zum erstenmale steigt Herr Daniel Wilson in den Halbkreis vor der Tribüne herab. Wenn seine Wahl verhandelt wird, ist sein Platz auf der Bank der Berichterstatter in der vordersten Reihe neben den Ministern. Der Saal ist noch leer, als er eintritt. Zum erstenmale sieht man seine ganze Gestalt. Wie verkommen und dürftig dieser Mann ist. Magere, schlotternde Beine in zu kurzen Hosen. Der schwarze Leibrock zu weit und ängstlich zugeknöpft, wie wenn die Wäsche nicht zeigbar wäre. Sein linkisches Hereinkommen ist eigentlich rührend. Er macht sich ganz klein, ganz schmal, weicht jedem aus, setzt sich auf die Bank, auf der man ihn martern wird — er ahnt es — steht wieder unschlüssig auf, geht umher, weiß mit sich

nichts anzufangen und setzt sich wieder. Er blickt nicht mehr auf. Das Haus füllt sich, um ihn herum bleibt es leer, als wäre da ein Hexenkreis gezogen, den niemand zu überschreiten wagt. Er ist erbärmlich einsam. Und wie artig ihn alle die Leute erfrieren lassen. Keiner sieht ihn an. Die Sitzung beginnt.

Ein Regierungs-Republikaner besteigt die Tribüne, um gegen Wilson zu sprechen. Harte Aufgabe, diesen Leichnam noch einmal zu töten. Es muß sein. Die Politik ist ohne Erbarmen. Wenn ihn die Republikaner im Hause duldeten, würde man sie als seine Genossen brandmarken. Der Redner bemüht sich, die groben Worte zu vermeiden. Das ist schwer. Er muß doch sagen: „Unsere Ehre gebietet, daß wir dieses Mitglied entfernen.“ Er sagt es mit Kälte und Festigkeit. Das wächserne Gesicht des Angeklagten wird noch blässer. Unschlüssig öffnet und schließt Wilson die Mappe, die vor ihm liegt. Er will schreiben, dann rollt er das Stückchen Papier ein, spielt damit, verloren vor sich hinstarrend. Dann holt er Zucker aus der Westentasche hervor, schiebt sich ihn in den Mund, kaut und schluckt mühsam. Dann rührt er sich nicht mehr, dreht nur unter dem Tisch einen Bleistift zwischen seinen fahlen, hageren Fingern Ja, hat er denn nicht vorhergesehen, daß es mit seiner Wahl so kommen müsse? Diese Hinrichtung konnte er sich ersparen. Warum blieb er nicht unter der Erde, wie es sich für einen Toten schickt?

Der Redner nennt einige Mißbräuche, die vor der Wahl begangen wurden. In einer Ortschaft versammelte Wilson die Männer und nahm ihnen den Eid ab, daß sie für ihn stimmen würden. Er sprach die Formel mit erhobener Hand, und die anderen schworen ihm nach.

Man lacht über diese Erzählung. Wilson blickt sekunden-

lang erschrocken umher und sinkt noch kümmerlicher in sich zusammen. Denn jetzt sind aller Augen auf ihm. Mit einem grausamen Lächeln stehen oder sitzen sie dort auf der Rechten. Dort auf der Linken fangen sie an zu lärmen, vom Berge rollen schwere Beleidigungen auf ihn herunter, und hinter ihm, bei den Regierungstreuen, ist eisiges Schweigen. Alle sehen ihn an wie ein gefangenes, wunderliches und bössartiges Tier. Die arme nasse Fledermaus.

Der Redner schließt. Nur durch Fälschung, Mißbrauch und Bestechung sei diese Wahl möglich geworden. Kein Bezirk von Frankreich hätte auf rechte Weise diesen Untwürdigen hierher senden können. Darum solle die Kammer sein Mandat zerbrechen.

Und schon geht Wilson die Treppe zur Rednerhöhe hinauf. Sein Gang schlottert ein bißchen. Oben angelangt sieht er ruhig aus. Das erbittert seine Zuhörer. Sie bemerken nicht, welches Glend er verbergen will. Seine Stimme zittert nicht, sie ist nur klanglos: eine magere, bleiche Stimme. Er thut nicht beleidigt, ach, er hat schon so viel hinunterschlucken müssen. Er spricht bescheiden zur Sache:

„Ich bin der Erwählte von Loches . . .“

Das ist eine Thatsache. Die darf er doch vorbringen? Wie demüthig thut er es. Im Grunde hat Loches das unverjährbare Recht, zu wählen, wen es will. Das allgemeine Stimmrecht, meine Herren! Der Souverän — Sie sagen, daß es ein Souverän ist — kann ja auch begnadigen Nein, das alles erkühnt er sich nicht, zu sagen. Er meint nur schlüchtern: „Ich bin der Erwählte von Loches.“

Dann verliert er sich in kleine Beweise, nennt Zeugen, verliest Briefe, stellt Wahlziffern auf. Er habe nicht gefälscht, nicht bestochen

Das Haus wird ungeduldig. Man will ihn nicht sachlich reden hören.

Er sagt: „Meine Stimmzettel waren weiß, nicht gelb: das wäre ja wider das Gesetz gewesen.“

Da geht ein leises, tödliches Gelächter durch den Saal. Wilson spricht vom Gesetz! . . . Und doch haben die Herren nicht Recht. Verstünden sie ihn, so wüßten sie, daß man ihm glauben darf. Er kennt das Gesetz wie ein Dieb; er liebt es wie ein Reuiger.

Aber das Lachen da unten hat ihn um seine Fassung gebracht. Verstört fängt er neue Sätze an. Es sei alles mit rechten Dingen zugegangen. Er führt einen Maire als Zeugen. . . .

Ein Socialist ruft dazwischen: „Hat dieser Maire das rote Bändchen?“

Gelächter. Wilson schluckt schwer. Beginnt von vorne: „Seit 1869 vertrat ich siebenmal den Kreis von Loches . . .“

Da bricht aber der Sturm los. Wilson spricht von seiner Vergangenheit! Und einer schreit: Zur Tagesordnung! Aller Unrat in die Kanäle!“ (Denn auf der Tagesordnung stehen die Kanaltwerke von Paris.)

Er hat noch die wunderbare Kraft, etwas zu sagen. Er vertraue sich der Gerechtigkeit der Kammer an. Und wankt die Treppe hinunter, setzt sich still auf die Bank der Berichterstatter. Dort sitzt der Republikaner, der zuerst gegen ihn gesprochen. Als Wilson sich niederläßt, steht jener unwillig auf und setzt sich anderswohin. Wilson merkt die Beleidigung kaum. Er ist von all den Beleidigungen erschöpft. Noch einer eilt auf die Tribüne und sagt ein Kraftsprüchlein: „Im Namen der öffentlichen Moral beantrage ich, diese Wahl zu vernichten.“

Man stimmt ab. Sturmlärm, heftige Geberden. Wilson

sigt noch da. Hoffst er noch immer auf Gerechtigkeit oder Großmut? Die Kammer muß ihn ja ausspeien. Die Grausamkeit ist ihr diesmal vorgeschrieben. Die Härte muß zuweilen so öffentlich sein wie die Moral!

Die Stimmzettel werden eingesammelt, viel mehr blaue als weiße. Er giebt sich verloren. Er steht auf und windet sich langsam durch das Gedränge dem Ausgange zu. Wieder sieht niemand ihn an. Nur beim Ausgange schielen einige der Beamten, die an der Wand lehnen, nach ihm. Dort bleibt er stehen. Jetzt verliest der Präsident das Stimmergebnis, das Urteil. Der Sitz von Lochez ist erledigt. Herr Wilson schleicht hinaus.

Und er will abermals kandidieren.

Der Feind der Gesetze.

Ein Theaterstück ist verboten worden. Nun will ganz Paris es sehen. Die Regierungen lernen nie aus den Fehlern ihrer Vorgänger. Sie wissen noch immer nicht, daß ein Verbot der Eingang zum Ruhme ist. In Frankreich sollte man kein Stück verbieten, und zwar lediglich, weil man es nicht kann. Das Buch ist frei, die Zeitung noch unendlich viel freier, und es giebt auch eine freie Bühne. Ein Regierungsmensch muß von dem Grundsätze ausgehen: das Widrige, das ich nicht ganz verhindern kann, lasse ich unbehelligt laufen; dann wird es sich verlaufen . . . Aber diese halb gefesselten Gedanken sind gefährlich. Denn sie zeigen die öffentliche Gewalt von zwei bedenklichen Seiten: in ihrer Grausamkeit, in ihrer Ohnmacht. Der Liebhaber der politischen Kunst, wenn er florentinisch angehaucht ist, wird nur die Ohnmacht bedauern. Und die reine Härte der Theorie giebt ja dem Staate das Recht, den einzelnen zu beugen. Traurig, wenn die Beugung einer Mißhandlung gleichsieht. Doch was ist komischer, als wenn diese Mißhandlung nicht weh thut.

Das Stück hatte es dringend nötig, verboten zu werden. Es wäre sonst durchgefallen. Die Censur ist vielleicht eine Einrichtung, die den Zwecken des Staates nützt; sicher dient sie nur, wenn sie von geistreichen Leuten ausgeübt wird. In dem Stück wird das Parlament blutig zerrissen. Das Glück der Betroffenen will, daß dieses Schauspiel auf der Bühne jede Wirkung versagen muß. Man kann nicht mit einfacher Plumpheit sagen, daß es schlecht sei. Es ist nicht wirksam. Ein unbefangenes Publikum würde es auslachen, wie Kinder einen schief gewachsenen Menschen, auch wenn er die schönsten inneren Vorzüge besitzt. Welch eine prächtige Gelegenheit, darzuthun, daß die Feinde des Parlaments die Bevölkerung nicht für sich haben. Gewaltsam hätte dieses Stück auf die Bühne gestoßen werden müssen, wenn man es vernichten wollte. Man entzog ihm die Bühne — es siegte. Denn auf die Bretter kam es dennoch, nur vor geladenen Gästen. Es wurde fünfmal aufgeführt. Die Leute waren davon begeistert: die einen, weil man sie eingeladen hatte, die anderen, weil sie das Werk nicht kennen gelernt. So schlug das Verbot zum Heile des Verfassers, des Herrn Maurice Barrès, aus, wie alles, was er bisher unternommen. Er hat immer Glück, ist aber auch der Schmied seines Glückes, der fleißig hämmert und feilt, wenn er nicht gerade am Blasbalg steht und Wind macht.

Vielleicht wäre das Stück auch verboten worden, wenn die befreundeten Zeitungen nicht vorher erzählt hätten, daß Barrès auf der Bühne die verderbten Volksvertreter niedermekeln wolle. Geht man zu weit, wenn man annimmt, daß er sein wohlschmeckendes Martyrium sich selber angezettelt habe? Ihm wird diese Annahme jedenfalls behagen, besonders wenn sie falsch ist. Denn Maurice Barrès möchte gern, daß man auch

im Kunstwerk seines Lebens allerhand leise und siegreiche Absichten entdecke. Er liebt nicht nur den Ruhm, er liebt es zugleich, sich über den Ruhm lustig zu machen, und nachdem er im Schweiß seines Angesichtes um den Beifall gearbeitet hat, dreht er seinen Bewunderern lächelnd eine Nase. Er ist ein Ironiker, in seinen Handlungen wie in seinen Worten. Aber während die Ironie, die er schreibt, fein, flüchtig und bis ans Unverständliche verstohlen austritt, ist die Ironie, die er lebt, ganz klar am Tage. Man sieht ihn immer in der merkwürdigsten Gesellschaft, und er macht dazu eine äußerst ernste Miene. Er hat zweifellos die Gefühle und Gedanken eines Einsamen, doch geht er mit Lärmschlagern um und scheint mit ihnen sehr befreundet zu sein. Ist das nur eines der Mittel zu seinem Vortwärtstommen? Erholt er sich vom tiefen Nachdenken, indem er den Spießbürger verblüfft? Will er nur von sich immerwährend reden machen, wie Alkibiades? Man weiß nie genau, was Barrès eigentlich vorhat und vorstellt, und das unterhält ihn offenbar aufs beste. Er lacht hinter der Maske, was wieder höchst seltsam gefunden werden soll. Wenn er lacht, müssen Sie wissen, daß er thatsächlich weint und umgekehrt. Nun ist dies allerdings eine kinderleichte Ironie, eine Ironie auch für minder Bemittelte, und darum kann sie ihm nicht genügen. Er geht auf der Spirale um eine halbe Windung weiter und sagt oder thut, was er meint. Er trakt sich zum Beispiel die linke Schulter, und wer ihn kennt, ist geneigt, das für etwas Ironisches zu halten. Irrtum: es juckt ihn da wirklich. Das ist schon sehr verwickelt und ungemein geeignet, den Zuschauer zu ängstigen. Es ist noch keineswegs das Höchste. Er kann um eine unbestimmte Anzahl ganzer oder halber Windungen fortsteigen. Bald steht er in der positiven Ironie, die

eine Verneinung, bald in der negativen, die eine Bejahung ist. Jemand, der die Ironie so gebraucht, kann glauben, daß er im Denken sehr hoch komme, wenn er die Ironie nicht auch gegen sich selbst anwendet. Das wenigstens thut er selten und mit äußerster Diskretion. Wir anderen aber tappen bei seiner Beurteilung im Dunklen, und zwar, weil er vier Bücher geschrieben hat, in denen er sich ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Oh, Bücher von besonderer Art, zwei davon sind einfach bezaubernd, und wenn man damit begonnen hat, liest man sie in einem Atem, in einer Atemlosigkeit zu Ende. Nie hat ein Mensch seinen eigenen Nabel mit solcher Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtet, wie Maurice Barrès. Er schmückt seinen Nabel mit den reichsten Kostbarkeiten der Philosophie. Er schildert ihn in einer Sprache von unvergleichlicher Anmut. Dennoch meine ich, daß sein Nabel nicht der Mittelpunkt der Erde ist. Jedermann wird das ohne Beweis annehmen. Und was will Maurice Barrès in guter Logik erwidern, wenn ich ihm sage, daß sein Nabel nicht der Mittelpunkt der Erde sein könne, weil dies mein Nabel ist?

Mit dieser nicht unwesentlichen Einschränkung darf man aber die Schriften des Maurice Barrès lieben. Sie sind verträumt und gedankenvoll, haben die allerholdesten Farben, den höchsten Schwung, und man mag ihn mit dem Worte loben, das er gern hat: er ist ein Künstler!

In diesem lieblichen Buche „Le Jardin de Bérénice“ erfindet Barrès einen Brief des Philosophen Seneca an Lazarus, den Freund Jesu. Seneca schreibt: „Nero hat mich unlängst, ihm ein philosophisches Wort zu bilden, das er vor seinem Tode ausrufen möchte. Ich riet ihm: Qualis artifex pereo! . . .“ Und Seneca führt den Sinn des angeblich von ihm für den

sterbenden Nero gemeißelten Satzes aus: „Welch ein Künstler, Erzeuger von Bewegungen stirbt in mir! Wahrlich, könnte man diesen Ausspruch nicht in allen Stunden des Lebens hinwerfen? Ich erwarb eine Anschauung, eine so klare, von der immerwährenden Umwandlung des Als, daß für mich der Tod nicht jene einzige Krise ist, als die er gemeinhin gilt. Er ist eng verbunden mit der Vorstellung neuen Lebens, und wie sein Bild in alle Vergnügungen Neros gemengt ist, ist es gemengt in alle meine Unterscheidungen. Der Tod ist die Besitzergreifung eines neuen Zustandes. Es ist ein Scheiden, aber zu gleicher Zeit ist es eine Handlung der Liebe für etwas Unbekanntes. Ja, jeglichesmal, wenn ich in mir etwas entstehen fühle, kann ich ausrufen: Es stirbt etwas in mir! Jede neue Abschattung, die unsere Seele annimmt, begreift notwendig eine Abschattung in sich, die erlischt. Die Empfindung von heute setzt sich an die Stelle einer vorigen Empfindung. Ein Zustand des Bewußtseins kann in uns nur entstehen durch den Tod des Individuums, das wir gestern waren. Jedesmal, wenn wir unser Ich erneuern, ist es ein Teil von uns, das wir opfern, und wir können ausrufen: *Qualis artifex pereo!*“

Diese Anführung enthält den ganzen Barrès, vom Inhalt angefangen bis hinauf zur Form. Denn über alles setzt er die Form. Man wüßte es auch, wenn er nicht in seinem anderen Buche „*Sous l'oeil des barbares*“ ausdrücklich sagte: „*Rien ne vaut que par la forme du dire.*“ In Senecas Brief ist die sonst immer in vielen Tönen erzitternde Schreibweise um ein leichtes kälter. Mit leisem Übermut wird die Steifheit des lateinischen Stils ein wenig verzerrt. Hinter der verschobenen Maske des Römers spricht Barrès die eigenen Meinungen. Und die schalkhafte Darstellung, Nero habe sich seinen

berühmten Sterbeseufzer vorbereiten lassen, wie etwa ein jetziger Fürst die Thronrede. Dann sprengt der Gedanke das Cäsarentwort von innen heraus und macht sich Lust wie ein Baum, der in einem zu niederen Hause eingemauert war. Nero ist nicht der Einzige, der in sich den Künstler sterben sieht. Jedes angesehene Ich (und der Spott liegt nahe: jedes angesehenere Ich) lernt diesen Tod kennen. Der Gedanke wächst weiter und streckt seine Wipfel hoch in die blaue Luft der Symbolik. Er sagt: das Ich lernt viele dieser Tode kennen. Man stirbt auch im Weiterleben. Ja, das Weiterleben, wie es ein beständiges Zeugen, die Liebesthat für ein Unbekanntes darstellt, so ist es ein Sterben von Augenblick zu Augenblick. . . . Das ist nun, auf seine einfachsten Umriffe zurückgeführt, kein funkelnd neuer Gedanke — es giebt ja keine neuen Gedanken — man kann es auch kürzer den Stoffwechsel der Seele nennen. Aber welche Musik ist in der Ausführung, welche Vögel singen in diesem hausentwachsenen Baum.

Er ist ein Künstler. Und nachdem man ihn mit den höchsten Abstraktionen anmutig Fangspiel hatte spielen gesehen, ging er plötzlich zur praktischen Politik über und kam ins Palais Bourbon. Als boulangistischer Abgeordneter! Wenn jemals, schien da der Augenblick gekommen, wo er rufen konnte: *Qualis artifex pereo!*

Vier Jahre saß er in der Kammer. Man durfte sich fragen, was er da eigentlich suche. Belehrung? Bethätigung? Setzte er sich aus Ironie auf diese rote Bank? Geschaß es, damit man von ihm rede? Welchen Hunden wollte Alkibiades die Schwänze abschneiden?

Vier Jahre ist er die Antwort schuldig geblieben. Man sah diesen jungen Mann müßig in den Reihen der Boulangisten.

Er fiel nur auf durch seine große Jugend. Als ihn die Stadt Nancy zum Abgeordneten wählte, war er noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt. Man konnte ihn für einen Neunzehnjährigen halten. Eine mager aufgeschossene Gestalt, sehr blass, bartlose Wangen, einige kümmerliche Härchen zwischen Nase und Mund, die Nase lang und schief, das dicke schwarze Kopfsaar schräge gescheitelt. Verdrießlich blickte er immer in den Saal hinaus, wie ein Schüler, der sich bei der Vorlesung langweilt. Er pflegte mit weißen Papierblättchen zu spielen, faltete sie zu spitzen Libellen oder Pfeilen. Ich habe ihm oft mit Spannung zugehört, erwartend, daß er sie jetzt und jetzt mit seinen fleischlosen Händen hinüberschnellen werde ins Zentrum oder hinauf zum Präsidenten. Doch schwang er sie nur ein wenig, prüfend, ob sie wohl fliegen könnten, dann zerknitterte er sie ungeduldig und warf sie unter den Tisch. . . . Er lärmte selten mit, und es gab doch zu dieser Zeit wüste Sitzungen genug, in denen alle aufs äußerste gereizt waren. Aber manchmal erhob sich in der allgemeinen Angst und Aufregung eine dicke, rauhe, hohle Stimme, wie Nebelhornruf anzuhören. Viele lachten, einige versuchten höhnnend, den Klang nachzuahmen: Hu-hu-hu! Und wer war dieses Nebelhorn? Barrès.

Die Komik seiner Stimme mag er selbst erkannt haben. Erschien er darum nie auf der Tribüne? Wahrscheinlicher ist, daß er sich der inneren Mängel seiner Rede bewußt war. Dieser Schleifer kostbarer Worte versteht nicht zu sprechen. Es fehlen ihm — um einen seiner Ausdrücke zu gebrauchen — die Adjektive der Majorität. Ist es nicht auffallend? In einem Lande, wo schon der gemeine Mann ein fertiger Redner ist; in einer Stadt, wo man jeden Tag in zehn Versammlungen hundert unbekannte Leute vollendet sprechen hört; in einer

Kammer, wo nur geschickte Wortmacher sitzen: muß gerade dieser feine Mund schweigen. Ja, es war eine große Ironie darin, als Maurice Barrès einmal interpellierte. Es handelte sich um das Verbot eines sozialistischen Theaterstückes. Barrès wußte der Frage keine neue Seite abzugewinnen. Seine brüchige Auseinandersetzung langweilte die Abgeordneten, die sich anfangs an seiner Stimme ergötzt hatten. Ihm antwortete schlagfertig Herr Dupuy, der eben Minister war. Dupuy zerzauste „das Ich des Herrn Barrès“ auf das munterste, und die Kammer war sehr erheitert. Die meisten Anwesenden kannten seine philosophischen Romane wohl nur vom Hörensagen. Sie wußten, daß darin das Ich im Gegensatz zum Nicht-Ich vorkommt. (Das Nicht-Ich Barrès sind die „Barbaren“, man muß nicht an Fichte denken.) Barrès versuchte noch zu erwidern, war aber nicht glücklicher, die Barbaren hörten ihn kaum an. Im Grunde wendeten die Sprechkünstler auf ihn nur seinen eigenen Satz an: „Rien ne vaut que par la forme du dire.“ Dupuy war ein viel schmächtigerer Denker als Barrès und siegte durch die Überlegenheit der Form.

Da zog sich Herr Maurice Barrès ganz auf sein Ich und die Boulangisten zurück. Vergessen saß er „unter den Augen der Barbaren“. Er feilte wieder an den Nägeln seines Ich. Als Gesetzgeber schrieb er ein neues Buch, welches „Der Feind der Gesetze“ hieß. Auch ein philosophischer Roman, wie die früheren: „Unter den Augen der Barbaren“, „Ein freier Mensch“, „Der Garten der Berenice“. Die Vorgänge dieser Romane zu erzählen, ist schwer möglich. Nicht nur wegen der schattenhaften Magerkeit der Handlung, auch weil er selbst sich gegen die Entstellungen verwahrt, die man begehen müsse, wenn man ihn zu verstehen trachtet. Die Verwahrung ist recht klug:

so zwingt er die Leute, sich zusammenzunehmen, wenn sie von ihm sprechen. In all den Büchern träumt, empfindet und denkt derselbe junge Mann. Er führt die Welt an seinem Ich vorüber und will sie begreifen. Einige Frauen lieben ihn, begleiten ihn ein Streckchen seines Lebens, dienen ihm zu angenehmen Betrachtungen über Entstehen und Vergehen der Kreatur. Alles ist nur Vorwand für die Entwicklung seines Ich, das zu viele besondere Bedingungen hat, um das allgemeine Ich zu sein. Das ist ein feiner Egoist, mit litterarischen Schrullen, philosophischen Sorgen, und im Verkehre mit Menschen, namentlich mit Frauen, zeigt er eine hübsche Grausamkeit. Es schadet eigentlich nichts, wenn seine Freundin Berenice stirbt. Sie hat ihren Zweck erfüllt, der war, ihn das Unbewußte der Volksseele verstehen zu machen. Das muß man freilich selber nachlesen. Es ist zu zart, als das man es ohne lange Anführungen wiedergeben könnte.

Das „Unbewußte“, „Ich und Nicht-Ich“, der kategorische Imperativ an einer Stelle, der Pessimismus an mehreren Orten — man sieht, die deutsche Philosophie rauscht in die Träume des Barrès hinein. Sie nimmt auch in seinen Träumen eine anders freie und wunderliche Gestalt an. Ist das noch Fichtes Lehre, wenn gegen das Ich nur die „Barbaren“ als Nicht-Ich gesetzt werden? Barbaren wieder im Sinne der Griechen genommen, die das Fremde für das Feindliche erklären. Aber die Ungenauigkeit hat nichts Verstimmendes. Es ist sogar ein Zauber in diesen fernen Ähnlichkeiten. So bringt ein Kreuzfahrer die Art anderer Völker in seinen Augen mit nach Hause und ahmt sie in Werken nach, die dennoch auf heimische Weise gebaut sind.

„Der Feind der Gesetze“ ist eine Phantasie über Fichtes
 Herzl, Das Palais Bourbon. 6

„Anweisung zum seligen Leben“. Das Ich bedarf der Gesetze nicht mehr, so hoch und rein ist es geworden. „Unser Instinkt,“ sagt Barrès, „hat Nutzen gezogen aus der langen Lehrzeit unseres Geschlechtes, die es zwischen Gesetzbüchern und Religionen verbrachte . . .“ Wenn dieser Satz allgemein gelten soll, ist er leicht zu widerlegen. Sind wir (thatsächlich) so weit? Der Blick ins Leben läßt uns erkennen, daß dies nicht der Fall ist. Und wäre es, müßte doch jeder neue Mensch die lange Lehrzeit in sich wiederholen, gleichwie er die ganze Entwicklung seines Geschlechtes durchmachen muß, vor und nach der Geburt. Die Gesetze sind unentbehrlich, und der geklärte Mensch wird sich ihnen beugen, wie mangelhaft sie auch seien.

Ein Zustand, wo jeder thun könnte, was er will, ist schwerlich zu ersehnen. Wenn das vorübergehende Ich völlig sich ausleben dürfte, ginge das ewige Ich darüber zu Grunde. Der Einzelne muß darum gebändigt werden. Die Freiheit als etwas Absolutes wünschen kann nur ein Schwärmer oder ein Thor. Der Einzelne, der sich inmitten der Gesellschaft schrankenlos ausleben will, ist immer ein Verbrecher. Die verschlafenen Juristen der Universität sondern das gemeine Verbrechen vom politischen. Die Regerrichter urteilen klarer, wenn sie auch das politische ein gemeines nennen. Vom Staate aus gesehen verschwindet nämlich der Unterschied. Und wer den Einzelnen wie die Gesamtheit mit demselben gelassenen Blick anschaut, der findet, daß alle Verbrechen politische sind. Die Gesetze sind ja bloß die Form — die zeitweilige, besserungsfähige, aber deutliche — in welcher die große Persönlichkeit eines Volkes die Bedürfnisse und Bedingungen ihres Daseins ausspricht. Die „Pflege des Ich“, von der Barrès redet, vollzieht das Volk in seinen Gesetzen. Je höher es steigt, desto mehr

Gesetze braucht es, die zugleich einfacher und feiner sein müssen. Der Jurist weiß, wie an das bürgerliche Recht junges Land angeschwemmt wird, ein bedeutendes Beispiel: das Handelsrecht. Neue Fähigkeiten, Thätigkeiten sondern sich ab und fordern ihre Gesetze. Frische Rechte bringen frisches Unrecht, das erkannt und verhindert sein soll. Unterscheiden! Wie merkwürdig waren darin die Römer. „Furtum usus“ fällt mir gerade ein: man kann nicht nur eine Sache, sondern auch ihren Gebrauch stehlen. . . . Die Gesetzesfeinde, die man, wenn sie thätig sind, jetzt Anarchisten nennt, haben das Verdienst, uns wieder zum Nachdenken über so alte Dinge anzuregen. Gewöhnlich wird uns das Alte nicht fesselnd genug vorgebracht. In der Schule macht man uns leider den Horaz unausstehlich, und die Offiziösen der geltenden Ordnung sind, Gott sei es geklagt! nicht geistreich. Wir haben das vorhin bei der Censur gesehen.

Man könnte Herrn Maurice Barrès auch mit vielen kleineren Irrthümern necken, die er im „Ennemi des lois“ begeht. Was soll man dazu sagen, wenn er findet, daß die deutschen Frauen den Russinnen gleichen? „Für einen Lateiner,“ schreibt er, „rinnen diese Rassen in ihrer Eigenschaft als Fremde ineinander.“ hm, dann hat der Lateiner keine guten Augen, oder ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Ja, das ist es: immer „Ich und die Barbaren“. Er häuft wirklich ohne Not die Einwände, die man ihm machen kann.

Und so ist es mit dem, was er im Palais Bourbon ausgerichtet hat. Seine positiven Leistungen waren mäßig. Ich erinnere mich eigentlich nur eines wichtigeren Antrages, an dem er beteiligt war: Schutz der nationalen Arbeit. Den verfolgt er auch in Zeitungsaufsätzen, mit nicht so

hinlänglichen Gründen wie die Salzwärker von Nigues-Mortes. Nach Nigues-Mortes waren Männer aus Italien zur Arbeit gekommen. Die französischen Tagelöhner erkannten die italienischen als Barbaren und erschlugen sie folgerichtig. Nigues-Mortes! Das war auch der Schauplatz des süßesten Romans von Barrès. Diese feuchte, zarte und fieberige Landschaft ist der „Garten der Berenice“. Die Landschaft war vom Mondlichte seiner Erzählung überflossen; sie wurde blutgetränkt, als die Salzwärker den Schutzzoll der Arbeit einhoben, was auch ein Ausleben des Ich war.

Doch um Gesetze zu machen ging der Feind der Gesetze wohl nicht ins Palais Bourbon. Ging er also hin, um Beweise für eine vorbestandene Meinung zu finden? Wollte er das Werden der Gesetze nahe sehen, um sie besser verachten zu können? Jedenfalls suchte er eine persönliche Befriedigung, wie wir es mit jeder unergzungenen Handlung thun, wenn wir nicht wahnsinnig oder heilig sind. Daß er aus dem Mandat nicht Macht, Mißbräuche oder Geld heraus schlagen wollte, ist freilich klar. Die Befriedigung, auf die er aus war, kann man niedrig schätzen als die der Eitelkeit und hoch als die des Verstehens; vielleicht handelte es sich ihm um beide. Aber man mußte erstaunt sein, da er mit dem Werke hervortrat, zu dem ihn das Palais Bourbon angeregt hatte. Darin wirft er den Politikern vor, daß sie im Palais Bourbon persönliche Befriedigungen anstreben, allerdings solche von grober Art.

Er trat damit hervor, als sein zweiter Versuch, in das Haus zu gelangen, mißraten war. Bei der Erneuerung der Kammer wurde er nicht wiedergewählt. Und merkwürdigerweise ist er ein angesehenes Mitglied des Palais Bourbon erst

in der Zeit geworden, wo er demselben nicht mehr angehörte. Wenn er sprach, konnten sie ihn verlachen; wenn er schreibt, beunruhigt er sie nicht wenig. Der Feind der Gesetze hat sich in den Feind der Gesetzgeber verwandelt. In diesem verbotenen und aufgeführten Theaterstücke „Une journée parlementaire“ geißelt er die Korruption.

Thuringe, ein Abgeordneter, erwartet am Morgen nach einer schlaflosen Nacht die Zeitung, die ihn bekämpft. Er ist der Mann einer geschiedenen Frau. Ihr erster Gatte verfolgt Thuringe auf schändliche Weise. Dem Abgeordneten ist ein Schriftstück gestohlen worden, woraus hervorgeht, daß er für eine Abstimmung Geld bekommen habe. Die Zeitung Le Contrat Social besitzt eine Photographie jenes Briefes, und kündigt in ihrer heutigen Nummer für morgen die Entlarvung eines Volksvertreters an. Thuringe bittet in seiner Angst den Redakteur des Contrat Social zu sich und kauft sich von der weiteren Verfolgung los, indem er zwei seiner Freunde, den ehemaligen Minister Le Barbier und den Abgeordneten Isidor preisgibt. Thuringe hatte nämlich, als er Kanzleidirektor Le Barbiers war, den Briefwechsel der beiden über eine schmutzige Sache entwendet. Vom Contrat Social befreit, hält Thuringe am Nachmittag in der Kammer die glänzendste Rede gegen die Verleumdung. Doch am Ausgang des Sitzungssaales erfährt er, daß ein anderes Blatt die Angriffe fortsetzen werde. Frau Thuringes erster Gatte hat nun dieser Zeitung die Behelfe ausgeliefert. Thuringe erkennt, daß er verloren ist. Es wird Nacht. Thuringe fordert seine Frau auf, mit ihm zu fliehen, ein neues Leben in der Fremde zu beginnen. Sie weigert sich, weil sie glaubt, daß man ihn ohne Grund verleumde. Da beschließt er, zu

sterben. Eigentlich läßt er sich zum Selbstmord von Le Barbier, Isidor und seinem näheren Freunde Legros überreden. Diese Scene ist von ganz unnützer Peinlichkeit, und es grenzt an Parikatur, wenn Thuringe in diesem Augenblick verlangt, man möge ihm ein Denkmal in seinem Wahlbezirke setzen. Unbefangene Zuschauer hätten das einfach ausgelacht, ebenso wie die erste Voraussetzung des Stückes, daß Thuringe den ihn entehrenden Brief überhaupt aufbewahrte. Madame Thuringe spricht das Schlußwort: „Ihr seid alle Gallunken!“ nachdem Thuringe gestorben. Sie hat nicht Recht. Sie sind alle nur Dummköpfe. Schlechtigkeiten begeht man klüger.

Doch hat dieses Drama für einen ersten Bühnenversuch erstaunliche Vorzüge. Zu rühmen der schlanke Gang der Handlung, die einfache und nicht banale Sprache. Ausgeführt ist nur eine Gestalt: Thuringe. Seine einzelnen Züge sind so wahr, daß sie auf mehrere bekannte Mitglieder des Parlaments bezogen werden können. Es ist der vereinigte Steckbrief mehrerer Personen. Und wenn Barrès sagen kann, daß er nach einem alten Vorgehen der Litteratur die Merkmale verschiedener zu einem Typus zusammenschweißte, so ist ihm entgegenzuhalten, daß der Schatten einer That, die nachweisbar einer begangen, dadurch auf einige fällt.

Manches ist tief beobachtet. Besonders daß in dieser Welt der Politiker die Feinde sich gegenseitig nicht hassen und die Freunde einander nicht lieben. Auch, daß sie vor derselben Öffentlichkeit zittern, der sie ihr Hinaufkommen verdanken. Daß sie sich vor einem raschelnden Zeitungsblatte fürchten. Anderes ist oberflächlich, skizzenhaft dargestellt und vor allem ungenau gesehen. Ich ziehe dafür ein äußerliches Beispiel an: im zweiten Akte, der die Vorhalle des Sitzungs-

saales im Palais Bourbon vorstellt, gehen die Journalisten durch die Thür der Deputierten ab. Das ist ein arger Verstoß, wenn man die Salle de la Paix kennt. Barrès hat die Theaterproben selbst geleitet.

Viel höhere Einwendungen sind zu machen. Ich glaube nicht, daß Thuringe der Typus des französischen Volksvertreters sei. Zu dieser Annahme wird man verleitet, weil keine Gegensatzgestalt vorkommt. Wieder fließen die anderen Menschen „als Fremde“ in den Augen des Barrès zusammen. Dieser Schwelger in Abschattungen unterscheidet nicht. Ehedem sah er lauter Barbaren, jetzt sieht er außerhalb seines Ich bloß Gallunken. Das Mißtrauen ist auch von einer verspäteten Jugendlichkeit. Der ewige Jüngling mit der Geberde des bitterlich Enttäuschten. Hat er die Lehrzeit im Palais Bourbon ohne Nutzen verbracht? Hier ist ja so viel zu sehen und zu lernen. Die Kammer hat ebenfalls eine Massenjeele, in die hinabzuleuchten die Mühe lohnt. Wohl, die allermeisten sind keine bedeutenden Männer; aber wenn sie es wären, wären sie da noch die Vertreter des Volkes? Geistesriesen — ganz abgesehen von ihrer praktischen Unvernunft — sind dem Volke so fremd, wie das Volk ihnen. Mir scheint, er hat das Palais Bourbon nicht verstanden. Es ist anders, vielfältiger und größer, als er es zeigt. Und er, der sich zerquält, um den Stimmungen und Gedanken ganz nahe zu rücken; er, dem das Beiwort unter der Hand selbständig wurde, daß es beinahe pretiöses Klang, wie im „Pays du Tendre“ jener verschollenen Kostbaren, über die Molière gelacht — er fände keine Ausdrücke für die Abstufungen der anderen? Er sieht also die hundert verschie-

denen Masken der Politiker und das Geflimmer ihres Durcheinanderlaufens nicht.

Das Palais Bourbon ist mehr. Barrès hatte möglicherweise politische Gründe, das nicht zu sagen. Aber welcher Künstler ist dann in ihm gestorben.

Mitte März 1894.

Die Apotheke von Roubaix.

In Frankreich stellt sich heute der Socialismus als ein unpersönlicher Boulangismus dar. Alles läuft ihm zu: wackere mittelmäßige Leute, Schwachköpfe, Streber und die ewige Legion der Unzufriedenen. Die einen überzeugt er, den anderen verspricht er. Dieses kann er um so leichter, als er in der glücklichen Lage ist, nichts erfüllen zu müssen. In seiner Machtlosigkeit ist seine Stärke. Er darf nergeln, verfügt über sämtliche Mittel der Kritik und braucht nicht zu zeigen, was er kann. So ist jetzt jede Debatte socialistisch gefärbt, wie ehemals boulangistisch. Im Palais Bourbon ärgern sich die Republikaner der Regierung über die vielen Interpellationen, mit denen die Zeit vertrödelte wird. Man könne nicht zum Gesetzgeben kommen! Die Armen merken gar nicht, daß es nicht viele verschiedene Interpellationen sind, sondern immer eine und dieselbe. Auf der Tagesordnung steht lediglich die sociale Frage.

Beweis der Fall der Apotheke von Roubaix. Diese Apotheke läßt sich gut als Schulbeispiel verwenden. Eine geringe Sitzung ist angefangen. Herr Jules Guesde wird den Minister des

Innern über die Apotheke von Roubaix interpellieren. Es ist die unbedeutende Beschwerde einer socialistischen Gemeindeverwaltung. Viel Politisches mag dabei nicht herauschauen. Die Regierung ist nicht bedroht. Beim Beginne der Sitzung um 2 Uhr sieht man gleich, daß nichts Großes bevorsteht. Das Haus ist schwach besucht. Ein übereifriger Vicepräsident, Herr Etienne, führt den Vorsitz und macht die wenigen Anwesenden durch sein Geflingel krank. Auf der Ministerbank verbaut Herr Dupuy unbehaglich, denn er ist der einzige, der Guesde zuhört Und die Sitzung, die so beginnt, wird plötzlich groß und heiß und dauert bis nach Mitternacht. Das Haus hat sich gefüllt. Aus dem Vorpostengefecht ist eine Schlacht geworden, und sie wird benannt nach der Apotheke von Roubaix.

Der Gemeinderat von Roubaix — erzählt Herr Guesde seinem verdrießlichen Zuhörer, Herrn Dupuy, der es ohnehin weiß — der Gemeinderat von Roubaix wollte eine Apotheke errichten. Da sollten die Arzneien zum Gestehungspreise verkauft werden. Die Regierung verbot die Gemeinde-Apotheke. Warum? Weil Roubaix eine socialistische Stadtvertretung hat, und dieser will Herr Dupuy als starker Minister das Leben sauer machen.

Herr Dupuy lächelt bei diesem Wortwurfe etwas behaglicher, die anderen plaudern über Tagesereignisse, der Vorsitzende hackt wütend mit seinem Papiermesser auf den Messingrand seines Tisches. Da entschließt sich Herr Guesde, etwas Leben in die Versammlung zu bringen.

„Unsere Gemeinden,“ ruft er heiser, „sind noch immer in der Sklaverei. Wir haben noch immer unsere Kaiser und Könige, beinahe hätt' ich gesagt: unsere Zaren!“

Das haben einige gehört. Murmelnd, murrend geben sie es weiter. Die Kammer wird aufmerksam.

„Was soll das Murren?“ höhnt Guesde, „Sie sollten sich einfach verneigen, wenn ich sage: Unser Zar! Sie haben ihn dazu gemacht.“

Jetzt braust ein leichter Lärm durch das Haus.

Der Vorsitzende erklärt mit Würde: „Ganz Frankreich hat den Zar als einen der Unseren erkannt!“ (Verschiedene Rufe: Sehr gut! Sehr gut!)

Herr Guesde giebt schneidend zurück: „Wir haben die Gewohnheit, Franzosen und Republikaner zu sein, wir sind keine Kosaken.“

Der Lärm wird brausend. Man ruft: „Zur Ordnung!“

Der Vorsitzende: „Das ganze Land wird sich gegen Ihre Worte verwahren!“

Ein Regierungs-Republikaner schreit: „Die Arbeiter wollen von Ihnen nichts wissen.“

Guesde spottet: „Meinen Sie die Arbeiter der russischen Botschaft?“

Sturm. Ein Boulangist wettet: „Nein, die französischen Arbeiter!“

Guesde: „Die französischen Arbeiter gedenken der Niedermezelung der Polen und reichen den Gentern Polens nicht die Hand.“

Jetzt ruft man auf der äußersten Linken: „Sehr gut!“ Im Centrum prasseln Pörrufe auf. Einer schreit: „Sie lieben die Deutschen mehr?“

Da wagt Guesde das Unerhörte: „Ja, ich ziehe die Deutschen, die gegen die Annexion Elsaß-Lothringens protestierten, den Russen vor, die über unser Unglück lachten!“

Neuer Lärm, der sich bald wieder legt. Der Zwischenfall ist vorüber. Guesde kehrt zur Apotheke von Roubaix zurück.

Die Zuhörer sinken in ihre vorige Gleichgiltigkeit. Nur der Vorsitzende und der Ministerpräsident lauschen aufmerksam.

Herr Guesde ist wirklich ein schlechter Redner. Er hat sich aus der Studierstube in die Volksversammlungen verirrt, und von dort ist er linksch und hastig ins Palais Bourbon geschwankt. Man nennt ihn den Apostel des Socialismus. Er ist ein gehässiger Schwärmer, ein Reverrichter. Mir scheint, daß er die Besitzenden stärker haßt, als er die Enterbten liebt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er naive Leute begeistert. Es fehlt ihm die Wärme, der volle Ton, und er spricht von Menschenliebe. Aber man fühlt, daß er überzeugt ist. Man fühlt es besonders aus seinen politischen Ungeschicklichkeiten heraus. Er ist überzeugt und ist doch einer der bedeutendsten Geister des Socialismus im Palais Bourbon. Er ist durchdrungen von der Berechtigung seines Hasses. Und wenn sie durch einen Handstreich zur Macht gelangen sollten, wird er grausam sein. Er wird rächen. Den anderen mögen Träume von Macht, Genüssen, Beglückung, Gerechtigkeit vorschweben. Er, glaube ich, denkt an Vergeltung.

Wenn man ihn sieht und hört, wirkt er ja recht unangenehm. Alles an ihm ist mager, stechend, spitz, kraftlos, tonlos. Auf der schlotterigen, hohen Gestalt sitzt der Kopf eines ermüdeten, alternden „Genialen“. Weite, viereckige Stirn, zurückgestrichenes langes, schwarzes Haar, kleine Tonsur; langer, in zwei Spitzen auslaufender, an den Wangen spärlicher Bart. Auf der länglichen, fahlen Nase ein Aneifer aus schwarzem Horn. Hagere Hände mit spitzen Fingern. Ein unschlüssiges oder überstürztes Geberdenspiel, wobei die Ellbogen an den schwächtigen Leib geklemmt bleiben oder bis zur Nasenhöhe mitschwingen. Er schwankt mit kurzen Schritten auf der Tribüne herum, lehnt

sich jeden Augenblick wie entkräftet an den Tisch. Dann spricht er wieder mit beiden Händen. Das Trinkglas mit dem rumgefärbten Wasser nimmt er von der Platte und stellt es auf die andere Seite des Rednerpultes. Man bringt ihm ein zweites Glas von der Mischung. Er hastet in der Rede zwischen zwei Gläsern weiter. Manchmal beugt er sich tief über seine verwirrten Papiere, kratzt kurzschichtig nach Belegen, die Nase in den Notizen. Seine Stimme ist heiser, dünn und zischend. Hat er sich in Leidenschaft hineingeredet, so faucht und röchelt er. Was er sagt? „Keine Revolution ist durch die Revolutionäre gemacht worden — sondern durch die Regierungen, welche die Gesetzlichkeit verließen.“

Die Frage — der Apotheke von Roubaix! — stellt sich also folgendermaßen: Hat die Regierung ihre gesetzlichen Befugnisse überschritten? Ja oder nein?

„Nein!“ antwortet Herr Dupuy (Charles), Präsident des Ministerrates und Minister des Innern, in einer ebenso gutmütigen als härteißigen Rede. „Wir haben die Apotheke von Roubaix zugesperrt, weil sie den ersten Versuch darstellt, den Kollektivismus zu verwirklichen. Die Socialisten von Roubaix wollen mit Gemeindemitteln einzelnen Bürgern Konkurrenz machen. Dazu sind die Gemeindemittel nicht da. Und die Regierung ist dazu da, es zu verhindern.“

Das ist klar. Nicht? Charles Dupuy ist ein ganz prächtiger Alarmmacher. Wenn ich ihn reden höre, summt mir ein Rehrreim aus alten Schulstunden im Ohre nach. „Barbara, Gelarent, Davii, Ferio! . . .“ Wenn Sie oder ich einen Schluß ziehen, so ziehen wir eben einen Schluß. Wir wissen gar nicht mehr, wie A und E und J und O darin stehen. Aber Dupuy weiß es, und wenn er auf der Tribüne mit Macht etwas

folgert, so scheint mir, daß er hinterdrein leise in den Bart brummt: „Gamestres!“ oder „Bocardo!“ Denn er war Philosophie-Professor und ist es mit Leib und Seele geblieben, mit seinem dicken, ungeschlachten Leib und seiner braven, einfachen Seele. Er ist kein großer Mann, Gott bewahre! aber ein tüchtiger, und was er lehrte, das hat ihn erzogen. Er hütet heute die Gesetze, zufällig, vorübergehend, doch er wird immer der Frontwächter der formalen Logik bleiben. Ganz wohl fühlt er sich nur im Schematischen. Im öffentlichen Leben Frankreichs darf man keine Spur von Gelehrsamkeit zeigen, und darum ist er viel gehänfelt worden, als er eines Tages ausrief: „Ich sperre den Socialismus in ein Dilemma ein.“ Ein Lachen ist durch das Land gegangen. Aber wie malt dieses Wort diesen Mann. Der Syllogismus cornutus ist ihm etwas Greifbares, Eisernes, wie etwa ein feuerfester Schrank. Er packt den Socialismus, steckt ihn in das Dilemma, die schwere Thür wälzt sich in den geölten Angeln, sinkt mit einem pfeifenden Ton ins Schloß. Dann dreht Dupuy den Schlüssel um und steckt ihn in die Tasche. Und wie er sich umwendet, ahnt er gar nicht, daß der eingesperrte Socialismus längst wieder aus dem Kasten ist. Entkommen!

Er glaubt zu sicher an die Logik. Als ob die Entwicklungen der Menschheit sich nach irgend einer *propositio major* und *propositio minor* vollzögen. Im Fortschritt, von dem der Socialismus mit allem, was er aufrührt, nur einen Augenblick darstellt, im Fortschritt ist keine Logik, oder eine höhere, als die Formalisten zu erkennen vermögen.

Dennoch ist Charles Dupuy kein beschränkter Mensch. Wenn er sich vor die Apotheke von Roubaix breitspurig hinpflanzt, sieht er hinaus ins weitere. Er sagt: „Die Genossen-

schaften sind noch die Freiheit, der Kollektivismus der Gemeinde ist die Unterdrückung der Freiheit. Man beginnt mit Gemeindebädern, läßt die Gemeindeapotheke folgen, dann kommt die Versorgung mit Lebensmitteln. In dem allen steckt ein Coëfficient von Empfindsamkeit, der uns nicht täuschen soll. Wir gehen nicht in die Falle.“

Er hat auch einen gewissen historischen Blick, wie man ihn in diesem merkwürdigen Palais Bourbon erwirbt, erwerben muß. Denn hier wird fortwährend Geschichte gemacht. All diese Geringen, Unbewußten, Zufälligen, die in dem weiten Saale plaudern, lärmen, Ränke spinnen, Regierungen stürzen und nicht ahnen, wohin sie gehen — sie machen doch Geschichte, und vielleicht für die ganze Welt. Versteht sich: so wie eben Geschichte wird, ziellos und wahllos. Dabei muß der geschichtliche Sinn denen anfliegen, die sich ein wenig Rechenschaft geben oder auch nur manchmal aus ihrem Dämmern auffahren. Freilich kommen sogar mehrere zur Regierung und verlassen sie, ohne nachgedacht zu haben. Die werden auf die Ministerbank geschwemmt, wie Austerlitz auf eine Bank, und verharren da mit dem Geistesleben einer Austerlitz, bis man sie abträgt.

So ist Dupuy nicht. Er denkt im Besitze der Gewalt noch über die Gewalt nach. Er giebt sich über die wahre Entstehung der Macht keiner Täuschung hin und will niemanden offiziös täuschen. Er läugnet die Möglichkeit nicht, ja er bespricht sie breit, daß er morgen nicht mehr regieren werde. Er geht noch weiter, bis zur Möglichkeit, daß die Macht den Socialisten zufallen könne. „Wir sind nicht die Herren des morgigen Tages,“ sagt er. Auch erörtert er gelassen, was am Tage nach der Revolution geschehen dürfte. Doch muß man nicht glauben, daß er Gespenster an die Wand malen möchte. Nein, er will

niemanden ängstigen und denkt nicht an Führung ad absurdum. Er sieht nur die sociale Revolution kommen; sieht sogar den folgenden Tag, der ruhig sein wird, wie die Erfahrung lehrt. „Le lendemain de la révolution!“ ein Wort, das man sonst nur drohend oder zitternd ausspricht, im behaglichsten Tone vorgebracht. Und von wem? Vom Oberhaupte der Regierung, auf der Tribüne, in offenem Parlamente. Das ist ganz derselbe, der im Augenblicke, nachdem Baillants Bombe geplatzt war, vom Präsidentenstuhle in die Kammer hinunterrief: „Die Sitzung dauert fort!“

Es geht etwas Beruhigendes von ihm aus. Er trifft zwanglos den eigentümlichen Ton, den diese Kammer verlangt. Die ist gewiß die nervöseste aller Volksvertretungen. Von einem Augenblick zum andern kippt ihre Stimmung um. Dupuy aber behält immer das Gleichgewicht. Er schlägt lustig zu und hält arge Stöße aus, ohne zu wanken. Breit und fest steht er auf der Tribüne und zieht seine stählernen Schlüsse, Barbara, Celarent, auch Disamis und Felapton. Seine Lieblingsgeberde ist die vom Nasenstüber, die auch den Logikern dient: der Zeigefinger ans oberste Daumenglied geklemmt und über dem Ring, der so entsteht, die anderen drei Finger ausgespreizt. Das macht er bald mit der Rechten, bald mit der Linken. Doch diese wurstigen Finger sind nicht mehr so dick, wie sie waren. Seit er regiert, ist der untersekte Auvergnat ein wenig abgemagert. Ein Leiden wühlt in diesem mächtigen Leib. Das dicke Kopfhaar ist eisengrau geworden, auch der Bart, den er am Kinn lang zieht, um die Bevölkerung über die Breite seines Gesichtes zu täuschen.

Nach Dupuy nimmt ein Regierungstreuer Namens Bouge zur Apotheke von Roubaix das Wort. Bouge ist Vertreter

von Marseille; man merkt es kaum, er spricht beinahe ohne Accent. Auch ist sein Haar und Bart rotblond. Nichts vom Südländer. Doch, etwas, ein Zug verrät ihn. Als Bouge die Tribüne hinaufgeht, ruft Coutant, ein ehemaliger Arbeiter, der die Arbeiterertr vertritt: „Lügner! Das ist ein Lügner!“

Bouge macht sich mit der linken Hand eine größere Ohrmuschel: „Was haben Sie gesagt?“

Coutant wiederholt bereitwillig: „Ich sage, Sie sind ein Lügner.“

Bouge wendet sich mit einer verächtlichen Geberde ab. Die Geberde war echt. So zuckt man in Marseille die Hand in die Höhe, als wollte man etwas über die Achsel hinter sich werfen. Einen Nordländer hätte die Schmähung auch stärker aufgeregt, aber in Marseille ist Lüge kein so arger Vorwurf. Mein Gott, wer lügt im Süden nicht? Dort klingen Lügen nur wie Märchen.

Bouge hält eine schöne Rede, von der selbst an den Rhône-Übungen niemand behaupten würde, daß sie aus dem Stegreif gesprochen ist. Sämtliche Aufwallungen sind zu Hause angefertigt worden. Es ist ein Zorn in dieser Rede, den man den lateinischen Zorn nennen kann. Cicero machte solche Stilübungen sehr gut, und noch bis vor hundert Jahren war diese Art zu sprechen das Neueste. Man ergrimmt im Konvent hauptsächlich in langen Perioden. Die große Revolution wurde mit lateinischem Zorn gemacht.

Damals flügelten sich die Redner lobesam ihre Tropen und Figuren bei der Lampe aus und lernten sie vor dem Spiegel ein. Der Sprecher einer Rede war nicht immer ihr Verfasser. Mancher, der über eine starke Stimme verfügt, hat

einen schwachen Kopf. Selbst von Mirabeau ist es bekannt, daß er öfters die Einfälle anderer vortrug. Noch auf der Tribüne ließ er sich Zettel reichen, las sie mitten in seinem Schwall und verflocht das Geliehene geschickt mit den übrigen Kunstblumen seiner Rede.

Herr Bouge ist kein Mirabeau, aber weil seine Exordien gar so auswendig klingen, hat man ihn schon verdächtigt, daß er sich sie von jemandem vorbereiten lasse. Vermutlich nicht wahr, denn er sagt nichts Ungewöhnliches; aber es ist lustig, zu denken, daß der Verfasser dieser tropischen Beredsamkeit im Saale sein mag und mit den Gefühlen eines Bühnendichters der Aufführung lauscht. Wo sitzt er? Unten bei den Deputierten? Und warum spricht er nicht selbst? Oder oben auf der Galerie der Journalisten? Und er schreibt vielleicht den Bericht, verzeichnet in unbekannter Ironie die Beifallsstürme.

Denn Beifall giebt es die schwere Menge; wie immer, wenn man einer Mehrheit genau das sagt, was sie hören will. Doch sagt er in seiner catilinarischen Rede gegen den Socialismus auch manches, was gut, richtig und stark, wenn schon nicht neu ist, *Patientia nostra! Quem ad finem?* Ja, ja — die Sache ist nur, daß dieser Catilina mehr als Einen Kopf hat, und daß ihm täglich neue wachsen.

Dann glaubt der Cicero von Marseille, einen Hauptschlag zu führen, indem er die Socialisten auffordert, ihren Plan einer neuen Gesellschaft vorzuzeigen. Sie haben genug bemängelt. Sie sollen endlich erklären, wie sie es besser machen möchten. Hier im Parlament sollen sie es erklären — und zwar sofort! . . . Die Mehrzahl jubelt dem Redner zu.

Unvorsichtiger Jubel, der glauben lassen könnte, daß

diese Mehrheit den Socialismus bekämpft, ohne ihn zu kennen. Das Turnier wird größer. Der schwarze Ritter der Arbeit nimmt den Handschuh auf und reitet wieder in die Schranken.

Herr Guesde hat abermals das Wort. Doch nicht mehr zur Apotheke von Roubaix, sondern zum Kollektivismus. Und jetzt hört man ihm zu. Er spricht aus dem Stegreif. Allerdings hat er diese Rede schon oft in Volksversammlungen gehalten, aber hier ist ein anderer Ton nötig als dort.

Wie vorhin kommt es fauchend und röchelnd aus seiner mageren Brust hervor, nur ist ein neuer Schwung darin. Er hat besser als seine Herausforderer die Gunst der Lage erkannt. Man zwingt ihn zu einer Rede, die zu halten er längst vor Begierde brennt. Der Kollektivismus darf sich im Palais Bourbon aussprechen. Es ist eine historische Sitzung.

Und er legt das Problem des Jahrhunderts auseinander. Die sociale Frage ist ein Ergebnis von Maschinen, die früher nicht da waren. Vor der Dampfzeit waren Eigentum und Arbeit vereinigt. Jetzt sind sie geschieden. Auf der einen Seite Eigentum ohne Arbeit, auf der andern Arbeit ohne Eigentum an den Arbeitsmitteln. Die Maschine bekommt Sklaven. Das Weib wird dem häuslichen Herde, die Mutter den Kindern entrissen. Dann macht man die Kinder zu Konkurrenten der Eltern. Dabei wird das Menschenmaterial verschwendet und verdorben. In kürzerer Zeit könnte mehr Arbeit gethan werden. So wird in der morgigen Gesellschaft der fünfständige Arbeitstag genügen. Die Anregung zur Arbeit wird weniger fehlen als heute, denn jetzt schafft sich der Arbeiter Brotlosigkeit, wenn er zu viel thut. Der Kolle-

tivismus, den wir wollen, existiert schon. Die Aktionäre sind Kollektivisten. Keiner hat Eigentum an Teilen eines Unternehmens, sondern alle zusammen am Ganzen. Auf die Sklaverei folgte die Lohnzeit, jetzt kommt der Kollektivismus. Der Bahnzug rollt — und Sie möchten ihn aufhalten mit königlichen Ordonnanzen von sieb—zehn—hun—dert—sieben—und—sechzig, wie im Falle der Apotheke von Roubaix. Die Revolution wird sein, wie ihr sie haben wollt — wohlthätig oder verheerend. Wählet! Wenn ihr uns widersteht, werden wir Gewalt anwenden. Alle Parteien, die regiert haben, sind nur durch Gewalt ans Ruder gekommen.

Herrn Guesde antwortet Herr Deschanel. Herr Paul Deschanel ist der erste Liebhaber des linken Centrums, ein Salonpolitiker, ein Lehner an Raminen, ein Löser der schwierigsten Probleme nach dem Braten, so zwischen Birn und Käse. Da sitzt er wohl, umgeben von Damen in jenem Alter, wo die Frauen anfangen geistreich zu werden, und er hält mit zierlichen, rundlichen, abgecirkelten Geberden eine selbstgefällige Rede. Er ist entschieden zu schön für diese Welt. Nein, dieser blonde Schnurrbart, ach dieses schräge gescheitelte, goldglänzende Haar und erst die Locke auf der Stirn, die eiserne Locke! Ich glaube, die reichen jungen Mädchen Frankreichs beten alle Paul Deschanel an, wie wenn er ein Schauspieler wäre. Er hat auch einen Vortrag, da können sich alle Liebhaber der Comédie Française verstecken. Eine fettige, reizend affektierte Stimme mit eleganten Unarten. Er haucht, er zärtelt. „Il dit“ klingt bei ihm „il djbih“, und „politique“ spricht er „politjhik“ aus, und „calculé“ ist „kolkuläh“. Aber manchmal vergrößert er seine Stimme mächtig, da hört

man erst, wie stark er sprechen kann, und glaubt ihm das Süßliche nicht mehr — und das Gewaltige noch weniger.

Deschanel, der Liebliche. Wer nicht verstünde, was er sagt, müßte meinen, daß der schöne Paul einer glücklichen Virginie soeben seine Liebe feufze. Nein, er vergleicht die Kassenausträge der Bank von Frankreich in den letzten zehn Jahren. Und jetzt, sehen Sie ihn nur jetzt auf der Tribüne. Er legt den Zeigefinger auf den gespitzten Mund, tänzelt, schleift eine halbe Pirouette nach links. Er marivaudiert gewiß mit der Gräfin? Nein, er widerlegt den Kollektivismus.

Er widerlegt ihn nämlich im Ernst. Das Krokette steckt bei ihm nur in der Form. Der Inhalt ist ganz männlich. Paul Deschanel ist einer der gebildetsten Leute des Palais Bourbon. Seine Belesenheit ist ausgebreitet; er hat sogar eigene Gedanken, die er nur bitterlich schädigt, indem er sie selbstzufrieden vorbringt. Er denkt, obwohl er plaudert. Der Liberalismus ist ihm kein erschöpftes Princip, und er möchte ihn ausgestalten. Mit jeder Reform, sagt er, rauben wir den Gegnern eine Waffe. Eine internationale Arbeitsgesetzgebung scheint ihm Utopie, aber Arbeitsverträge sind denkbar, wie es Handelsverträge giebt. Und man braucht die Grundlagen der Gesellschaft nicht zu zerstören, wenn man kapitalistische Mißbräuche beseitigen will. Ja, die andere Gesellschaft, von der sie reden, ist gar nicht möglich. Beantragen sie zuerst eine Änderung der menschlichen Natur.

Er eilt zum Schluß. Da findet er aus dem Stegreif ein Couplet von seltener Schönheit. „Herr Guesde sprach uns von Griechenland. Ja, es gab in der Welt ein Volk, dessen Geschichte ein Wunder von Heldenmut, Intelligenz und Schön-



heit war, das mit einer Handvoll Heroen die Welt vor asiatischer Barbarei bewahrte, und das eine solche Plejade von Dichtern, Künstlern, Rednern hervorbrachte, daß sein Genius die Erde bezauberte und das ewige Fest des Menschengestes bleibt Eines Tages trugen die Demagogen da hinein den Klassenhaß. Im Schoße der Demokratie erhoben sich Männer, die einander überboten und die Abschaffung der Schulden, sowie die Konfiskation der großen Vermögen forderten. Die Menge trug sie auf den Händen im Triumph nach der Burg und grüßte sie mit dem Namen der Tyrannen! . . . Da erschien Philipp, später, nach den Macedoniern, die Römer, und dieses reine Licht erlosch, und man sah römische Legionen lagern auf den Stufen des Parthenon!"

Welch ein köstlicher Schauspieler, Dichter und Darsteller in Einer Person! Wie ist er jählings aus dem Süßen, Fälschlichen hinaufgewachsen ins Erhabene. Und wie schade, daß er sich das gleich wieder verdirbt. Er will sein Couplet erläutern; „Immer führen die gleichen Ursachen zu den gleichen Wirkungen, und wir kennen die Krankheiten der Völker, wie wir die der Menschen kennen.“

Das ist doch ein fauler Zauber. Die Ursachen sind eben nicht die gleichen, und jede Entwicklung bringt andere Krankheiten. Ein Beispiel: Railway spine. Die Erkenntnis ist nicht zu Ende. Doch er möchte ja nur ins Praktische hinausfolgern, der Politiker. Darum setzt er hinzu: „Wir hatten einen gewissen General (Boulangier), der wie ein Messias aufgenommen wurde von der Bevölkerung des Nord- und Seine-Departements, die auch Sie vertreten; er hatte dieselbe Klientel wie Sie und dieselben Mittel!“

Beifall. Aber nicht genug. Er braucht noch einen

Abgang. Jetzt rafft er seine Notizen zusammen, wirft die Mappe zu: „Im Angesicht einer Doktrin, welche die menschlichen Bestrebungen nach den materiellen Nützlichkeiten formen will -- ubi bene ibi patria — wollen wir im Herzen bewahren (bebend) die Heiligung der idealen Dinge (fest), die Achtung der Gesetze (mit schmelzender Stimme), die Anbetung des Vaterlandes!“

Und mit der aufgerollten Fahne geht er ab. Wieder jubelt die Mehrheit, und die Damen auf den Galerien sind erregt, sie müssen sich mit ihren Fächern Luft zutreiben. Ach, Paul!

Wie oft mag Paul Deschanel diese Rede noch halten, bis er Minister wird? Denn er wird heute oder morgen Minister, das ist kein Zweifel. Er hält diese Rede nicht zum erstenmal, und als Minister wird er sie erst recht halten müssen. Die Socialisten wiederholen sich ja auch. Aber es ist ein Unterschied. Die Rede einer solchen Opposition wird durch die Wiederholung stärker, die Rede der Regierung schwächer. Woran es liegt? Vielleicht sind die Hungrigen geistreicher als die Satten. Man muß sie also sättigen, die Führer nämlich; es werden immer nur die Führer gesättigt. Aber das ist vorläufig nicht möglich. Im „gesetzlichen Lande“, das heißt in der Wählerschaft, sind sie noch nicht stark genug — um abzuwirtschaften. Geduld, die Zeit ihrer Unbeliebtheit wird nicht ausbleiben. Hinter ihnen muß wieder der Einzelne lärmend mit seinem Rechte kommen.

So werden Politiker sich und anderen immer die Zeit vertreiben, die sie nicht bessern können. Doch vor der Apotheke von Roubaix, wo die einen Änderung der Gesetze fordern und die anderen ablehnen, weil die Änderung der Menschen vorher-

gehen müßte — vor dieser Apotheke billiger Arzneien gedenkt man der Naturkräfte nicht. Eine neue Verwendung der Kräfte schuf das Übel. Wie ein wunderliches Ungetüm erschien eines Tages die Dampfmaschine mitten in der Gesellschaft, sammelte die Menschen um sich, that ihnen wohl und wehe. Wer ihr zu nahe kommt, wird zermalmt. Aber sie hat die Welt um so vieles bereichert, breitere Schichten wohlständig gemacht, die Städte geändert, den Verkehr vom Laufe der Wasser unabhängig gestaltet, die Völker näher gebracht, Genüsse in die Massen getragen. Freilich ist ihre Produktion auch massenhaft, verworren und gefährlich. Der sieht nur die Eine Seite der Frage, wer über die Schäden jammert oder wütet. Die Politiker werden schwerlich eine Lösung bringen. Über die erhitzten Köpfe dieser kleinen Schwächer hinweg werden die Erfinder miteinander in Thaten streiten. Erfindungen waren es, welche die Menschen zu Haufen ballten im traurigen Dunst der Fabriken. Andere Erfindungen werden die Gedrängten und Gedrückten hinausstreuen in glücklichere Gegenden.

Da ist ein Bach, der seit hunderttausend Jahren durchs Gebirge rauschte, und bei Nacht glommen an seinen Ufern dürstige Dämpfchen. Jetzt schimmert aus seinen nutzlosen Wellen plötzlich das elektrische Licht in die Häuser. Und dieses Licht mag der neuen Arbeit leuchten, in der das Individuum wieder siegt. Dann rumpelt die Dampfmaschine unter das alte Eisen, samt ihrem politischen Erzeugnis, dem Socialismus. Vielleicht will es die ungeheure Komik der Weltgeschichte, daß dann die Kollektivisten regieren, und das Recht des Einzelnen wird eine Revolution fordern.

So kriecht der Heeressturm der Menschheit langsam vor-

wärts. Wie massenhaft und verworren das alles aussieht. Jetzt kriecht man in einem klebrigen Anäuel, dann wieder einsam, und bald gilt dies, bald jenes als das schleunigste Mittel, um nach der fabelhaften, schönen, großen, grünen Wiege zu gelangen, auf der jeder Wurm genug haben und keiner mehr getreten wird.

Ende November 1894.

„Sprechen wir von Politik!“

Dieses Wort hat einmal Herr Goblet ausgegeben. Er fand nämlich — es klingt wunderbar — daß in Frankreich zur Zeit der parlamentarischen Republik noch nicht genug von Politik gesprochen werde. Er ist wirklich schwer zu befriedigen. Allerdings erst, seit er nicht mehr auf der Ministerbank sitzt.

Ah, die Zeiten waren wesentlich rosiger, als er noch regierte. Ein Wohlbehagen durchströmte das Land, es gab keine Unzufriedenen, die Gerechtigkeit verweilte auf der Erde, niemand hungerte, keiner fror, von einem Zwiespalt zwischen Arbeit und Kapital war nichts zu bemerken, die Macht wurde nicht mißbraucht, hochbegabte Männer leiteten die Republik, und sie begingen niemals Fehler. So sah Frankreich in den achtziger Jahren dieses Jahrhunderts aus.

Wie hat sich das alles in den letzten sechs Jahren, die Herr Goblet leider außerhalb der Regierung verbringen mußte, geändert. Wer sieht nicht, wie schlecht die Zustände geworden sind? Überall Jammer, Elend, Mißbräuche. Ab und zu ein kraftloser kleiner Versuch, Reformen durchzuführen. Wem kann

das genügen? Herrn Goblet sicher nicht. Ihn wird man nicht täuschen. Die Hauptsache fehlt. Fortschritte, die ohne sein Hinzuthun gemacht werden, haben für ihn keinen Reiz. Wird man ihn noch lange schwächen lassen? Es wird spät. Die Härchen auf seinem Köpfchen sind schon silberweiß. Er hat sein fünfundsechzigstes Jahr überschritten, der unweise Greis. Freilich macht er nicht den Eindruck des Greisenhaften. Er ist flink in Rede und Bewegungen, stürmisch im Angriff, rastlos im Begehren.

Wer begehrt, ist jung. Das ist eine Erscheinung, die wir vom darbenden alten Bettler bis hinauf zum ausgedienten Ministerpräsidenten verfolgen können. Es ist ein Gegenfenn darin, einer jener Gegenfinne, ohne die wir das Leben nicht verstehen könnten. Warum wirft sich der elende greise Krüppel an der Concordebrücke nicht hinunter in den Tod, der mit freundlichem Wellenglanz vorüberfließt? Er lebt weiter, nicht weil er hofft, sondern weil er begehrt. Der Mangel ist ein starker Anreiz zum Leben. Und hebe ich diese Erscheinung von ihren einfachsten Formen hinauf bis zu komplizierten Persönlichkeiten und deren Schicksal, so finde ich immer denselben Grundzug. Für machtliebende Naturen ist der Verlust der Macht eine Quelle heißester Genüsse; eine Quelle, so strömend, wie die Jugend selbst. Welch ein Genuß, sich über seinem Schicksal zu fühlen! Wie wächst innerlich ein Mensch, der sich verkannt sieht, und zwar verkannt nach früheren Erfolgen! An wie viel Lustspielen der Menschlichkeiten kann er sich zudem ergötzen: an Schmeichlern, die sich entfernen; an Freunden, die erkalten; an der großen, undankbaren, kurzichtigen Mehrheit. Ich weiß wohl, daß diese Genüsse gemengt sind mit Bitterkeit; aber welche Wollust ist es nicht? Und wenn eine solche

gestürzte Größe zum Nachdenken aufgelegt ist, so mag sie ihren jetzigen Zustand dem ehemaligen vorziehen. Das öffentliche Leben Frankreichs ist besät mit gestürzten Größen — auf allen Gebieten — weil man hier jünger in die Höhe kommt und schneller Platz machen muß.

Weiter wird die Sache für unsere Anschauung, wenn ein Kleiner sich für eine gestürzte Größe hält. Er hat alle Gefühle jener, nur sein Betragen ist natürlich anders. Da sehen Sie Herrn Goblet. Eine zeitlang saß er im Senat — nachdem er bei den Kammertwahlen durchgefallen war — jetzt ist er wieder im Palais Bourbon. Verstimmt, ärgerlich, eifersüchtig hockt er auf der äußersten Linken und schielt hinunter nach der Ministerbank. Er fehlt bei keiner Sitzung und späht, ob sich der Regierung nicht Verlegenheiten bereiten ließen. Er bekommt oft Besuche auf seinem Platze. Da stecken sie die Köpfe zusammen und lispeln, wie Verschwörer. Die anderen im Palais Bourbon schwätzen wahrscheinlich von Geschäften und Vergnügungen, oder sie tauschen geringen Klatsch aus, wenn der Mann auf der Tribüne sie langweilt. Goblet nicht, der spricht gewiß immer nur von Politik. Die Politik ist sein Haus, in dem er wohnt, sein Feld, das er bebaut, sein Gesel, den er schlägt, sein Ochse, mit dem er pflügt, der Gedanke seiner Lage, die Schlaflosigkeit seiner Nächte. Er ist die feinste Verkörperung des Politikers, welcher redet. Als Politiker der That ist er durchaus mittelmäßig. Er war spurlos viermal Minister, und wo ist die Richtung, ja wo sind auch nur die einzelnen Gesetze, auf denen sein Name dauernd stünde?

Nein, der Goblet in der Regierung ritt auf demselben alten Schimmel, von dem der Goblet in der Opposition die Männer des Tages herunterreißen möchte. Und wenn er wieder

hinaufkäme, säße er vermutlich nicht anders oben als ehedem. Zwar ist er, seit sich der Thürsteher seines Ministerpalastes zum letztenmal vor ihm verneigte, in seinen radikalen Ansichten noch viel röter geworden. Doch er weiß zu gut, daß man nur opportunistisch regieren kann. Das ist überhaupt eine Tautologie, die man nicht gleich als solche erkannte, weil Gambetta das Wort so gewichtig aussprach: Opportunismus ist der andere Name für Regierung.

Es giebt Whig-Opportunisten und Tory-Opportunisten. Wenn sie die Geschäfte übernehmen, merkt man nicht mehr, ob sie vorher Whigs oder Tories waren. Als eine solche englische Schaukel sähe Goblet auch gerne das Auf und Ab im französischen Parlament eingerichtet. Die englische Schaukel hat das Angenehme, daß man immer, wenn man unten ist, durch ein kräftiges Abstoßen in die Höhe gelangt. Freilich ist es dann unangenehm, daß man oben mit den Beinen in der Luft strampelt; doch Geduld, beim Herunterkommen kann man sich wieder auf festen Grund stützen, auf das Volk. Und wieder hinauf!

Es wäre schön. Es geht nicht. Die parlamentarischen Bewegungen in Frankreich sind nicht die der Schaukel, obwohl die Regierung so häufig wechselt. Auf ein gestürztes Ministerium folgt ein anderes von genau derselben Farbe oder Farblosigkeit, ja in den meisten Fällen sitzen Mitglieder des alten Kabinetts im neuen. Hier ist eine Vertworrenheit, die uns bei der französischen Vorliebe für das Klare sehr befremden muß. Die Mehrheit in einer Abstimmung stürzt die Regierung, bedeutet aber nachher nichts bei der Bildung des neuen Kabinetts. So können die eben aus wichtigem prinzipiellen Grunde entfernten Männer sofort zurückkehren. Dann wieder gerät ein

Ministerium oder nur ein einzelner Minister beiläufig, zufällig, in einer Frage zweiten, dritten Ranges in die Minderheit; das ganze Kabinett verschwindet und wird durch ein wesentlich verschiedenes ersetzt. Das raubt der Mehrheit außer der Bedeutung auch die Verantwortung.

Für die „Politiker“ sind diese Spiele freilich angenehm und nützlich. Da es sich beim Regierungswechsel nicht um Prinzipien handelt, sondern um Personen, sind alle Geschlichkeiten zulässig. Man hebt diesen hinauf und reißt jenen herunter. Die kleinen Manöver sind an der Tagesordnung. Die kleinen Leute gedeihen. Durch flinke Führung läßt sich mit geringen Gruppen viel ausrichten. Öfters gelangen die Minderzähligen zur Macht; nicht vermöge ihrer Kraft, sondern Dank der Schwäche ihres Widerstandes. Zuweilen ist es für eine Regierung vorteilhaft, sich werfen zu lassen; das ist die beste Entschuldigung dafür, daß sie nichts geleistet hat. Sie konnte nichts leisten, man ließ ihr keine Zeit. Niemand hat Zeit zu Unternehmungen von langem Atem, und die Zeit vergeht. Es ist unendlich bequem. Man braucht nichts zu thun. Man spricht von Politik!

Sie sprechen von Politik, wie die Advokaten vom Recht. Es ist eine beängstigende Geläufigkeit in ihren Reden. Sie sind möglicherweise durchdrungen von dem, was sie sagen. Aber man hat das dumpfe Gefühl, daß sie auch den gegnerischen Standpunkt mit Leichtigkeit zu verteidigen wüßten. So denke ich mir oft, wenn ich den behenden Herrn Goblet sprechen höre: Wie schade, daß er sich nicht gleich selbst widerlegen darf. Da würden die Funken fliegen. Denn im persönlichen Angriff ist er von einer Schärfe ohnegleichen. Es wäre ein Genuß, Goblet gegen Goblet zu hören, und um der Welt diesen Genuß

zu bereiten, brauchte man ihm vielleicht nur ein Ministerportefeuille zu geben. Doch nein, der Gedanke ist nicht ausführbar. Bewöge man sogar Herrn Goblet dazu, sich selbst zu bekämpfen, er brächte es dennoch nicht gut fertig, weil er seine eigenen Schwächen nicht so genau sieht, wie die der anderen.

Sei, wie er seinen Gegnern in die Blöße hineinsauft. Er ist immer da und lauert. Und findet er die Gelegenheit günstig, so hört man sein heiseres, feines Stimmchen: „Ich bitte ums Wort.“ Man hört dieses Stimmchen sonderbarerweise auch im größten Lärm. Grobe, starke Stimmen kommen nicht so zur Geltung. Er versteht den richtigen Augenblick zu wählen, vor oder nach dem allgemeinen Schreien, oder zwischendurch, sobald das Geräusch abschwilt. Das ist eine seiner vielen Geschicklichkeiten.

Dann hastet das alte Advokätlein die Tribüne hinauf, sehr beweglich, sehr jung. Es wartet oben, bis die Stille da ist, die es beansprucht. Es trinkt einen Schluck Wasser, senkt das Häuptlein und späht über den Aneifer, der ihm auf der Nase sitzt, in den Saal hinaus, oder blickt vor sich nieder, wie um sich zu sammeln. Ja, solche Köpfe sieht man im Justizpalast, das sind die Chicanusen des Rabelais. Ein weißes Wangenbärtchen, Kinn und Oberlippe austrasiert, daß man den verkniffenen Mund deutlich sieht. Vor Gericht haben die Chicane-künstler altertümliche Talare an. Der hier ist bürgerlich gekleidet. Auf der Rednerbühne nimmt er sich kleiner aus, als er wirklich ist. Trifft man ihn auf der Gasse, so entdeckt man, daß er nicht so klein ist; entdeckt auch, daß seine Augen ein bißchen schielen.

Beim Reden lehnt er sich oft an, das magere Bäuchlein auf dem Tisch. Die linke Hand legt er auf den Rücken, mit

der rechten flicht er in die Luft. Er spricht wohl immer aus dem Stegreif, da er die Zwischenfälle der Sitzung benützt. Keiner benützt sie so geschickt und giftig, wie er; selten ist einer so schlagfertig. Es ist nicht gut, mit ihm anzubinden, wenn er auf der Tribüne steht. Er packt den Zwischenrufer und zerzaust ihn grausam. Das geht blitzschnell. Ich glaube, die Stenographen haben Mühe, ihm nachzukommen. Ein neuer Deputierter wagte es einmal, ihn zu unterbrechen. Goblet erwiderte mit eisigem Lächeln: „Mein lieber Kollege, Sie haben ihren Zwischenruf nicht lange genug reifen lassen.“ Gelächter im Hause. Der Mann, dem die Fähigkeit selbst zu Zwischenrufen abgesprochen war, that viele Monate hindurch nicht mehr den Mund auf. Ein andermal hielt einer vom linken Zentrum eine große Rede, die zufällig aus der Debatte herauszuwachsen schien. Goblet war darin angegriffen. Reuchend rief er: „Sie haben sich diese Rede von langer Hand vorbereitet!“ — „Verzeihung,“ erwiderte jener, „ich wußte gar nicht, daß ich heute sprechen würde.“ — Aber Goblet gab giftig zurück: „So? Und warum sagten Sie vorgestern in Chartres, Sie müßten nach Paris zurück, um an einer großen Kammerverhandlung teilzunehmen?“

Das sind Kleinigkeiten. Sie zeigen nur, daß ihm jedes Kampfmittel gut ist. Er möchte seine Gegner demolieren, von unten, von oben, von allen Seiten. Doch in solchen Mittelchen erschöpft sich seine Kraft durchaus nicht. Er weiß den Fragen plötzliche Wendungen zu geben. Er entdeckt ihren Zusammenhang mit den großen politischen Prinzipien. Man glaubt, daß nur ein einzelner Fall vorliege, da erweitert Goblet jählings die Schranken: sprechen wir von Politik! Und er dreht, er deutet, daß die Leute verblüfft aufhorchen. Das ist sein

merkwürdigster Zug; er, der seine persönlichen Wünsche, seine Machtbegier nicht zu verbergen imstande ist, entwickelt immer die allgemeinen Gesichtspunkte, und mit solcher Stärke und Gewandtheit, daß man ihm gefesselt lauscht, obwohl man ihn durchschaut.

Er ist voll Scharffinn und ohne Weisheit, und jetzt ist sogar zu bemerken, daß diesem Schlaupf die gewöhnliche Klugheit fehlt. Denn er scheint im Socialismus nur etwas quantitativ, nicht qualitativ Verschiedenes vom Radikalismus gesehen zu haben. Und er glaubte, sich der Socialisten bedienen zu können, um wieder zur Macht zu kommen. Das war ungemein thöricht. Sein Fuchsbau hat nun einen radikalen und einen sozialistischen Ausgang, und gerade diese findige Anlage ist Meister Reineckes sicherer Tod. Man treibt ihn durch den einen Gang, und wenn er beim andern hinaus will, wird er erlegt. Und jetzt hört man sein heiseres, dünn kreischendes Stimmchen immer verzweifelter kuchen. Individualismus oder Kollektivismus, er weiß nicht mehr aus noch ein.

Erinnert mich Goblet an den Durchtriebenen von Malepartus, so muß ich bei Pelletan immer an einen zottigen, plumphen Bären denken, den ich einmal in Luz, dem Dorfe in den Pyrenäen, sah. Camille Pelletan, der Bär; kein gewöhnlicher Bär, sondern ein nachdenklicher Tanzbär. Pelletan ist auch ein Radikaler, auch ein Sprecher von Politik, aber sonst in allem anders als jener. Eine volle Natur, ein Charakter in geraden Linien, dabei durch und durch lebenswürdig. Man findet in ihm Eigenschaften vereinigt, die sonst heulend auseinanderlaufen; er ist geistreich und gut, boshaft und gemüthlich, liebt die Schnurren und das Ideal. Er ist offenbar künstlerisch veranlagt und beschäftigt sich am liebsten mit Ziffern, freilich

mit den Ziffern des Budgets. Er hat einen unbeschränkten Geist und klammert sich zäh an ein Parteiprogramm. Er gebietet sich wie ein Bohème und ist ein ganz regierungsfähiger Staatsmann. Er hört sich vielleicht ein bißchen zu gern reden. Aber können wir ihm das übel nehmen? Wir hören ihn auch gern.

Camille Pelletan ist der Spaziergänger auf dieser französischen Tribüne, die sechs oder acht Schritte lang ist. Er geht ruhelos auf und ab. Die Länge seiner Reden müßte man eigentlich mit dem Schrittzähler messen. Eine Budgetrede etwa dreitausend Schritte, eine Interpellation achtzehnhundert, eine tatsächliche Berichtigung zweihundertfünfundsechzig, aber selbst wenn er nur zur Geschäftsordnung das Wort nimmt, muß man auf achtzig Schritte gefaßt sein. Es sieht beinahe aus, als ließe ihm seine Zeitungsschreiberei nicht Zeit, anderstwo Bewegung zu machen, als auf der Kanzel des Palais Bourbon. Da läuft er sich also müde. Jetzt geht er auf die Rechte zu, jetzt auf die Linke. Bleibt er einmal vor dem Zentrum stehen, so stützt er sich mit der gelähmten linken Hand auf den Tisch und schlägt mit seiner flachen Rechten auf das dunkelgrüne Leder. Er ist nämlich auch der größte Tischklatscher des Hauses. Das schadet seiner Bernehmbarkeit; es ist das einzige, was ihm schadet, er ist einer der Deutlichsten. Nur wenn er einen besonders guten Witz macht, geht er mit der Stimme herunter, murmelt in den Bart. Er sucht gar keine äußeren Wirkungen, liebt die Nachlässigkeit in einem Maße, daß man sie zuweilen für demokratisch berechnet hält. Er sieht geradezu verwahrloft aus. Das volle graubeschneite Haar hätte immer schon vor acht Wochen geschnitten werden müssen, sein wirrer schwarzgrauer Bart sieht staubig aus, wie fein schlottriger Leibrock. Sollte er doch schon vormittags einen Fußmarsch über Land gemacht haben?

Seine Haltung ist gebeugt. Aber wenn er die Regierung anruft, wirft er den Kopf zurück. Dabei sieht er nicht die Regierung an, sondern seine Parteigenossen. Da steht er ausnahmsweise still, wendet der äußersten Linken das Gesicht zu, während sein rechter Arm gegen das Zentrum (zu dem er spricht) ausgestreckt ist. Mit dem Finger zeigt er auf die Regierung oder läßt diesen Arm wie einen Brunnenschwengel auf und nieder gehen, indeß sein anderer verdorbener kürzerer Arm glatt am Leibe herabhängt. Plötzlich macht er Kehrtum und marschirt nach rechts, wobei die kraftlose Hand über den Tisch hinschleift bis zum Wasserglase. Ein Trunk und er läuft weiter, nicht ohne sich vorher den Mund mit dem Handrücken abgewischt zu haben. Was er sonst noch für zügellos romantische Geberden macht, ist eine Wonne für den Betrachter. Unschuldig kratzt er sich die Kopfhaut, daß man glauben könnte, dem Krabbeln seiner Gedanken im Schädel antwortete außen ein anderes. Gleich darauf weicht sein gebeugter Rücken dem Hemd aus, als ob ihn heimlich etwas juckte. Oder er zieht sich mit den eingeklemmten Ellbogen die Hose hinauf. Und wie oft er nur die Achseln juckt.

Wenn er nicht geht, klatscht er auf den Tisch. Einen gewöhnlichen Satz verhackt er auf folgende Art: „Wenn der Arbeitgeber (Klatsch) den Arbeiter zwingen kann (Klatsch), dies (Klatsch) und das (Klatsch) zu thun (Klatsch), dann sind eure Gesetze (beugt sich über den Tisch, sticht mit dem Zeigefinger nach dem Stenographen hinunter) daran schuld (Klatsch).“

Aber welch ein Redner! Es fehlt ihm nur die Seltenheit des Auftretens. Er spricht zu oft und ist mit zu ganzer Seele dabei. Darum kennt man ihn zu genau. Sein Stil ist romantisch. Es ist nicht der Stil vom Tage, aber entfernt von

falscher oder echter Klassicität. In einem Satze großt er leidenschaftlich, im nächsten wird gewizelt, im dritten kommen trockne Zahlen, im vierten gehts wieder pathetisch zu. Man muß für diese eigene Mischung empfänglich sein. Viele mögen nur das Mitteln seiner Rede fühlen, wie das eines Wagens auf holprigem Pflaster. Er hat das Zeug zu drei angesehenen Rednern in sich, und das Zusammengesetzte versagt oft die Wirkung. Seine Aufschreie sind von höchster Leidenschaft, und wenn man das nachher liest, staunt man über seine Mäßigkeit. Es zeigt sich bei ihm ein Widerspruch zwischen Ton und Form. Die Form ist tadellos, die eines Künstlers. Aber ein Fremder auf der Galerie, der nicht gut Französisch versteht, wird glauben, daß dieser Redner zur sofortigen Revolution auffordere, und er spricht doch nur von einer belanglosen Fondsverschiebung. Dann murmelt er etwas mit verbindlichem Lächeln, und es war ein bitterböser Ausfall. Er ist ein ungestümer Kämpfer. Die Franzosen bozen mit Fäusten und Füßen, und so gebraucht er in der Debatte nebst der Logik auch die Sophistik.

Camille Pelletan ist ein großer Journalist, ein Zeitungsschreiber bleibt er auch auf der Tribüne. So wird man ihn erst ganz verstehen: seine Nachlässigkeit, sein überlegenes Achselzucken, das Fehlen aller Eitelkeit, die Vorliebe für das Aktuelle, das er so kräftig erfaßt, obwohl oder weil er weiß, daß es gar schnell vorübergeht. Er hält eigentlich keine Reden, sondern diktiert Zeitartikel vor Zuhörern, um die er sich nicht kümmert. Und man spürt aus jedem Wort seine mönchische Armut und seine Ehrlichkeit heraus. Nur schade, daß er schon ein alter Schmetterling ist. Der Radikalismus ist eine vergangene Mode, in der Opposition wird jetzt ein höheres Not getragen, das sozialistische. So steht Camille Pelletan zwischen Regierung

und Opposition, und er fängt allmählich an, zu verfallen. Wird er überhaupt nie zur Macht gelangen? Ich glaube, er sehnt sich nicht danach. Er hat die Früchte wissentlich versäumt und blickt ohne Bedauern auf die *Fructus percipiendi* der Macht. Denn wenn er Minister würde, müßte er sich einen andern Rock bestellen. Und er müßte sich auch die Haare scheeren lassen, um auf die russische Botschaft zu gehen, sonst hielte man ihn dort für einen Nihilisten.

In der Gruppe Belletans, auf der äußersten Linken, unter den Sprechern von Politik, sitzt, steht, schreit, geberdet sich noch ein anderer meiner Lieblinge: Douville-Maillefeu. So will er kurzweg heißen. Sein voller Name ist Louis Marie Gaston Graf von Douville-Maillefeu. Der Graf ist einer der leidenschaftlichsten Republikaner des Palais Bourbon. Um diese Thatsache ganz zu genießen, muß man wissen, daß er von einem merovingischen Häuptling abstammt. Bis ins neunte Jahrhundert zurück läßt sich sein Adel jedenfalls urkundlich nachweisen. Das erklärt manches, zum Beispiel seinen Haß gegen die Capetinger. Ja, es giebt noch einen Mann in Frankreich, der die Familie Capet inbrünstig haßt, das ist Herr v. Douville. Es muß im zehnten oder elften Jahrhundert zwischen diesen beiden Häusern etwas vorgefallen sein, was Louis Douville den Capets nicht vergessen kann. Er kommt auch bei jedem Anlasse auf die verruchten Nachkommen des Herrn Hugo Capet zurück — und nun bricht im Palais Bourbon das große Gelächter los.

Wenn der Vorsitzende ankündigt: „Herr von Douville-Maillefeu hat das Wort“, sieht man im ganzen Hause schmunzelnde Gesichter. Dann wächst die Heiterkeit hinter jedem seiner Sätze, und schließlich sieht man nur noch Leute, die Thränen in den Augen haben und sich die Seiten halten. Dennoch ist

dieser wackere alte Seeoffizier weder beschränkt noch ungebildet. Er hat viele Jahre die fernsten Meere durchkreuzt, an Schlachten teilgenommen und weiß unendlich viel mehr von der Welt als die kleinen Leute, die ihn auslachen. Er kann nur nicht reden — und redet doch.

Eigentlich scheint mir, daß er regelmäßig in der Minute darauf es bitterlich bereut. Aber jetzt hat er das Wort schon verlangt, er kann nicht mehr zurück. So geht er denn gefast, wenn auch voll düsterer Ahnungen, die acht Stufen der Tribüne hinauf. Da steht er groß, vierschrötig, drohend. Früher war er noch stattlicher anzuschauen, auf seiner letzten Weltreise wurde er durchs Fieber ein wenig gebeugt. Er trägt den grauen Spitzbart ungefähr wie Heinrich IV., hat eine scharfe, große Nase und dunkelglühende Augen, und hinter der schneidigen Maske steckt eine gute alte Haut.

Er beginnt ganz ruhig und sachlich. Oh, diesmal wird er sich nicht hinreißen lassen, das ist sein fester Entschluß. Nur regt ihn die Stille im Saale auf; er fühlt, daß sie auf seine Lächerlichkeiten warten. Auch wirkt sein eigenes Wort auf ihn sehr stark. Das Blut steigt ihm in den Kopf, daß er rot wird bis unter die Wurzeln seiner kurzgeschorenen weißen Haare. Und jetzt trifft ihn der Redeschlag. Das ist ein auf der Tribüne nicht seltenes Untwohlsein. Wenn die anderen davon befallen werden, stammeln, lassen sie oder reden verworren schales Zeug, das nur zum Gähnen, nicht zum Lachen reizt. Bei Douville sind die Erscheinungen anders. Er beginnt farbig zu reden, durchheilt in ungereimten Vergleichen alle Weltteile und ergrimmt gegen die Abnige von Frankreich. Es entgeht ihm dabei keineswegs, daß er nicht mehr zur Sache spricht. Im Gegenteile, er giebt sich von seinem Zustande Rechenschaft und fühlt sich nur um so

sicherer verloren. Dennoch geht er nicht ab, weil er tapfer ist. Das Schiff, die Tribüne versinkt, aber der Kapitän bleibt. Jetzt kämpft er mit den Wellen. Er greift Ludwig den Dreizehnten oder Johann den Guten an. Oder er spricht, wenn die Nichtöffentlichkeit der Todesstrafe zur Verhandlung steht, von der Emigration, als wenn diese eine brennende Angelegenheit vom Tage wäre, und verteidigt die große Revolution, als wenn die sich nicht schon ein wenig überlebt hätte. Das ist der Grundzug seiner Komik: er beweist gewaltiam das Selbstverständliche, ringt mit Windmühlen und verteidigt erbittert, was von niemandem bestritten wird. Weil er aber diese Dinge nicht absichtlich sagt, kann man ihm dabei in seine wunderliche Seele hineinschauen. Er ist eigentlich ein Adliger vom alten Schlage, und zwar ein guter Aristokrat. Nur hat die Revolution — nach hundert Jahren! — zu stark auf seine Einbildungskraft gewirkt. Wenn er zum Beispiel, ich weiß nicht mehr bei welcher unpassenden Gelegenheit, den „unsterblichen Danton“ verherrlicht, so thut er doch nur, was mancher Aristokrat gethan. Philipp Egalité war ja ebenfalls ein grimmiger Jakobiner und half, den König zum Tode zu verurteilen. Der Seelenzustand der Leute, die sich vor der Revolution in die Revolution flüchten, ist sehr merkwürdig. Das gilt nun freilich von dem prächtigen Douville-Maillefeu nicht ganz, denn sein Stand ist nicht bedroht. Er ist ungezwungener Republikaner, aber beiläufig so, wie einer Hofmann ist; ein Höfling des Volkes. Aus Eigennutz geschieht es nicht, weil er ja nichts damit erreichen kann. Er hat eine angeerbte Vorliebe für die Mächtigen.

Was aber die thörichten Lacher übersehen, ist, daß dieser brave alte Mensch nie für eine schlechte Sache eintritt. Selbst wenn er sich in den Jahrhunderten verirrt und längst nicht

mehr weiß, wovon er ausging; die Gerechtigkeit läßt er niemals aus den Augen. Er will das Gute. Es ist auch nichts Niedriges an ihm. Er wettert gegen Mißbräuche, schont jedoch die Personen. Es fiel ihm nicht ein, gestürzten Größen Fußtritte zu geben, wie man das zuweilen im Palais Bourbon sieht. Er thut, wie fürchterlich er auch schreie, keinem was zu Leide. Nachher kränkt er sich dennoch über seine harmlosen Aufwallungen. Einmal ergrimimte er nach seiner Rede so heftig gegen sich selbst, daß er laut ausrief: „Ich setze keinen Fuß mehr in diesen Saal!“ Und verließ zur selbigen Stunde das Haus. Das war vor 1889. Er ist wiedergekommen.

Er mußte. Es zieht ihn hierher, und er gehört hierher; ist er doch die Freude des Palais Bourbon. Man erholt sich bei seinem Anblick von den Wichtigthuern. In den Wandelgängen ergötzt man sich an seinen gesalzenen Scherzen, da ist er von gallischer Urwüchsigkeit. Und die glücklichsten Stunden der Abgeordneten sind es, wenn er auf der Tribüne steht.

Die Rede, die er unlängst über Madagaskar hielt, sollte nicht vergessen werden. Er hatte bereits von unzähligen Dingen gesprochen: vom Krieg, Staatshaushalt, Gambetta, Chateaubriand, von Pitt, „dem Helden des jetzigen englischen Ministerpräsidenten“, von Korsika, Strafkolonien, Normannen, vom „verfaulten Asien“, von der Weltausstellung in Chicago, „wo er Präsident der französischen Seekommission war“. Ferner von den Australiern und deren Verhältnis zu England, von Rechtspflege, Polizei und Spitzbuben. „Er fürchte sich weder vor Justiz, noch vor Polizei, noch vor Spitzbuben.“ Beiläufig hatte er eingeflochten, daß er nicht aus Liebe zu den Missethättern gegen die Todesstrafe sei, sondern „weil er nicht wünsche, einmal irrtümlich geköpft zu werden“. Er hatte bereits den

Ministerpräsidenten und einige andere Minister angerufen und von ihnen Antworten erhalten, die ihn sichtlich befriedigten. Auch hatte er eine unbestimmte Forderung an sämtliche Anwesende erlassen: „Wer anderer Ansicht ist, möge aufstehen und es sagen!“ Keiner meldete sich. Zwischendurch gab der Redner immer wieder die Erklärung ab: „Ich kehre zu Madagaskar zurück.“ Ach, gleich darauf war er immer wieder weit, weit . . . Halt, jetzt trieb er abermals an Madagaskar vorüber. Er sagte: „Wir bedrohen niemanden, aber man hat uns auf dieser Insel von Madagaskar bedroht, wo viertausend Franzosen gestorben sind, im Stich gelassen von unseren despotischen Regierungen. Das war zur Zeit Friedrichs des Großen, der ein echter Gallier war, der nur französisch schrieb, Französisch die Sprache der Zukunft nannte und sie seinem Sohne beibringen lassen wollte. Wenn er unsere Sprache nicht auch seinem Volke beibrachte, so war es, weil Voltaire sich in seine Schwester verliebte. . . .“

Allgemeine, ach ja, allgemeine Heiterkeit. Nur der Redner ist ernst. Er „schließt mit einer Frage an den Ministerpräsidenten. In England wurde kürzlich bei einem Bankett von Azincourt gesprochen. Nun denn, wenn man von der Schlacht bei Azincourt spricht, so ist es, wie wenn man uns ins Gesicht spiee. Wir wurden bei Azincourt nur besiegt, weil ein infamer Fürst, dieser Johann der Furchtlose, Herzog von Burgund, gegen sein Vaterland kämpfte. Und ebenso wars bei Crécy . . .“

Ja, ja, er hat wieder einmal Schiffbruch gelitten, das erkennt er, und ist trostlos, obwohl er seinen Schmerz mutig verbirgt. Und wenn er endlich die Tribüne verläßt, im Vollbewußtsein, sich abermals bis auf seine alten Knochen blamiert zu haben, da — da fällt ihm plötzlich seine Rede ein. Die Rede,

die er eigentlich halten wollte. Er ist aber zu stolz, um noch einmal das Wort zu verlangen. Auch ist er heimlich froh, daß er's überstanden hat; schwört sich vielleicht, nie mehr da hinauf zu gehen. Und jetzt sucht er seine Bekannten im Saale auf, liefert Nachträge, erklärt die Worte, die er auf der Tribüne gesprochen. Es bilden sich kleine Gruppen um ihn. Er spricht laut, kräftig, macht große Geberden, wischt sich den strömenden Schweiß ab. Die ihm ins Gesicht sehen, geben sich Mühe, ernst dreinzuschauen, billigen mit Kopfnicken alles, was er sagt. Hinter ihm Gegrinse; die Mienen werden ernst, wenn er sich umdreht und andere bei den Rockknöpfen packt. Man hört seine Kraftworte herauf: Schweinehunde — Magengrube — Napoleon. Er zeigt Hiebe, der Schwerenöter. Sie lachen über ihn, und doch giebt es wenige in diesem Hause, die überzeugter, ehrlicher, besser sind, als der prächtige alte Tollkopf, der nicht zu reden versteht.

Erst nach seinem Verschwinden wird er wachsen, als eine berühmte Gestalt des Palais Bourbon. Man wird sich mit gerührtem Lächeln seiner erinnern, wenn Douville-Maillefeu nicht mehr in diesem Saale donnertwettert; wenn er in den großen Schlaf eingekehrt sein wird, in welchem sein merovingischer Ahn und das ganze alte Frankreich nun schon lange liegen.

Ende Dezember 1894.

Der Herr der Kammer.

Herr Dupuy rief eines Tages Herrn Jaurès zu: „Noch sind Sie nicht der Herr der Kammer!“ Und die regierungsfreundliche Mehrheit konnte sich gar nicht vor Jubel. [Sie klatschten, sie klatschten . . . aber dieser Beifall beruhte auf einem Irrtum, denn Jean Jaurès war wirklich schon der Herr der Kammer.

Sein jäher Erfolg fällt in die Jahre, die ich im Palais Bourbon verbrachte. Ich sehe ihn noch zum erstenmale die Rednerbühne besteigen: eine untersekte Gestalt, sehr zuversichtliches Benehmen — und im Hause eine leichte Spannung der Aufmerksamkeit, weil diesem jungen Toulouser Professor der Philosophie schon ein Ruf vorausging. Im Strife von Carmaux war er als socialistischer Glanzredner aufgetaucht, und die Arbeiter von Albi entsendeten ihn ins Palais Bourbon, nachdem sie ihren bisherigen Abgeordneten Marquis de Solages zum Rücktritt gezwungen hatten. So kam Jean Jaurès zu Ende des Jahres 1892 als ein neuer Mann in die Kammer, der er schon im Alter von sechsundzwanzig Jahren angehört

hatte. Damals — 1885 — war er noch alles eher, als ein Socialist. Ja, Jean Jaurès, der Feind des Kapitals, verweilte im Frühling seines öffentlichen Lebens mitten unter den zufriedenen Millionären. Er, der Bewunderer schwieliger Hände, saß hinter Leon Say! Auf der republikanischen Wahlliste des Tarn-Departements drang er mit noch vier anderen Gemäßigten durch. Das war noch die Zeit des Listenscrutiniums. Er saß bis 1889 im linken Centrum. In dieser Zeit wurde Jean Jaurès nicht berühmt. Ließen ihn die alten Herren nicht vorkommen, oder „lag“ ihm die Richtung nicht, die er vertrat; er that sich nicht hervor. Ich stelle mir den damaligen Jaurès als einen selbstbewußten, allzu strebsamen jungen Parlamentarier vor. Er kam wohl nur in ganz kleinen Fragen zu Worte, wurde schnell als Dauerredner berüchtigt und scheuchte durch sein bloßes Erscheinen auf der Kanzel die Kollegen aus dem Saale hinaus. Mit empörtem Blick mag er immer während seiner einleitenden Bemerkungen den Flüchtlingen nachgeschaut haben, wie sie rechts und links davonstoben. Er ließ sich aber nicht beugen, hielt seine lange Rede trotz alledem, mit verzweifelter Entschlossenheit, stärker schreiend, um die kleinen Privatgespräche zu übertönen, und ging bis ans letzte Wort im verödeten Saale. Wenn er dann unter ironischem Schmunzeln der noch Übrigen die Tribüne herabkam, und die spärliche Versammlung aufzuatmen schien, da knirschte er in sich hinein: „Ah, Ihr wollt mich nicht hören, Ihr wollt mich nicht hören — Ihr werdet mich hören! . .“

Er fiel bei der nächsten Wahl durch. Er mußte abermals in Toulouse mehr Philosophie vortragen, als er vielleicht selbst besaß. Denn es zog, es riß ihn heimwärts nach dem verlorenen Parlament. Es erging ihm ungefähr wie einem großen Drama-

tiker, der anfangs von Mißerfolg zu Mißerfolg taumelt, weil er thöricht glaubt, mit der Konvention gehen zu müssen, oder seinen eigenen Ton noch nicht auszustößen wagt. Auch verstanden sie möglicherweise das Eigene in seinem Tone noch nicht. Aber er sammelte sich in dieser harten Krise. Er biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste und — entdeckte sein socialistisches Herz. Beim Strike von Carmaux tauchte der Herr Professor als Arbeiterführer auf, und sein Ruf ging durch das Land: die Socialisten hatten einen Redner.

Ja, ich sehe ihn noch zum erstenmal mit seinem wackelnden, knieengen Gang der Tribüne zustreben. Er trägt recht zerknitterte Beinkleider, ein bläulich schimmerndes, abgenütztes Röckchen, und man sieht wenig Wäsche: nur einen kleinen, weißlichen Streifen des niederen Kragens. Beim Besteigen der Kanzel schwingen seine kräftigen Schultern in einem starken Rhythmus. Oben angelangt, wirft er den breitstirnigen Kopf zurück, so weit es sein kurzer Hals gestattet, fährt sich mit der Hand über das dichte, braune Haar und den hellen, braunen Vollbart, der bis an die Backenknochen wächst, schickt aus seinen blauen Augen einen Blick über die Versammlung, atmet tief auf und spricht. Die Stimme ist ein Tenorbariton, in der Höhe gellend. Armliche Geberden mit der Rechten, der linke Arm immer wie an den Rücken gebunden. Zwei Gesten kehren oft wieder: die erklärende, wobei die Hand einen unsichtbaren Apfel locker hält und fortwährend auf und ab hebt; die auffordernde oder aufreizende, das ist eine sonderbare Schwengelbewegung. Was nur? Ah ja, es ist eine Lehrergeste. Er kreidet etwas auf eine nicht vorhandene Tafel und löscht es wieder ab, er löscht mehr ab. Dazu trinkt er eine Menge Wasser und stellt das Glas selten auf die Platte zurück. Der

Saaldienere, der die Redner mit Getränken versorgt, ist über ihn verzweifelt. Wenn das Glas ausgewechselt werden soll, steht es manchmal am anderen Tische. Ich sah Jaurès schon zwischen zwei Gläsern sprechen. Aus der Hosentasche zieht er ein zusammengeballtes Sacktuch, wischt er sich mitten in einer Periode den Mund ab und spricht, ohne Atem zu holen, weiter. Welcher Atem, welche Perioden, endlos! Und es liegt etwas Komisches über seiner Rede, der Hauch südfranzösischer Gespräche; er hat den Accent von Toulouse. Das heißt, heute findet man das nicht mehr drollig. Auch ist sein Dialekt in dem Maße schwächer geworden, wie seine Autorität stärker.

Aber damals, bei seinem ersten Wiederauftreten lächelte man ein wenig. Sein erworbener Ruf reichte nur für fünf oder zehn Minuten aus. Dann sank die Neugierde der Abgeordneten. Sie glaubten schon alles zu wissen, was dieser langatmige Südländer ihnen sagen könnte. Sein Abfall von den Gemäßigten und sein Übertritt zu den Umstürzern ließen ihn einige Minuten lang merkwürdig erscheinen. Nur redete er viel länger. Er machte den bösen Eindruck, als könnte er unaufhörlich fortchwäzen. Die Gattung kennt man: das sind die Langweiler, die leeren Wortdrescher, die Lästigen, die man mit einem Ausdruck des Argot „Raseurs“ nennt. Die Kammer läßt jeden „Raseur“ in seinem eigenen Redeschwall ertrinken. Das geschieht wie auf ein gegebenes Zeichen. Plötzlich ist die Aufmerksamkeit der Zuhörer in hundert Teilchen zerflattert. Sie scherzen, plaudern, schreiben Briefe und gehen endlich hinaus... Wieder hatten sie ihn nicht angehört. Des Herrn Jean Jaurès socialistische Jungferrede war abermals ein Durchfall. Er ging gedemütigt, beinahe verspottet ab.

Und diese spröde, tückische, unbarmherzige Versammlung

liegt ihm heute, nach drei Jahren zu Füßen. Wenn er das Wort ergreift, laufen sie nicht mehr hinaus; sie strömen in den Saal zurück, lassen ihre Trinkgläser an der Kredenz im Stich, werfen draußen ihre Cigarren fort, unterbrechen ihre wichtigsten Gespräche, schleichen nach ihren Plätzen, reißen die Augen weit auf und horchen in tiefster Ehrfurcht. Ihm hört man zu, wie keinem anderen. Wie ist das so wunderbar zugegangen? Er hat einfach diese Versammlung mit seinen Worten so lange gepeitscht und berauscht, bis sie in unterwürfiger Liebe zu ihm aufsaß. Eine Zähmung der Widerspenstigen, vollbracht in sechs oder acht großen Reden.

Man mußte eigentlich noch vor wenigen Wochen nicht, wie hoch sein Rang schon im Palais Bourbon war. Er mußte strafweise ausgeschlossen werden, damit man es erkenne. Er fehlte! Wenn die Hälfte der Abgeordneten nicht da ist, bemerkt man es kaum. Und die Abwesenheit des Einzigen wurde stark empfunden. Die Liebhaber schöner Sitzungen und vielleicht selbst mancher seiner Gegner dachten sich unwillig: Warum beging er nur die Ungeschicklichkeit, sich ausschließen zu lassen? Jetzt ist das Haus leer.

Er war an dem Tage wirklich ungeschickt. Oder gereizt, entnervt? Er, der Maßvolle, der Rhetor, der in seinen heißesten Aufwallungen immer einen so kühlen, klaren Kopf behält, ließ sich von seinen eigenen Worten hinreißen, und sie waren gerade damals nicht hinreichend.

Es handelte sich um die geheimnisvolle Sache des Hauptmanns Drehfus, der wegen Landesverrats zur lebenslänglichen Strafverbannung verurteilt worden war. Jaurès beantragte Aufhebung der auf militärischen Ungehorsam gesetzten Todesstrafe, wenn ein solcher Verräter mit dem Leben davonkommen

konnte. Zwar hätte man Dreyfus zum Tode verurteilen können, aber man wollte nicht . . . Bei diesen Worten schäumte die Mehrheit in ungeheurer Wut gegen den Redner auf. Brisson, der Präsident, läutete aus Leibeskräften und machte dazu ein recht betrübtes Gesicht. Er fühlte, daß er in den nächsten fünf Minuten Jaurès werde zur Ordnung rufen müssen, den Herrn Jaurès! Wenn Brisson heute wieder Präsident der Kammer ist, verdankt er es ja nicht der Reinheit seines öffentlichen Lebens, nicht der altrömischen Düsterteit seines Republikanismus, sondern dem Umstand, daß ihn die äußersten Parteien nicht hassen. Die Mehrheit läßt diesen Radikalen präsidieren, weil sein Vorsitz unangefochten bleibt und einige Ruhe verspricht . . . Und nun sollte er Jaurès, den Herrn, zur Ordnung rufen. Es war eine beängstigende Lage für den braven alten Mann. Da stand er groß, dick und verzweifelt, schwang die Glocke, wischte sich bekümmert mit der anderen flachen Hand vom Nasenrücken herunter über den grauen Spitzbart, zischte stärker als sonst und vergebens sein beschwichtigendes Psch—schsch in den Saal hinaus. Denn Jaurès blieb hartnäckig. Im Hause arger Sturm. Der Ministerpräsident eilte auf die Rednerbühne: „Eine Partei, deren internationale Bestrebungen bekannt sind, versucht die Disciplin unserer Armee zu zerstören! . . .“ Im Centrum jubelten sie über diesen Ausfall sehr. Aber Jaurès erstürmte wieder die Kanzel, und jetzt war er wild: „Gerade im Augenblick, wo die Freunde dieser Regierung bei Finanzskandalen erwischt werden . . .“ (Großer verworrener Lärm.) Unterrichtsminister Leygues: „Erklären sie das näher!“ — Jaurès: „Ja, man hat die Wertgegenheit, uns Internationalismus vorzuwerfen am Tag nach diesem Südbahn-Votum, wo mit einer kosmopolitischen Betrügerbande paktiert worden ist . . .“

Bautenminister Barthou erhob sich, Leichenfahl vor Zorn: „Herr Jaurès, Sie lügen!“

Darauf Minuten der Raserei, wie man sie nur im Palais Bourbon sehen kann. Die Hälfte der Abgeordneten war aufgesprungen, zwei Drittel beleidigten sich gegenseitig, überall glühende Gesichter, die Schimpfworte ausspieren, hüben und drüben in die Höhe zuckende Arme, und der Präsident dort oben rang hilflos die Hände.

Nur Jaurès war wieder kühl. Wohl zwinkerte er heftig und schnell mit den Augen, doch dieses Nervenzucken hat er immer. Das Antlitz mit der breiten, niederen Stirn und den großen Backenknochen zeigte keine ungewöhnliche Bewegung. Und er gab schneidend zurück: „Vergleichen Zwischenfälle werden nicht durch Ordnungsrufe erledigt. Übrigens ist die Lüge bei jenen, die sich der Regierung bemächtigt haben und sich jetzt in ihren politischen und anderen Interessen bedroht fühlen; jetzt fangen sie auf einmal an, auf dem Patriotismus zu spielen . . .“

Neues Brausen der Wut, und der Vorsitzende mußte tiefbekümmert die Kammer befragen, ob sie ihren Herrn ausschließen wolle. Eine große Mehrheit erhob sich für die Verhängung der Censur, das ist das Verbot, an den nächsten fünfzehn Sitzungen teilzunehmen. Jaurès betrachtete die Aufgestandenen ironisch. Dann verließ er lächelnd den Saal.

Es begab sich aber das Heitere, daß Herr Millerand, ein anderer Führer der Socialisten, gleich darauf ungehindert dasselbe vorbringen durfte, was Herr Jaurès nicht hatte sagen dürfen. Herr Millerand, der geschickte Advokat, hat nämlich weniger Blut in seiner Rede. Er peitscht nicht und berauscht nicht mit solcher Macht. Er ist vielleicht gefährlicher als Jaurès, aber nicht so gefürchtet. Er schadet der Mehrheit grausamer,

regt sie jedoch nicht dermaßen auf. Man wird ihn nie zur Ordnung rufen können, die er bössartiger stört; es wäre denn, daß er einen Ordnungsruf für seine Zwecke brauchte. Seiner Partei nützt er mehr, aber Jaurès verleiht ihr höheren Glanz. Millerand ist der bedächtige Generalstäbler, Jaurès der Reiteroberst, der romantisch Krieg führt und am Kriege nur die Romantik liebt. So ist ihr Auftreten ganz verschieden, und man bemerkt es kaum, daß sie das Gleiche vorhaben, wenn nach dem Schwungvollen der Vorsichtige erscheint, dieser Millerand, der mit fünfunddreißig Jahren schon gebeugt geht, an Haaren und Schnurrbart ergraut ist, und der so gemessen, klug und hinterlistig spricht mit seiner leicht gegen die Zähne stoßenden Zunge.

Um Tag nach jenem Kammerlärm standen der Minister und der ausgeschlossene Deputierte einander mit Pistolen gegenüber. Herr Barthou ist eine junge Kraft der Opportunisten, im Alter von zweiunddreißig Jahren Minister, ein Redner von glücklicher Streitsucht, arbeitstüchtig, makellos — und dennoch waren die Sympathien nicht auf seiner Seite. Denn sein Gegner bedeutete viel mehr. In einer geschichtlichen Auffassung dieses Zweikampfes muß man sagen, daß nur die Niederstreckung des Herrn Jaurès eine Gewaltthat enthalten hätte. Es giebt im Leben eines Volkes vertretbare Persönlichkeiten und Individuen ohnegleichen. Diese dürfen nicht durch einen niederen Zufall, wie es ein Wortwechsel in der Kammer ist, hinweggeräumt werden. Ihre Fehler und Vorzüge gehören zum unveräußerlichen Eigentum der Nation, die solche Gestalten hervorbringt. Sie müssen sich nach ihrer Natur ausleben, schaden, nützen, das Volk hinreißen und von ihm verlassen werden; sie müssen Irrtümer wie eine fruchtbare Nilüberschwemmung über das Land ausgießen, für einen fernen Zweck.

Wir brauchen uns nun freilich nicht auszumalen, was durch Barthous Kugel hätte geschehen können. Ob die Sache der französischen Socialisten eine Verzögerung um Monate, Jahre erfahren hätte, oder eine wilde Beschleunigung, etwa durch Aufruhr beim Leichenbegängnis. Und wie überlebensgroß Jaurès dann wohl in die Geschichte eingetreten wäre? Das Gottesurteil zwischen Opportunismus und Socialismus blieb glücklicherweise unentschieden.

Aber die Kammer sehnte sich wieder nach ihrem Herrn. Als Casimir Perier abdankte, wozu Jaurès' Angriffe am allermeisten beigetragen hatten — und der neue Präsident der Republik zur Vergebung aller politischen Sünden aufrief, da beschloß das Parlament, auch Jean Jaurès zu begnadigen, noch bevor die fünfzehn Sitzungen um waren. Er belohnte die Kammer dafür durch eine sehr herrliche Rede, die er beim Unterrichtsbudget hielt. Während seiner Abwesenheit war die französische Tribüne gleichsam mit einem Flor verhängt gewesen, wie in Tagen der Landestrauer. Jetzt war er wieder da, die schwarzen Schleier verschwanden. Und im weiten Halbkreise saßen sie, hielten den Atem an, schlürften seine Worte, und bewunderten ihn selbst dort, nein, dort besonders, wo er ihren besten Überzeugungen widersprach . . . Ah, hatte er sie endlich so weit, daß sie ihn anhörten!

Er bekämpfte das modische Schlagwort vom „Bankerott der Wissenschaft“. Gerade das mächtigste Couplet dieser Rede kann nicht hierhergesetzt werden, denn die unverstümmelte Wiedergabe käme einer Religionsstörung gleich. Und ließe ich seine Äußerung über Gott weg, so wäre die Gewalt dieses Satzes unverständlich. Nun darf aber niemand in Jean Jaurès einen gewöhnlichen Gottesleugner vermuten. Er sagte es selbst

einige Minuten vorher: „Ich habe gar keine Voreingenommenheit gegen die großen Glaubensinspirationen, die den menschlichen Geist aufwühlten . . . Ich habe nie geglaubt, daß alles große Glauben der Menschen nur ein Werk der Berechnung und des Charlatanismus wäre; wenn es ausgebeutet wurde, ist es dennoch wohl aus der Tiefe unserer Menschlichkeit hervorgegangen, und es enthält in seinen verworrenen Strebungen Aufrufe an die Zukunft, die vielleicht nicht ungehört bleiben werden . . .“ Man sieht schon hieraus, daß Jean Jaurès sich von den Leuten unterscheidet, die lediglich aus Politik für Aufklärung oder Verdummung zu Felde ziehen. Unsere verschiedenen Vorstellungen von Gott, ob sie die Weite Spinozas haben oder als süße kleine Abbreviatur im Abendgebet eines Kindes gefallen werden, bedeuten ja im Grunde wahrscheinlich alle daselbe.

Den Glauben möchte Jaurès nicht ausrotten, sondern nur die politische Ausnützung des Glaubens. Er sieht „das Papsttum überall die Leitung wieder aufnehmen und überall der Staatsgewalt Hilfe gegen den Socialismus anbieten“. Er fügt dann hinzu, was sich nur auf französische Verhältnisse bezieht: „Wenn ein Teil der kapitalistischen Bourgeoisie versuchen wollte, sich hinter dem Vatikan zu verkriechen, würde sie ihren Untergang nicht um eine Stunde verzögern; sie hätte nur ihre Agonie entehrt.“

Mit dem Glauben hatte er sich schon in einer früheren Rede auseinandergesetzt, und das war auch sein erstes berühmtes Couplet:

„Ihr habt das Volk endgültig der Vormundschaft der Kirche und des Dogmas entrissen . . . Aber was habt Ihr damit gethan? Ah, ich weiß wohl, daß es nur eine Gewohn-

heit war, und nicht ein Glauben, was in einer großen Anzahl der Geister noch fortlebte — aber diese Gewohnheit war für einige wenigstens eine Linderung, etwas Tröstendes. Wohlan, Ihr, Ihr habt es unterbrochen, das alte Lied, welches das menschliche Elend in den Schlummer wiegte . . . Und das Elend ist erwacht, mit Geschrei, es hat sich vor euch aufgerichtet, und es fordert heute seinen Platz, seinen weiten Platz im Sonnenschein der natürlichen Welt — das ist die einzige Sonne, die Ihr nicht erbleichen machtet! . . .“

Ich habe versucht, den Satz treu zu übertragen. Ist es nicht ein Wortschwall? Das zum Schluß von der „einzigen Sonne“ nicht eine betrübende Geschmacklosigkeit? Nur an zwei Stellen bricht das Talent durch das Gewölk von Redensarten. „Das alte Schlummerlied“ ist die eine, „das Elend ist erwacht, mit Geschrei“ die andere. Das „Geschrei“ finde ich sogar sehr überwältigend. Aber ich kenne viele kleine und mit Recht namenlose Dichter, die dergleichen aus dem Handgelenk hintwerfen, und es giebt unzählige Journalisten, die alle Tage Größeres leisten. Zaurès' Stil ist wirklich nicht viel wert — man betrachte doch seine Zeitungsartikel — und es wäre vergeblich, im Geschriebenen die Kraft, die Schönheit seiner Gaben zu suchen. Er ist ein Rhapsode. Im Ton liegt es bei ihm, im Gebrauch seines langen Atems, im Senken und Schwellen dieser Stimme, die weich und tief klingt beim „alten Lied“ und trompetenhaft hell schmettert beim „Geschrei“. Man muß diesen unvergeßlichen Ton im Ohre haben, um die Macht eines solchen Satzes auch beim Lesen zu begreifen. Ähnlich mag aus Gambettas politischen Rhapsodien die große Wirkung hervorgekommen sein, die wir heute nicht mehr verstehen, wenn wir im Tuileriengarten an seinem Denkmal vorüberkommen und

die eingemeißelten Phrasen lesen. Und doch sind diese aus seinen besten Reden genommen. Er, auch er war einst der Herr der Kammer.

Die litterarische Ausbeute ist bei den großen Rhetoren gar mäßig. Wie kann auch eine herausgerissene prosaische Strophe alles verraten, was einst in der ganzen Rede lag? Die Stimmung rundherum, der Aufruhr der Hörer und die Melodie des Sprechers gehören dazu. Wer ist besonders ergriffen, wenn er jetzt den Schluß von Jaurès' Rede gegen das Anarchistengezetz liest? Uns rann damals ein Schauer über den Rücken. Das war im vorigen Sommer. Heiße, böse Tage, bald nach Carnots Ermordung. In der Kammer tobte die Obstruktion. Die Socialisten wollten die Vorlage mit allen Mitteln einer rücksichtslosen Opposition vernichten; sie wollten sie zu Tode reden. Um jeden Paragraphen, um jedes Alinea, um jeden Satz, um jedes Wort mußte gekämpft werden. Zwei schwüle Sitzungen täglich. Abgeordnete und ihre zähen Begleiter, die Journalisten, waren erschöpft. Da, ganz zuletzt, nahm Jaurès das Wort, und er raffte uns mit ungeheurer Gewalt aus unserer stumpfen Müdigkeit auf. Er peitschte die zusammengefunkenen Debatte noch einmal in die Höhe. Er sprach nicht gegen die Vorlage, sondern gegen die Gesellschaft. Alle Sünden der Regierung, die Verirrungen der Politiker, die Mißbräuche der bestehenden Ordnung ließ er wie in einer Heerschau vorüberziehen. Und er verlangte endlich das gleiche Verfahren gegen die oberen Anarchisten, wie gegen die unteren. Er schloß: „An dem Tage, wo dasselbe Schiff den wurmstichigen Politiker und den mörderischen Anarchisten nach den fieberigen Ufern der Strafverbannung enttragen wird, können sie miteinander ein Gespräch anknüpfen, und sie werden sich gegenseitig erscheinen

als zwei sich ergänzende Ansichten derselben Gesellschaftsordnung . . .“

Ich kann die Wirkung nur mit einem Worte schildern: man sah das Schiff!

Von allem, was diese Rede noch enthielt, sei nur der Angriff auf den ehemaligen Minister Koubier erwähnt. Dieser Angriff war von unnachahmlicher Eleganz und Grausamkeit, wie der Degenstoß eines Torcadors. Im persönlichen Ausfall zeigt es sich ja, ob ein Parlamentarier zur großen Art gehört. Die wüsten Schimpfer, wie man sie jetzt allertowärts sieht, schaden nur sich selbst — und der Achtbarkeit des Ortes. Jaurès will den Gegner umbringen, aber mit Anstand. Als er gegen die Beglaubigung der Wahl Edmond Blancs, des Erben von Monte-Carlo, sprach, beleidigte er diesen Sohn des Spielpächters gar nicht; er ließ nur nichts von ihm übrig. Die Kammer gehorchte Herrn Jaurès und vernichtete die Wahl.

Es war einer der seltenen Fälle, wo sein Einfluß im Ergebnisse der Abstimmung hervorkam. In der Regel hat er die weit überwiegende Mehrheit gegen sich. Dennoch ist es keine Übertreibung, ihn den Herrn der Kammer zu nennen. Macht muß sich nicht im äußerlichen Recht behalten zeigen. Was liegt an der Annahme dieser oder jener nichtsagenden Parlamentsformel. Wahr ist, daß die Kammer gegen ihn entscheidet; aber in seinem Geist. Debatten über Arbeiterausstände haben jetzt ein ganz anderes Aussehen, als vor zwei Jahren. Wenn Godefroy Cavaignac beim Erörtern der progressiven Einkommensteuer sagte, er möchte den Socialisten die Thür ein wenig öffnen, um das Einbrechen zu verhindern, so ist das eine deutliche Kapitulation vor Jaurès. Und aus solchen untwägbaren, unmeßbaren Einzelheiten setzt sich eine ganze Macht zusammen.

Im Ministerrat, denke ich mir, wird sein Name öfter genannt, als irgend ein anderer. Beschlüsse werden im Hinblick auf ihn gefaßt. Man rechnet beständig mit ihm, mit der fürchterlichen Möglichkeit seines „Eingreifens in die Debatte“. So präsi- diert er ungesehen und unabsehbar dem Räte der Mächtigen vom Tage.

Einfältige vergaffen sich am Brimborium der Macht. Wenn ein augenblicklicher Minister vom Elysée in seinen Amtspalast zurückfährt, hat sein Kutscher die Landestokarde am Hut; die Thürsteher verneigen sich bis zur Erde, wenn er aussteigt; in seinen Vorzimmern winden sich Bittsteller; er empfängt Amterjäger und Ordensbettler; er setzt seine großartig unleserliche Unterschrift an Dekrete und Ernennungen, und abends tauscht er mit gedankenvoll aussehenden Diplomaten Ansichten aus über den Witterungswechsel. Ist das die Macht? Das sind Rinkel- lichen, Treffen, Troddeln, Auspuß, Ausstattung, leerer Tand. Über Sataien herrschen, welch ein geringer Traum! Nein, mächtig ist, wer den Herren gebietet. Und in solcher Lage ist Faures. Jenes Brimborium der Macht fehlt ihm darum doch nicht ganz; es ist nur von anderer, feinerer Art. Es besteht in der Ehrfurcht, mit der man sich ihm nähert, im Betondern jeder seiner Äußerungen, im gefälligen Lächeln der Zuhörer, wenn er sich zu einem Scherz herbeiläßt. Er wird auf Schritt und Tritt beobachtet. Geht er zur Regierungsbank, um dem Ministerpräsidenten ein Wort zu sagen, sind gleich aller Augen auf den historischen Vorgang gerichtet. Kein Zweifel, ein Ereignis!

Küngst, beim Budget des Handelsministeriums, machte er eine unbedeutende Bemerkung von seinem Plaze aus. Sofort sprang der neue Handelsminister, Herr Lebou, dienstfertig auf,

eilte nach der äußersten Linken, setzte sich zu Herrn Jaurès, und gab ihm mit Hilfe einiger Belege Auskunft. Herr Leboucq ist noch zu beweglich für einen Staatsmann, er hat noch nicht die „Linie“. Aber Jaurès — hm, Jaurès hat sie schon. Er nahm die Erklärungen des Ministers recht herablassend entgegen, im Dreiviertelprofil.

Es wäre auch ein Wunder, wenn dieser Mensch auf die Dauer einfach bliebe. Noch widersteht er einigermaßen. In gewöhnlichen Zeiten, an stillen Kammertagen, hat er noch seine natürliche Haltung. Da weckt er wohlgenut auf seiner Bank herum, dreht sich nach rechts, dreht sich nach links, kniet auf die Bank und ruft dem hinten sitzenden Blusenträger Thibrier einen Scherz zu, flüstert mit Millerand, lacht und blinzelt unaufhörlich. Dabei überwacht er scharf alle Vorgänge im Saale, von Anfang bis zu Ende der Sitzung; gewöhnlich ist er als einer der Ersten da, geht als Letzter weg. Er überblickt alles und übersieht nichts. Er unterstützt oder behindert den Mann auf der Tribüne, klatscht in die Hände wie ein Claqueur oder stört durch Zwischenrufe wie einer, der selbst nicht fähig ist zu reden. Denn es steckt eine unbändige Parlamentslust in ihm. Alles möchte er selbst besorgen: reden, unterbrechen, klatschen, zischen, lärmern und die Ordnung wiederherstellen. Er freut sich über sich.

Und da werden sie ihn vielleicht packen. An dem Punkt, wo dieses großmächtige naive Selbstvergnügen in Eitelkeit übergeht, harret seiner die Gefahr. Im Palais Bourbon verstehen sie sich darauf, einen Politiker dem Erdboden gleich zu machen. Hat einer alle Schwierigkeiten des Anfangs überwunden, sie zum Aufmerken und endlich zur Huldigung gezwungen, so entmannen sie den Sieger durch ihren Beifall.

Plötzlich umspielen ihn schmeichlerische Lüfte. Wohlwollens rings, man möchte sagen: ein Rosenduft. Und in diesem linden Träumen kommt ihm unversehens sein guter blanker blinkender Zorn abhanden, sein Schwert. Was ist ein Redner ohne Zorn?

Aber nehmen wir an, er bleibe hart und standhaft in seiner Person; die Tage seiner Kammerherrschaft werden doch nicht immer, vielleicht nicht einmal lange dauern. Für ihn der günstigere Fall wäre noch, daß er Zeit seines Lebens in der Opposition bliebe, da könnte er noch eine Weile mit der Melodie seines alten Liedes das Volk und dessen Vertreter berauschen — bis man auch ihn satt bekäme, wie die anderen großen Rhapsoden, die sich vor ihm ausgesungen haben. Man wechselt in Frankreich oft die Lieder.

Schlimmer ginge es seinem Ruhm, wenn Herr Jaurès zur Regierung gelangte. Das Huhn für den Sonntagstopf des Bauers wird er ebensowenig liefern, wie die anderen Beglückter und Versprecher seit König Heinrichs des Vierten Tod. Es giebt mehr Appetit als Hühner auf der Erde. In der Regierung müßte auch er mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, vielleicht sogar mit der unveränderlichen Natur der Menschen. Selbst wenn er große Neuerungen versuchte, würde er denen nicht genügen, die immer aufstehen „mit Geschrei“. Grimmig käme die Anklage, daß er sich nur habe auf den Schultern des Volkes hinaufschwingen wollen. Jeder Gambetta hat seinen Tag von Belleville, wo er die alten Freunde gegen sich sieht.

Heute steht er noch unbestritten da, und mächtig. Der Abgeordnete von Albi kann viel höher steigen, nie wird er größer sein. So möchte man ihn in seiner heutigen Gestalt festhalten für die Zeit. Die armen Mittel unserer Schrift reichen dazu

nicht aus. Der spätere Marmor bringt auch nur die Steifheit einer unwahren Geberde und einige nicht mehr verständliche Redeabfälle. Besser als mit dem Mezen in Stein wäre dem Andenken der Tribunen gedient, wenn man ihre Worte über das Wachsröllchen des Phonographen huschen ließe . . . Im Depeschenaal einer Zeitung auf dem Boulevard hörte ich neulich Carnots letzte Rede. Er hatte sie in Lyon am Tage vor seiner Ermordung gehalten. Man vernimmt die Stimme, alle Unruhe der Versammlung und das verworrene Hoch! auf die Republik. Das ist ein Denkmal. Man bringe solche Wachsrollen ins Palais Bourbon, wenn Herr Jean Jaurès spricht. Man bewahre die toten Töne auf für kommende Geschlechter. Nicht wegen der gemeinen Rührung über Vergänglichkeit, obwohl es auch schon hübsch traurig ist, Laute von vermoderten Stimmbändern und das gleichzeitige Klatschen verdorrter, in vielen Gräbern zerstreuter Hände zu hören. Das Jaurès-Röllchen wird mehr enthalten: den verschollenen Zauber einer Persönlichkeit, Kämpfe mit Geschrei, und im Gespenst des Beifalls den ganzen Nachhall sinnloser Aufregungen, die das öffentliche Leben einer großen Nation ausgefüllt hatten. Und da steht die Frage. Wird die andere Zeit davon erschüttert sein oder nur spötteln: Wozu der Lärm?

Ende Februar 1895.

Ministerkrise.

Der Sturz einer Regierung! Was das heißt, habe ich einmal zufällig beim Umhersehen in der Kammer entdeckt In diesem weiten Raum kann unser Blick immerwährend hohe wie niedere Jagd machen. Zur hohen gehören die Abstraktionen der Politik, Grundsätze und deren Verfälschung, Einrichtungen und wie sie entsteht werden, und alle Regungen in der Massenseele des Parlaments. Aber lustig ist die niedere Jagd. Zu dieser zähle ich sämtliche geringen Menschlichkeiten, die man da aufspüren kann: Überzeugungen und deren Unechtwerden, die Masken der Politiker, pikare Intrigen, Treubrücke und die ach so seltenen Anhänglichkeiten.

Aber großes und kleines rast durcheinander, und wenn wir uns durch diese Bewegung nicht verwirren lassen, so dient sie gerade zur tieferen Erklärung des Palais Bourbon.

Am Saaleingang, wo sich in großen Sitzungen die Sekretäre und Kabinettsdirektoren der Minister zwischen neugierig herbeigeeilten Senatoren und Präfekten herumtummeln, dort stand an jenem Tage ein magerer, schwarzbärtiger junger Mensch, offenbar

ein Sekretär. Hielt eine große Ledermappe — sein Portefeuille, sein bedrohtes — unterm Arm an den Leib geklemmt und starrte angstvoll mit aufgerissenen Augen in den Saal, wo sich sein Geschick entschied. Ja, seines! Was lag an dem der anderen? Gestern besaß er noch die ganze Macht eines Sekretärs, erteilte oder verweigerte Gnaden, empfing Huldigungen, war ein Mann im Staat. Und morgen? Sein Blick verdunkelte sich. Sein ganzer Gemütszustand war aus dem Zucken seiner Mundwinkel herauszulesen, während die Deputierten weiße und blaue Zettel in die Urnen der sammelnden Saalbediener schoben. Er fühlte sich schon so verloren, daß er die undurchdringliche Miene früherer Tage aufgab. Wer kümmerte sich denn noch um ihn? Und wars nicht die erbärmlichste Thorheit gewesen, daß er sein Los an das eines mittelmäßigen Provinzpolitikers geknüpft hatte, eines Jämmerlichen, der sich heute von Machin oder Chose wegen einer Dummheit schlagen ließ? Wenn die oder die „Tagesordnung“ durchdrang, war es aus mit den offiziellen Empfängen, Dinern, Ravouts, wo man wichtig wird, Hände schüttelt, nutzbare Bekanntschaften macht und sich allmählich hinaufwindet. Er wurde plötzlich ein Feind des Parlamentarismus. Der Sturz einer Regierung ist zu verschmerzen. Es bleibt ohnehin alles beim alten. Ärger ist der Sturz eines Sekretärs, der wieder mitten in die Bohème oder gar in seine Ursprungsprovinz zurückgeschleudert wird, weil Chose, der Intrigant, die niederträchtige Formel beantragt hat: „Die Kammer, bewußt ihrer Aufgabe, die Grundlagen der Verfassung zu schützen, geht zur Tagesordnung über . . .“ Grundlagen schützen — ein solcher Unsinn! Wer schützt Grundlagen? Zugleich lächerlich und selbstverständlich. Aber noch dümmere die Tagesordnung Machins, des Regierungs-

knechtes: „Die Kammer, im Vertrauen, daß die Regierung die Grundlagen der Verfassung zu schirmen wissen werde, geht zur Tagesordnung über . . .“ Und die Regierung, dieses Rudel alberner Wichtigthuer, steift sich aus unglaublicher Eigenliebe auf die Formel Machin, weil Machin von Vertrauen spricht und Chose nicht. Aber sagt Chose denn etwas von Mißtrauen? Nein. Nun also! Muß man deshalb gleich aus dem Ministerpalast ausziehen? Heller Wahnsinn! Und solche Leute wollen Frankreich regieren. Arme Republik!

Ich weiß nicht mehr, welche Regierung an dem Tage stürzte, wo ich diesen wackeren Jüngling beobachtete. Wer kann sich alle die Regierungen merken? Aber den stürzenden Sekretär habe ich noch deutlich vor Augen, sehe ihn erregt und melancholisch das Abstimmungsergebnis erwarten, die große Mappe an sich pressen und dann gebrochen hinausgehen. Er ist mir darum so stark im Gedächtnis geblieben, weil sein Schmerz ein naiver war. Das Ungekünstelte sieht man im Palais Bourbon nicht alle Tage.

Die öffentliche Erörterung der Staatsangelegenheiten ist der Grundsatz. Und wie sieht es damit in Wirklichkeit aus? Ja, alles ist öffentlich! Nur findet eine Differenzierung von wachsender Feinheit statt. Die Worte bekommen einen heimlichen Nebensinn und die Handlungen werden auf den Schein vorbereitet. Das ist ergötzlich anzuschauen. Im Handumdrehen ist die Öffentlichkeit voller Untiefen und Geheimnisse. Die vom Bau des Palais Bourbon sind, verstehen sich darauf. Sie wissen, was das zu bedeuten hat, und verkneifen ein Lächeln, wenn sie zuhören, ja auch, wenn sie selbst reden.

Aber es dauert einige Zeit, bis der gemeine Mann sich in den neuen Wendungen zurechtfindet. Noch versteht er das

meiste nicht, wird es vielleicht nie verstehen. Er wird allmählich von einem dumpfen Unbehagen ergriffen und mißtraut schließlich den Reinsten. Wenn hinter der Öffentlichkeit etwas vorgeht — und er fühlt, daß etwas vorgehe — wird er unwillig. Man verständigt sich über seinen Kopf hinweg, und selbst wenn es zu seinem Wohle geschieht, denkt er sich, daß man ihn zum besten habe. Führen die Worte einen Nebensinn, so schreit er einfach: Lüge! Sind die Handlungen hergerichtet, zischt er: Komödie!

Diese Erscheinung ist wichtiger, als mancher glauben mag. Eines oder das andere muß geschehen. Die Ausdrucksweise der Öffentlichkeit muß entweder altväterisch ehrlich werden, oder das „souveräne“ Volk hat die umgewerteten Worte zu erlernen, auf daß es nicht mehr Betrug schreie, wenn alte Reden einen neuen, feineren oder verderbteren Sinn haben. Verstehen Volk und Parlament einander nicht, so ist diese ganze Regierungsform in Frage gestellt.

Die Thaten eines Parlaments bestehen in Worten und Abstimmungen. Wenn nun die Sprache der Politik sich in einer steigenden Kultur immer feiner spaltet, verästelt und geschmeidiger wird — die Abstimmungen müssen ihre kunstlose Einfachheit behalten. Das Palais Bourbon ist aber voll scheinbarer Vorgänge. Die Beschlüsse haben zuweilen uneingestandene Gründe. Es giebt verabredete Zusammenstöße, Gevatterschaften mit geheucheltem Ingrimme und Niederlagen, die man sich absichtlich selbst bereitet. Die Parteifehden entarten zum Schau-gefecht. Das parlamentarische Leben zieht sich aus dem Verhandlungsaal in die Wandelgänge und noch weiter in verschwörerische Zusammenkünfte zurück. Und das ist die eigentliche Verderbnis der Volksvertretung, viel bedenklicher als die

Korruption durch Geschenkannahme. Die letztere ist nur ein dankbarer Stoff für Deklamationen, kann unter allen Staatsformen gefunden werden und erschüttert vielleicht kein System. Denn es ist die Korruption der Menschen, nicht die des Prinzips.

Die vorgehende Beratung der Gruppen mag allerdings zuweilen nützlich sein, weil von den Deputierten vielleicht nur ein Viertel oder Fünftel imstande ist, den schnellen Wendungen einer Debatte zu folgen. Aber welche mächtige Komik liegt darin, wenn sie im Saale plötzlich verleugnen, was in den Wandelgängen festgestellt worden war. Die Entscheidung wird unversehens wieder in den Saal zurückgetragen. Nicht als ob sie sich von der Tribüne herab überzeugen ließen — welcher Parlamentarier wird durch Reden umgestimmt? — Nein, sie lassen sich nur gegenseitig im Stich. Daraus entstehen all die possierlichen Wechselfälle, die das Leben dieser Kammer so bunt und überraschend gestalten. Und daher kommt es, daß Ministerkrisen immer unerwartet eintreten. In jeder Ministerkrise giebt es einen Marmont, der im Augenblick der größten Gefahr von seinem stürzenden Napoleon abfällt. Manchmal giebt es sogar mehrere Marmonts zugleich. Das sieht dann nicht wie Verrat aus, sondern wie republikanische Überzeugungstreue, Festhalten an edlen Grundsätzen und gesinnungsvolles Hinopfern eines teuren Freundes. Denn Verrat ist nur, was einer thut.

Was es beim Sturz einer Regierung alles zu beobachten giebt! In den letzten fünf Minuten vor der Entscheidung ist es ein Genuß, von unserer Zuschauerhöhe in den Saal hinabzublicken. Die ernstesten Guiffiers gehen mit ihren grünen Urnen von Bank zu Bank. Es zucken die Nerven der Versammlung. Viele Deputierte stehen. Fast alle reden. Einige geben sich verloren: das sind die Minister, ihre nächsten Freunde und

mein kleiner Sekretär am Saaleingange. Die Minister machen gewöhnlich gute Figur, weil sie viele Augen auf sich gerichtet fühlen. Doch sah ich schon manchen, der seine Gemütsverfassung nicht gut verbarq. Einer ist mir besonders in Erinnerung. Es war ein vielverspotteter Bautenminister; er wußte, daß er nie wieder auf diese Regierungsbank gelangen würde, und es war ihm abzumerken, daß er es wußte. Den Kinnbart hatte er krampfhaft mit seiner Faust umklammert und stierte vor sich hin, in die Zukunft, ins Leere.

Und während die Sinkenden ihre große Haltung — die der Machtzeit — zu bewahren trachten, verschränken die Aufsteigenden schon etwas gebieterischer die Arme, runzeln die Stirn oder lächeln liebenswürdig und ausweichend, wie Minister.

Ja, wer sind die Aufsteigenden? Selten die, welche das Kabinett gestürzt haben. Die Aufsteigenden sitzen im Kreisabschnitt hinter der Regierungsbank, in der Mitte links. Man nennt sie die Ministrablen. Es sind zumeist ausgediente Minister, deren Fehler in Vergessenheit gerieten. Sie wurden vom aufrauschenden Ingrimm der Kammer einmal oder öfters hinweggeschwemmt. Aber die Ministrabilität erneuert sich durch ein enthaltames politisches Leben, beinahe wie die Jungfräulichkeit, an die uns der Dichter glauben machen will. Die Ministrabilität ruht, wenn es keine Krise giebt. Da sind die Ministrablen gewöhnliche Leute, nicht wichtiger, nicht klüger, nicht beachteter als andere. Da hungern sie in schläfrigen Sitzungen auf ihren Bänken herum, langweilen sich bitterlich und wissen doch mit ihrer Zeit nichts besseres anzufangen, als ins Palais Bourbon zu kommen und auf Zwischenfälle zu warten. Die Ministrablen sind immer da. Ich denke mir ihren Zustand entnervend. Aus einer stürmischen und ver-

antwortungsreichen Thätigkeit jäh ins Nichtsthun geschleudert, haben auch die Besseren die Lust zu jeglicher Arbeit verloren. Sie sind müde und erregt, wie Stationsbeamte in der quälenden Bahnhofskleere zwischen zwei Zügen, oder gar wie alte Leute im Ausgeding. Sie dämmern hin und warten auf irgendwas, das ihnen die Empfindungen des Lebens, Leid oder Freude wiederbrächte. Wenn es gar zu lange dauert, lassen sich manche fallen. Das Harren demoralisiert . . . Und plötzlich fiebern sie, taumeln auf, in Spannung. Eine Krise ist da! Die gesunkene Haltung wird wieder straff. Es sind gesteigerte Augenblicke des Selbstgefühls, und sie gehen, ach, so rasch vorüber.

Es giebt in den Minuten, bevor der Vorsitzende das Ergebnis verkündet, unendlich viel zu sehen. Die Sandkörner Ehladnis gestalten sich zu Klangfiguren. Etwas Ähnliches läßt sich im Palais Bourbon entdecken, wenn eine Krise eintritt. Die Sandkörner sind Deputierte, und sie sammeln sich um gewisse Punkte, daß es von oben einer Zeichnung gleicht. Da kann man bald erkennen, welcher Ton angeschlagen wurde. Sind die Aussichten der Regierung schlecht, so ist gleich eine dichte Gruppe um den vermutlichen Präsidenten des nächsten Ministeriums geballt. Jeder will der erste sein, der dem Mächtigen von morgen huldigt. Wenn verschiedene in Betracht kommen, dann giebt es ebensoviele Knotenpunkte. Und wendet sich wieder zum guten für die bedrohte Regierung, so wird sie selbst von neuem zur Sammelstelle für diese beweglichen Sandkörner. Das sind die Krisenfiguren.

Nie sah man sie so flink umherrollen wie an dem Tage, wo das zweite Kabinett Dupuy fiel. Diese Ministerkrise führte zur Abdankung Casimir Periers, des Präsidenten der Republik, und sie verdient es, dazu geführt zu haben. Denn es war eine

Krise voll von Nervenzuckungen, zerfahren, verworren, mit einer Reihe von Abstimmungen, die einander widersprachen, und sie zeigt, was die französischen Politiker aus ihrem Parlament gemacht haben.

Wenn ich aber alles überdenke, was sich an diesem 14. Januar und nachher zugetragen hat: Sturz der Regierung, Verzicht des Präsidenten der Republik, Kongreß in Versailles — so beschäftigt mich tiefer und nachhaltig doch nur eine einzige Frage. Ob Jumel wohl am 14. Januar 1895 treu war? Alles liegt in der Beantwortung dieser Frage. Es scheint ja, Jumels Treue sei damals ins Wanken geraten. Aber soll man auf den bloßen Schein hin Jumel für einen Verräter halten? Zunächst muß man Jumel und seine Treue kennen. Herr Jumel ist Abgeordneter von Mont-de-Marjan, und seine Treue ist die Regierungstreue. Jumels Treue hat etwas Balladenhaftes. Sie ist unerschütterlich, unerschöpflich. Die Ministerien wechseln, Jumel bleibt treu. In gewöhnlichen Zeiten sitzt er still auf seiner Bank, gleich hinter den Ministern, und ist treu. Das Wort ergreift er selten, er ist nur treu. Wenn ein Minister auf der Tribüne spricht, lauscht Jumel selig, ruft, so oft es geht: „Sehr gut!“ klatscht in die Hände und beglückwünscht den Redner, wenn der auf seinen Platz zurückkehrt. Braucht die Regierung eine Tagesordnung des Vertrauens, Jumel ist bei der Hand und bringt treu den gewünschten Antrag ein. So ist Jumel schon oft ins Wasser gesprungen — wo es feicht ist — um die Regierung zu retten. Seit die bösen Sitten der Socialisten eingerissen sind, wird freilich immer laut Aha! gehöhnt nach der Anzeige des Vorsitzenden: „Folgende Tagesordnung ist mir überreicht worden von den Herren Jumel und Genossen.“ Denn man weiß dann schon, daß etwas recht treues

kommen wird. Die Opposition mag spotten, so viel sie will; Thatsache ist, daß manche bedeutende Parlamentsschlacht auf diese Art nach Jumel benannt wurde. Die Wähler des zweiten Kreises von Mont-de-Marsan sind auch sicherlich sehr stolz auf ihren Vertreter, der in einemfort der Kammer Tagesordnungen vor schreibt. Wenn sein Mandat abgelaufen ist, braucht sie der Präfekt wohl nicht erst daran zu mahnen, daß sie es erneuern sollen. Was wäre die Kammer, was die Regierung ohne Jumel und seine Treue?

Und diesen Mann sah man am 14. Januar 1895 die Tribüne besteigen, hörte ihn sagen: „Ich werde gegen die Regierung stimmen.“

Der Eindruck war Verblüffung. Viele kniffen sich in den Arm oder rieben sich die Augen, um zu erkennen, ob sie wachten oder träumten. Andere glaubten, den Namen des Redners schlecht gehört zu haben. Der Mann dort auf der Tribüne hatte Jumels kräftige Gestalt, vorn auf seiner Glaze saß wie auf Jumels gelblich schimmernder Glaze ein dunkles Haarbüschel gleich einer großen Fliege, und sein schwarzer Bart war an den Spitzen weiß beschneit wie Jumels Bart. Ton, südlicher Accent und entschiedene Geberden, alles erinnerte an Jumel. Doch die Treue fehlte, jene berühmte Treue, an der man ihn unter Hunderten im Palais Bourbon erkennt. So konnte er's nicht sein. Es giebt viele Unbekannte in der Kammer. Jumel mußte einen Doppelgänger haben.

Dann aber ging leise und immer lauter ein Murmeln von Bank zu Bank: Er ist's — er ist es doch!

Ja, Jumel war es, und er stand plötzlich von seiner Treue entblößt da, wie Peter Schlemihl ohne Schatten. Es begaben sich darauf noch weitere Wunder. Die äußerste Linke spendete

ihm Beifall. Die Socialisten ermunterten ihn durch frohe Zurufe, als er dem Ministerpräsidenten Dupuy sagte: „Die von Ihnen gewünschte Tagesordnung ist nur die Wiederholung eines Grundsatzes unserer Verfassung: der Trennung der Gewalten. So quälen Sie Ihre Mehrheit, daß wir jetzt entweder gegen die Verfassung oder sklavisch für die Regierung stimmen müssen. Nun denn, ich werde gegen Sie stimmen.“

Ein Jubel rauschte von der Linken herauf. Jumel warf seinen Beifallsklatschern, den Socialisten und Radikalen, dankbare Liebesblicke zu, wie eine gefeierte Balletttänzerin. Und die Säulen aus Marmor, die man für minder fest gehalten hatte, als Jumels Treue, barsten nicht, brachen nicht zusammen.

Aber die Regierung war zu Tode getroffen. Jumels Abfall riß viele mit. Sei's, daß sie meinten, treuer als Jumel brauche niemand auf der Welt zu sein, sei's, daß sie glaubten, er gehe einem noch unbekanntem Vorteil nach — sie folgten ihm.

Merkwürdig war bei alledem die Haltung Dupuys und noch einiger Minister. Sie wankten nicht unter dem fürchterlichen Streich. Dupuy verzog keine Miene. Ja, sie saßen da, wie wenn Jumels Abtrünnigkeit ein alltägliches Ereignis gewesen wäre. Napoleon klagte ungestüm, als Marmont ihn verließ. Dupuy nahm den Andank eines Treuesten mit erhabener Geduld hin. Es scheint, der Parlamentarismus härtet die Gemüther noch besser ab als der Krieg.

Und dann verließen die Minister den Saal. Voran Herr Dupuy. Hinterdrein Herr Poincaré, Herr Felix Faure, damals Marineminister, und die anderen, und die anderen.

Ich betrachtete Herrn Jumel. Das Haarbüschel saß noch auf der steingutartigen Glaze wie eine große Fliege. Nichts an ihm verändert. Er war wohlgenut wie sonst. Ahnte er

nicht, welcher Bruch in die Bedingungen gekommen, unter denen sich sein Eintritt in die Geschichte vollziehen wird? Es ist doch wahrhaftig nicht gleichgiltig, wie man in die Geschichte eintritt. Oder — ein Scufzer — ist es gleichgiltig?

Die größten, die tollsten Tage nehmen ja wenig Raum ein im Verzeichnisse der Völkerschicksale. Und es wird ein sehr ausführliches Werk sein müssen, welches die Ministerkrise vom 14. Januar 1895 nach verlässlichen Quellen, Briefen von Zeitgenossen, Geständnissen, Urkunden in der folgenden Weise schildert:

„Am Morgen dieses Tages war Ministerrat im Elysée unter Casimir Periers Vorsitz. Der Bautenminister Barthou demissionierte, weil das Verwaltungsgericht in der Frage der Zinsengarantie mehrerer Eisenbahnen eine ihm unangenehme Entscheidung gefällt hatte. Alle Minister wollten Barthou nachfolgen, denn die Lage wurde ihnen unbehaglich. Da drohte Präsident Casimir Perier mit seiner eigenen Abdankung, falls sie ihn derart im Stiche ließen. Die Minister mußten also bleiben, sonst hätten sie vor der Welt ausgesehen, als wollten sie den Präsidenten der Republik stürzen. So gingen sie am Nachmittag mit der geheimen Hoffnung in die Kammer, daß sich dort eine Mehrheit finden würde, um sie am Weiterregieren zu verhindern. Und siehe ein glücklicher Zufall wollte, daß Jumel, ein bisher treuer Mann, gegen sie auftrat. Er warf die Regierung, die ungern stehen geblieben wäre . . .“

Ein glücklicher Zufall? War es denn einer? Jetzt ist es völlig klar: ob Jumel treu war oder nicht, das ist der Kern der Frage. Erst danach läßt sich erkennen, was die Krise wirklich war. Für seine Treue spricht, daß er im Grunde dem Ministerium nie einen größeren Dienst erwiesen hatte, als da-

mals. Gegen die Treue, daß er den Socialisten Liebesblicke zuwarf. Aber diente dies nicht lediglich dazu, die Täuschung noch meisterhafter zu vollenden?

Berriet er also die Regierung, oder war er ihr besonders treu, als er sie zu verraten schien?

Und wir, wie einfältig saßen, sitzen wir noch da, berichten, schildern, beschreiben und wissen schließlich nichts von dem, was wir berichtet haben. Wir kommen höchstens zu diesem neuen Schluß: die Öffentlichkeit ist die sinnreichste Form des Geheimnisses.

Dennoch mag es uns wohl gefallen. Es steckt ja Kunst, Feinheit und Schelmerei darin. Zumels Treue! Was ist das für ein gutes Lustspiel!

Anfang Februar 1895.



Die französische Tribüne.

Schätzen sie im Palais Bourbon das Wort nicht gar zu hoch?

An dieser Frage kommt man oft vorüber, wenn man die Massenseele des Parlaments zu erkennen versucht. Die Deputierten haben natürlich, wie alle Franzosen, eine Lust am Reden. Nirgends steht das gesprochene Wort in solchem Ansehen, wie in diesem Lande. Darum giebt es auch nirgends so viele und so gute Blanderer, Deklamatoren, Vorleser, Zahnbrecher und Volksredner, wie hier. An wunderschönen Nachmittagen drängen sich die vornehmsten Leute in modrig riechende Hörsäle der Sorbonne, um eine „Konferenz“ zu genießen. Auf der Gasse haben die Marktschreier heute noch den Zulauf, wie in der früheren Zeit. In London bleiben die Leute stehen, wenn sie Ball spielen sehen; in Paris, wenn sie reden hören. Sie glauben das wenigste, aber sie hören alles mit Wonne an. Und es giebt einen Ort, wo alle Arten der Beredsamkeit zusammenströmen, wohin die Salons ihre reizenden Blanderer, die Jahrmärkte ihre bunten Schwindler, und Volksversammlungen ihre lautesten

Rufer entsenden; wo das Gericht durch spitzfindige Advokaten und feierliche Staatsanwälte vertreten ist; wohin Prediger von Kirchenkanzeln und Professoren vom Katheder kommen. Der einzige Ort, wo alle diese und noch andere, wildere, ungeahnte Beredsamkeiten durcheinanderrauschen, ist das Palais Bourbon. Die Kanzel mitten darin führt mit Recht den einfach stolzen Namen: die französische Tribüne!

Für die Schätzung des gesprochenen Wortes hat man hier noch besondere Gründe. Das Wort zeigt Eigenschaften an, die für den Staatsmann wesentlich sind: Entschlossenheit, rasche Auffassung, Geistesgegenwart. Das Wort verrät immer Geheimnisse des Sprechers. Ich meine natürlich nicht das, was er sagen will, sondern die unbeabsichtigten Mitteilungen, das Entschlüpfende, alles, was zwischen den Ritzen der bestgefügtten Sätze durchsickert. Dagegen hilft keine Vorbereitung. Die Masken verschieben sich früher oder später auf der heißen Tribüne. Die Unwillkürlichkeiten des Wortes rechtfertigen seine Schätzung, freilich nicht diese überhohe. Denn kommt auch für jeden Redner die Stunde, wo er durchschaut wird, so kann es bis dahin doch lange dauern. Das Parlament täuscht sich oft. Man hält zuweilen eine Pose für Entschlossenheit, fertige Redensarten für schnelle Auffassung und Dreistigkeit für Gegenwart des Geistes.

Von der Rede läßt sich nicht mit Sicherheit auf den Redner schließen, aber zwingend ist der Schluß auf die Zuhörer. Das Parlament, dieses räthelhafte Massentwesen, ist zugleich mehr und weniger als die Zusammensetzung all der einzelnen. Es ist ein schläfriges oder tobendes Ungetüm, voll dunkler Regungen und arm an Ausdrücken. Wenn die Stenographen schon sehr fein unterscheiden, bemerken sie nur: Zustimmung, Widerspruch in

einigen Abstufungen, Beifall, Hohn, Unruhe, Lärm, Lachen, Sturm und — verschiedenartige Bewegung. Ja wohl, „verschiedenartige Bewegung“! Der Schnellreiber, der dies zum erstenmale bemerkte, hatte in der Eile etwas wie eine Ahnung, daß in dem Massenwesen noch mehr vorgehe, als Zustimmung, Widerspruch u. s. w. Nun läßt sich allerdings solchen derben Äußerungen entnehmen, ob ein Redner oder eine Regierung die Gunst des Hauses genieße. Aber welche Art der Beredsamkeit beliebt, also die herrschende sei, erfährt man daraus nicht. Denn die besten der französischen Tribüne sind heute: Jaurès, Graf Mun, Dupuy, Paul Deschanel, Goblet, Léon Say, Jules Roche, Poincaré, Millerand, Ribot, Léon Bourgeois, Pelletan, Roubier und Denys Cochin. Das sind fünfzehn ganz verschiedene Redner. Es wäre unmöglich, an ihnen andere gemeinsame Züge zu entdecken, als daß sie sämtlich beim Sprechen den Mund aufmachen und französische Wörter gebrauchen. Den jetzigen Stil haben gerade die ersten nicht. Die Macht ihrer Gaben zeigt sich darin, daß man sie anhört und bewundert, obwohl sie dem Ideal der Kammer nicht entsprechen. Am nächsten kommt diesem Ideal Raimond Poincaré. Wir werden das später sehen. Am weitesten entfernt sich davon Jean Jaurès, und doch ist er jetzt unbestritten der bedeutendste Redner des Palais Bourbon. Er schwört nicht „bei Brutus!“ wie die Männer des Konvents, und gebraucht modernere Vergleiche, aber Bau und Gliederung der ganzen Rede wie des einzelnen tropisch geblühten Satzes sind bei ihm nicht minder klassisch, als bei den Rednern der großen Revolution. Camille Pelletan ist ein Romantiker, Léon Say ein Gesundbernlünstler älteren Datums. Albert v. Mun versetzt uns in einen aristokratischen Salon, wo man sich für Thron, Altar und Sport begeistert.

Paul Deschanel bringt uns in eine angefügelte schöngeistige Gesellschaft nicht weit von der Akademie. René Goblet plaidiert vor dem Appellhofe und Alexander Millerand vor dem Zuchtpolizeigerichte. Charles Dupuy trägt in einem Lehrerseminar vor. Jules Roche spricht beim Bankett einer Handelskammer, Alexander Ribot in einem Frauen-Wohlthätigkeitsvereine vor ältlichen Jungfrauen mit Schmachtkloken, Léon Bourgeois in einem socialpolitischen Klub und Denys Cochin in einer Sakristei. Maurice Rouvier aber wettet auf dem Marktplatz einer kleinen südfranzösischen Stadt, und zwar steht er auf dem Muschelrande des Brunnens, indes die Mägde Wasser holen.

So verwandeln die hervorragenden Redner durch ihr Talent den Schauplatz, diese französische Tribüne. Aber das Palais Bourbon hat auch seine eigene Beredsamkeit, und die können wir aus Beifall und Widerspruch nicht herausfinden, sondern nur aus den Reden der Mehrheit. Wenn die mittelmäßigen auf der Tribüne stehen, geben sie uns sicheren Aufschluß über das Ideal der Kammer. Sie sind gewöhnlich der Chor, als welcher sie nur die „verschiedenartige Bewegung“ des Schnell-schreibers aufführen. Dabei merken sie sich gewisse Züge der Redner, und was ihnen gefiel, ahmen sie dann selbst nach. Sie stellen ihr Ideal in mehr oder weniger gelungener Weise dar. (Das thun wir eigentlich alle.) Und man erkennt an den Worten des Duzend-sprechers, welchen Vortrag er als Teil des Gesamtwesens gerne genießt. Man erkennt noch deutlicher an der Aufnahme seiner Worte, was der ideale Stil der Kammer ist. Denn wenn ein Apotheker oder Tierarzt, über dessen Beschränktheit kein Zweifel zulässig ist, mit Aufmerksamkeit angehört wird, und zum Beispiel der Akademiker Melchior v. Bogué

auf der Rednerbühne des Palais Bourbon gänzlich unbeachtet bleibt, so liegt der Grund zu Tage. Der Tierarzt trifft die von der Kammer gewünschte Note. Der in seltenen Wendungen verlebte Schriftsteller trifft die Note nicht und wird sogar lächerlich. Ach, die Jungferrede des Vicomte, welch ein Graus! Anfangs waren sie dem schlanken graubärtigen Manne mit dem berühmten Namen sehr gewogen. Aber als Herr v. Boglic mit seiner dicken Stimme höchst feine und noch verworreneren Dinge vortrug, wurden sie stutzig, dann unwillig und wendeten sich endlich von ihm ab.

Die Beredsamkeit, die sie wünschen, ist die geschäftliche, ohne Poesie, mit möglichst wenig Gelehrthuerei, trocken, aber munter, und immer zur Sache. Abschweifungen sind verhaßt, Wiße beliebt, Deklamationen verachtet — ausgenommen die patriotische Deklamation. Diese konnte bisher nicht entwurzelt werden, weil der Spott über den Deklamator hinweg auf's Vaterland gegangen wäre. Alles übrige Hochtrabende ist durch Hohngelächter fortgeschwemmt worden.

Der Redner auf der französischen Tribüne muß kurzweilig zur Sache sprechen. Die ledernen Fachleute anderer Parlamente werden hier nicht geduldet. Die Kammer ist nicht der Ort für ein Ausframen von Kenntnissen, die soeben das „kurze Gedärm“ durchlaufen haben. Hinter dem Pedantentum der meisten Fachleute darf man getrost eine Hochstapelei vermuten. Die farblosen Schwindler sind die ärgsten. Wenn einer nachweislich talentlos und beschränkt ist, und dennoch lange redet, hält man ihn an vielen Orten für einen gründlichen, sachkundigen Mann. Unfinn! Wer eine Sache versteht, der macht sie schleunig klar, und fehlt es ihm an Ausdrücken, so hat er im Parlament nichts zu suchen. Denn die Zeit, die einer auf der Tribüne

des Landes verbringt, besteht aus gesteigerten Augenblicken. Eine Parlamentsstunde vertritt und bedeutet Monate, vielleicht Jahre des Volksdaseins. Der schwaghafte Fachmann schädigt die Bevölkerung, weil sie feinertwegen länger auf Reformen warten muß. Er schädigt auch das Parlament, denn durch ihn werden die Skandalmacher interessant. Das vollzieht sich natürlich im Unbewußten dieser Massenseele. Es ist eine Erleichterung, eine Wonne, wenn nach den Fachleuten jemand das Wort ergreift, der nichts, aber rein gar nichts von der Sache versteht. Das sind die ärmsten Parlamente, die nur aus Fachleuten und Skandalmachern bestehen. Und wenn man die letzteren ausrotten will, muß man zunächst die ersteren beseitigen. Es ist klar, daß ich nur die falschen Fachleute meine. Diese vertrauen auf die Spezialuntwissenheit ihrer Kollegen, hüllen sich in ausgeliehene Kenntnisse wie in ein schäbiges Kostüm vom Maskenverleiher und imponieren sich gegenseitig. Dabei gewöhnen sie der Bevölkerung alle Teilnahme an den Verhandlungen ab, und man horcht nur noch dann nach dem Parlamente hin, wenn dort besonders gröblich geschrien wird.

In Frankreich war die Panamafache auch in dem Sinne eine schwere Krise für die Kammer, daß der Lärm den eigentlichen Redestil verdrängt hatte. Vor lauter Gepolter hörte man weder die geschäftlichen Auseinandersetzungen, noch die politischen Plaudereien. Das waren sonst die Hauptformen der beliebten Rede auf der französischen Tribüne, und allmählich, nach dem Verrauschen der Skandale, wurden sie es wieder. Es war ganz merkwürdig zu beobachten, wie diese Kammer ihren Ton wieder suchte und wieder fand. Die ersten, die mit schönen Reden ohne Skandal zu kommen wagten, sah man verwundert, erbittert oder gleichgültig an. Das Massenwesen war krank

und wollte nur von seiner Krankheit sprechen hören. Zum Leiden gesellte sich die Hypochondrie. Aber die Versuche, gut in der früheren Art zu reden, mehrten sich, und das Parlament fühlte nach und nach seine Kräfte zurückkehren. Es war eine matte, gerührte und glückliche Stimmung, wie die eines Genesenden, der wieder ein bißchen gehen kann und es sich selbst gar nicht glauben will. . . . Ich untersuche jetzt nicht, ob die Krankheit wirklich schon vorüber ist; ich weiß nur, daß auf der Kanzel des Palais Bourbon nichts davon bemerkbar wird. Die französische Tribüne glänzt neuerlich wohl übers Land.

Man muß ihre Budgetdebatte hören! Jeder Tag bringt eine oder mehrere gelungene Reden bei den unbedeutendsten Kapiteln, und wie großartig war der allgemeine Teil, die Generaldebatte. Es nahm jede Partei klare Stellung zu den Hauptfragen der Zeit und des Landes. Aber kräftiger und feiner zeigen sich diese Parlamentarier in der Behandlung des Details. Da sieht man erst, wie groß auch die Redner zweiten und dritten Ranges noch sind. Der Mittelschlag ist erstaunlich hoch. Auf die Tribüne kommen unbekannte Leute und sprechen, daß es ein Vergnügen ist. Man darf aufs Geratewohl einen herausgreifen, zum Beispiel Herrn Trouillot. Wer kennt Trouillot? Das ist einer von den vielen der Mehrheit, ein Wald- und Wiesenabgeordneter. Und doch hielt dieser Trouillot beim Kapitel der Gebäudeverwaltung eine recht köstliche Rede. Die Verwaltungsbehörden Frankreichs sind berühmt durch ihre Chinesereien. Die gewaltsame Zentralisierung Napoleons des Ersten besteht noch heute und ist der tiefere Grund mancher wunderlichen Erscheinung. Nun hat freilich gerade die Schwerefälligkeit dieser Verwaltungsmaschine der Staatserhaltung wesentliche Dienste geleistet, wenn alles drunter und drüber

ging — wie oft in unserm Jahrhundert! — doch in Zeiten ohne Umwälzung ist der riesige Apparat von einer verzweifelten Unbeholfenheit. Napoleon hatte alles für sich eingerichtet, und mit der Zentralisierung lassen sich ja auch Wunder wirken, wenn im Mittelpunkt einer ist, der zu befehlen versteht. Ist der verschwunden, so geht alles nur nach dem Gesetze der Trägheit weiter.

Dieser Übelstand wird in Frankreich viel bejammert und bespöttelt. Herr Trouillot deckte ihn bei der Gebäudeverwaltung wieder einmal auf. Trouillot erzählte nämlich die Geschichte von Pugets Nase. Pugets Denkmal befindet sich an der Außenseite der Kunstschule. Eines Tages war Pugets steinerne Nase verwittert und fiel herunter. Die Ausbesserung hätte vier oder fünf Francs gekostet. Aber so einfach wird hier nicht verwalktet. Der Leiter der Kunstakademie betrat den amtlichen Weg. Er berichtete seinem Vorgesetzten, und dieser wieder dem Höheren, und so fort, bis es beim Unterrichtsminister war: daß Puget keine Nase mehr hatte. Der Minister übergab die Sache dem zuständigen Ausschuß. Einige Monate vergingen. Der Akademieleiter bat wiederholt um Erledigung, indem er sich an seinen Vorgesetzten wendete, dieser an den Höheren, und so fort. Der Bildhauer Puget war noch immer ohne Nase. Der Minister drang beim Ausschuß auf Entscheidung. Der Ausschuß gab endlich bekannt, daß die Sache das Unterrichtsministerium gar nichts angehe, denn die Außenseite der Staatsgebäude werde vom Bautenministerium verwalktet. Puget blieb ohne Nase. Da ging die traurige Angelegenheit an den Bautenminister, lief wieder eine Menge Amtsstaffeln auf und ab. Schon nach zwei Jahren kam die Entscheidung: Pugets Nase soll ausgebessert werden, sobald die ganze Vorderseite der

Kunstschule frisch getüncht wird. Und Puget ist heute noch ohne Nase.

Dies erzählte Herr Trouillot mit so flinker Laune, solcher Überlegenheit in der Satire, und er fand so viel Beifall, daß fremde Galeriebesucher ihn leicht für einen hervorragenden Redner hätten halten können. Daß er es nicht ist, verriet er ja nur durch leisere Zeichen, wie es Ungenügsamkeit im Ausbeuten der komischen Wirkung und Verpassen des richtigen Abganges sind.

Dennoch zeigt das Beispiel Trouillots deutlich die herrschende Art, zu reden. Kurzweilig zur Sache! Wobei Kurzweil noch wichtiger ist als das Sachliche. Die geschäftsmäßige Auseinandersetzung verfeinert sich zu einem Geplander. Es ist ein sichtsliches Aufsteigen in den leichten Ton. Und was die Anmut des alten Frankreich war, die Gauserie, ersteht im neuen wieder. Die Landeskstube beerbt den Salon.

Nicht nur die minderen Redner, wie Trouillot, lassen das Sprechideal der Kammer herausfinden, auch die Gäste des Parlaments, die Regierungsvertreter, liefern gute Beiträge zur Erkenntnis. Diese Herren sind natürlich um das „geneigte Ohr“ der Kammer besonders bemüht. Wie man aus dem Tone der Höflinge den Geschmack eines Königs errät, so werden uns die Kommissäre sagen, was das Parlament zu hören wünscht. Die meisten plaudern. Sie suchen das Stoffliche durch einen munter hinfließenden Vortrag erträglich zu machen. Sie bitten sozusagen um Verzeihung für ihre Sachverständigkeit. Und sie befleißigen sich, faßlich zu exponieren, hübsche Anekdoten und bezeichnende Züge zu erzählen. Sie gestatten sich auch ganz ergebenst, zu scherzen, und einzelne sprechen sogar wacker zur allgemeinen Politik, wie wenn sie nicht vom Minister zur Berichterstattung herbefohlen wären, sondern das Volk zu vertreten

hätten — als Pannegießer. So hörte man jüngst Herrn Buiffon, den Leiter des Volksschulwesens im Unterrichtsministerium, ebenso trefflich als offiziös über die Vorzüge der Republik plaudern. Die eleganteste Rede beim Budget hielt jedoch der Gouverneur von Algerien, Herr Cambon. Die höheren französischen Beamten bringen aus den Kolonien eine wunderbare Haltung mit. Dort waren sie Verkörperungen Frankreichs, wandelten halbgöttlich unter Baldachinen, und ihre lässigen Gesten erzählen noch von Sklaven, Palmen und Mißbräuchen unter einer heißeren Sonne. . . . Herr Cambon berichtete weltmännisch, leise, lächelnd über den gesamten Zustand seiner Kolonie. In der Demut aber, mit der er vom Ministerium sprach, war ein köstlicher und merkbarer Hauch von Ironie. Denn ein Statthalter überdauert im Amte viele solcher Kabinette, und die Spahis vor seinem algerischen Schlosse werden ihm noch die Ehren erweisen, wenn der heutige Minister schon wieder melancholisch, mit aufgestülptem Rocktragen auf dem Dache eines Omnibus durch die Straßen von Paris fahren wird.

Die Neugierigen drängen sich in das Palais Bourbon, wenn Skandal angesagt ist. Doch gerade da lernt man die französische Tribüne nicht kennen. Lärm giebt es auch in Volksversammlungen, und gemeine Ausdrücke gehören jetzt schon überall zum parlamentarischen Ton. Aber an kleinen Tagen ist die Pariser Kammer manchmal sehr groß. Da sieht man, wie hoch es die geistig minder Bemittelten gebracht haben. Und wer hier den Gipfel der Mittelmäßigkeit erklimmt, der könnte sich schon anderstwu als bedeutender Mann sehen lassen. Das ist z. B. der Fall des Herrn Raimond Poincaré. Herr Poincaré ist im Augenblick, wo ich dies schreibe, Unterrichts-

minister. In einem früheren Augenblick war er Finanzminister und vorher schon einmal Unterrichtsminister. Der Mann, der so viel regiert hat, zählt heute kaum fünf- unddreißig Jahre. Und vor acht Jahren war er noch Gerichtsreporter eines wenig gelesenen Blattes. Ist das nicht eine schöne demokratische Laufbahn? Sagen wir der Richtigkeit halber: eine mediokratische. Denn seit Freycinet ist kein so großer mittelmäßiger Mensch aufgetaucht, wie Herr Raimond Poincaré. Sein Name wird noch auf vielen Ministerlisten stehen, und zwar an der Spitze, wenn die gemittelmäßigte Republik sich erhält. Herr Poincaré begeht nämlich keine Dummheiten. Wenn er einmal für lange Zeit verschwinden muß, wird nur eine Übergeschicklichkeit daran schuld gewesen sein.

Freycinet ist die weiße Maus genannt worden. So gemahnt Poincaré an das Eichhörnchen, das rötlich-braune, flinke, muntere, auch ein gar schlaues Nagetier. Wie hoch es nur klettern und sich verbergen kann, und wie es verschmizt auslugt. Und wie es im Räfig rastlos die Spule dreht, daß man meinen möchte, es thue eine Arbeit; ganz wie Herr Poincaré, wenn er in einem Ministerium sitzt. Man muß sich seinen Namen merken. Es ist jetzt vielleicht keiner im Palais Bourbon, der mit dem Parlament so umzuspringen wüßte, wie Poincaré. Er kennt es durch und durch. Was mehr ist, er weiß die Kenntnis praktisch zu verwerten und wußte es vom ersten Tage an. Als fleißiger junger Mann trat er ein. Auf die langweiligen Aufgaben warf er sich. Man überließ ihm die gern. Zuerst entfernte er Spinnweben aus den Ecken oder Kommissionen. Dann wickelte er den Fußboden des Budgets. Was die anderen aus Faulheit nicht unternahmen, machte er willig. Eine Arbeitskraft, was? Und sie ließen ihn arbeiten.

Sie glaubten, er arbeite für sie. Nein, nein, er arbeitete für sich. Er hatte wohl weniger gegen Neid und Eifersucht zu kämpfen als andere, weil er so recht farblos und nützlich aussah. Und so ist er sachte über die bunten Schwärmer hinaus hinaufgestiegen. Mit lauter kleinen Mitteln hat er sich vorwärts gebracht. Schon hält er weit, der kleine Poincaré.

Ist er so klein von Gestalt? Wahrhaftig, wenn ich ihn jetzt betrachte, entspricht er nicht mehr dem ersten Bilde, das ich von ihm in der Erinnerung trage. Ein mageres junges Männchen war er damals, lief unzähligemale die Tribüne hinauf, sagte mit einem dünnen Stimmchen wenige Worte, verbindlich, geschickt, sachlich, kurz, und hüpfte wieder von dannen. Und jetzt ist er anders. Er spricht seltener, spart seine kostbar gewordenen Bemerkungen, zählt und wägt jedes Wort. Er hat ein bißchen Fett erworben und viel Autorität angeeignet. Durch eine vorsichtige Schroffheit erhöht er sein Ansehen, und in der Kunst der leeren Versprechungen ist er ein kluger Meister. Keine schnarrenden Phrasen, kein Blendwerk, wie es die Opportunisten einer früheren Zeit gern machten. Er hütet sich, Ja zu sagen, wie die; er sagt nur nicht Nein. So wird er bestimmten Fragen ausweichen, ohne den Frager zu entmutigen oder zu verbittern. Er weckt Erwartungen, ohne sich zu verpflichten. Ach, er ist so geschickt.

Darum läßt sich auch aus seinem Vortrage die geltende Beredsamkeit des Palais Bourbon erkennen. Sprache er so, wenn es nicht nützlich wäre? Ich sehe, wie ihm alle lauschen. Offenbar geschieht es, weil er ihrem Ideal sich nähert. In seinen Leistungen ist aber nichts Besonderes und Glänzendes. Wunderlich jung hüpfte er die Stufen der Tribüne hinauf. Oben hat er plötzlich eine altkluge Würde. Tiefliegende geschickte Aug-

lein unter einer mächtigen Stirn. Ein Schöpfchen steht noch auf dem Schädel. Diese jugendliche Glaze wird Gegengewicht des starken bösen Unterkiefers. Zwischen Stirn und Kinnlade verschwindet die unbedeutende Nase. Hellbraun ist der hufeisenförmige Bart. Die Stimme mager und farblos. Er beginnt ganz leise, aus Schlaubeit. Wenn er schreie, könnten die Herren weiterschwätzen. Er flüstert, sie müssen die Ohren spizen. Dann läßt er ihre Aufmerksamkeit nicht mehr entgleiten. Er empfindet die vergehenden Minuten, wird eher zu kurz als zu lang sprechen, und jählings abgehen, abhüpfen, bevor sie ihn lästig gefunden haben. Er entwickelt licht und knapp den Gegenstand, drängt die Beweise auf den geringsten Umfang zusammen, streitet spitzig, höhnt behutsam und begeistert sich regierungsmäßig für den Fortschritt. Dabei ist er immer kühl; am kühlsten wenn er gefühlvoll wird.

Jüngst sah und hörte ich ihn beim Gastmahl des Goncourt. Er kam als Unterrichtsminister, um dem Meister Edmond de Goncourt zu huldigen. Denn in Frankreich sind die Regierenden keine Analphabeten. Herr Poincaré nahm sich sehr zusammen; er wollte den Schriftstellern zeigen, was ein Parlamentsredner ist. So wurde daraus ein Besuch des gesprochenen Wortes beim geschriebenen. Man hörte ihn höflich an, nur höflich. Diese Gaben genügen also, um auf der französischen Tribüne eine Rolle zu spielen. Jeder dachte sich seinen Teil, und niemand wurde warm.

Ach, das eifige Gastmahl. Es waren auch zu viele Beobachter da. Saßen darum alle in vorteilhaften Haltungen wie beim Photographen? In der Mitte der Ehrentafel der alte Mann recht betrübt und stolz, und er sann wohl in seinem Gemüte, wie er die Stimmung für sein Tagebuch fassen könnte. Neben ihm Daudet, krank und verfallen, weiterhin Zola, schon er-

mattet, aber noch nicht gebrochen, und dort und dort andere Helden und Märtyrer des geschriebenen Wortes, ruhmbedeckte, namenlose. Das geschriebene Wort, das höhere! Da hinein feuern und bluten Edle ihr Leben. Und darum saß Herr Edmond de Goncourt traurig in seinem Ruhme beim Gastmahl, das neben schweigenden Freunden auch gelangweilte Daseinmüßler und Glanzausborger und Rockschößanhänger versammelte. Er sagte in seinem Trinkspruche, daß ihn dieser Abend für viele Bitterkeiten entschädige. Konnte er es wirklich empfinden, wenn er sich mit diesem jungen Minister verglich? Glück, Macht, alle unmittelbaren Genüsse, alle greifbaren Genugthuungen, das ganze Leben den Rednern! Und was den Künstlern der Schrift? ... Aber dann stand einer auf und brachte Antwort. Es war Herr Clemenceau. Auch er sprach über die Goncourts. Loben kann er nicht gut, und so erfuhren die Schriftsteller, die ihn zum erstenmale hörten, nicht, was Clemenceau eigentlich für ein Redner ist. Mehr als seine Worte sagte ihnen freilich seine Erscheinung. Clemenceau! Wer war auf der Tribüne größer als Clemenceau? Ja, man hört ihn mit Bewegung an. Diese zerhackte Rede klingt noch herrlich, entschlossen und hinreißend, wie einst, als die Regierungen vor dem Umtwerfer bebten. Welches Willenswunder verrichtet dieser gesunkene Mann, daß er sich aufrecht hält.

Von der französischen Tribüne, die er nicht mehr betreten darf und zu deren größten Zierden er gehört hatte, brachte er zur Goncourtfeier eine unausgesprochene Botschaft. Gönnnet den Rednern ihr kurzes Glück! Die Tribüne ist Schauplatz der leichtesten Siege, aber auch der schwersten Niederlagen.

März 1895.

August Burbeau.

Der Mann, den sie heute mit aller republikanischer Reichthumpracht im Palais Bourbon aufbahren, zeigt gut, was die Demokratie in Frankreich ist. Das Haar und der Bart um sein von Leiden feines, wächsernes Gesicht sind noch dunkel. Und doch ist er schon ein Loter des Staates. So jung und als Dritthöchster im Lande gestorben, daß man meinen könnte, er wäre ein Prinz gewesen. Nein, von ganz unten ist er heraufgekommen, recht mühselig und dann wieder verblüffend leicht. Dieses kurze Leben war voll schwerer Arbeit und glänzender Erfolge, und es wäre vielleicht geeignet, als Muster für sehr arme, sehr strebsame Knaben aufgeschrieben zu werden. Es würde sie ungemein ermutigen — oder gründlich abschrecken.

August Burbeau war ein *Nullus patre natus*. Der niemand von einem Vater war sogar schon tot, als dieses sechste Kind zur Welt kam. Der Vater war Schuldiener gewesen, die Witwe wurde Näherin. Mit zehn Jahren arbeitete August Burbeau vom frühen Morgen bis in die Nacht in einer Fabrik. Vom Schlaf raubte er sich die Stunden zum Lernen, so daß er bei

einer Prüfung als Vielversprechender entdeckt wurde und Stipendien erhielt. Als Schüler ernährte er seine Familie. Er kam mit Schulpreisen gekrönt nach Paris in die Ecole normale. Der deutsche Krieg brach aus. Der Neunzehnjährige zog mit ins Feld, zeichnete sich aus, wurde verwundet und gefangen und kam nach Deutschland, wo er Deutsch lernte. Als er in die Ecole normale heimkehrte, hestete ihm der Unterrichtsminister Jules Simon das Ritterkreuz der Ehrenlegion an die Brust. Dann kam die Zeit des Lehrens. Burbeau trug an Mittelschulen Philosophie vor, übersetzte englische und deutsche Philosophen (um die Schulden eines verstorbenen Bruders mit den Buchhändlerhonoraren zu bezahlen) und gab eine Universitäts-Kundschau heraus. Und wieder wurde der eiserne Fleißige entdeckt, erkannt. Der Unterrichtsminister Paul Bert zog 1881 den Dreißigjährigen als Rabinetsdirektor in sein Ministerium. Jetzt stand er in der Politik.

Dreizehn Jahre lang hat er die Politik mitgemacht, durchgekostet, mit allen jähen Erfolgen und den grausamsten Bitternissen. 1885 entsendete ihn seine Vaterstadt Lyon zum erstenmale in die Kammer. Auch hier erwarb er sich allmählich die Achtung. Er war unter Schwägern ein stiller Arbeiter. Wieder hat er Jahre hindurch beharrlich gearbeitet, über verwickelte Fragen große Berichte erstattet, bescheiden, geräuschlos, immer derselbe, der er als Junge war. Sein Leben bestand aus schleichenden Schuljahren, die immer in einer Semestral-Apotheose des Braven, Fleißigen endeten. Knaben, nehmt euch ein Muster! Der Fleiß wird belohnt.

In die erste Reihe rückte er wohl durch seinen Bericht über Algier. Viele Stunden lang hörte ihm die Kammer mit wachsender Aufmerksamkeit zu. Der Stoff war mit seltener

Gründlichkeit bewältigt und in eine elegant klare Form gebracht. Als er die Tribüne verließ, bekam er die große Beifallsalbe. Von da ab war er einer der Hoffnungsvollen, die man im Notwälsch der Politik die „Ministrabeln“ nennt. Den Mann mußte man im Auge behalten: eine liebenswürdig ernste Erscheinung, jung in der Arbeitskraft, alt in der Gemessenheit des Auftretens, ein glücklicher Redner mit warmem, vollen Ton. Es konnte nicht fehlen.

Und es begab sich im Jahre 1892, daß er wieder einen bedeutenden Bericht zu erstatten hatte über eine Frage so groß wie Algier: über die Bankfrage. August Burbeau vertiefte sich in diese Frage, die ihn schon um die Mitte der achtziger Jahre beschäftigt hatte, vor seiner Deputiertenzeit. Damals hatte er heftige Zeitungsartikel gegen die Erneuerung des Bankprivilegiums geschrieben. Jetzt gelangte er zur Einsicht, daß es für den Staat nützlich wäre, der Bank ein neues Privilegium zu geben. Was lag in dieser Schwenkung vor? Paul Heyse sagt: „Wer heute klüger ist als gestern und es mit offenem Mute bekennt, den werden die Wiedermänner lästern und schelten ihn inkonsequent.“ — Die Wiedermänner gingen in diesem Falle weiter. Sie schalten ihn bestochen.

Wir, die ohne Leidenschaft der Parteiung den Mann betrachteten, konnten keinen Augenblick daran zweifeln, daß er ehrlich war, geldehrlich wenigstens. Die absolute Ehrlichkeit aber gerade bei Politikern zu suchen, wäre von einer reizenden Naivetät. Es ist schon sehr bewundernswert, wenn Politiker ihr Leben lang an einer Richtung festhalten, die sie in der Regel in ihrem unreifen Alter gewählt haben. Es ist rühmlich, wenn sie ihre allgemeinen Prinzipien bewahren in allem Wechsel der Zeiten, auch wenn es ihnen schlecht geht, und besonders,

wenn es ihnen gut geht. Die Unveränderlichkeit in jedem einzelnen Punkte von ihnen zu fordern, wäre thöricht, wenn das nicht eben die Politik der anderen darstellte. Wer hat nicht, selbst im guten Glauben, die gleichen Dinge einmal weiß und einmal schwarz geschildert? Jeder Tag hat seine Beleuchtung. Jetzt bedient man sich der Meiosis und jetzt der Hyperbel. Im ganzen Parlament, in allen Parlamenten der Welt ist ja keiner, der auf dem Wege von der Opposition zur Regierung nicht ein wenig mit seiner Vergangenheit gebrochen hätte. Man nehme nur das Verhältnis der rötesten Stürmer zur Kirche. Wenn sie die Macht erlangen, suchen sie immer einen verschämten oder offenen Frieden mit der Kirche. Selbst wenn sie im Kampfe verharren, ziehen sie dann perlgraue Glacehandschuhe an, wie jener Pariser Präfekt, als er die Klosterbrüder vertrieb.

Freilich hat es sich im Falle Burbeau nicht um Spiritualien gehandelt, sondern um die äußerst weltlichen Temporalien der Bank von Frankreich. Aber gerade, daß er in einer solchen Frage die öffentliche Wanklung wagte, beweist Burbeaus Unschuld. Er fühlte sich im Bewußtsein der Geldhehrlichkeit so sicher, daß er hin ging und dieselbe Bank verteidigte, die er vorher geschmäht hatte. Da fiel man über ihn her, mit aller Wildheit, welche das öffentliche Leben der französischen Demokratie kennzeichnet. Er sei von der Bank, von Rothschild bestochen. Burbeau zog einen seiner Ankläger, den merkwürdigen Drumont, vor Gericht.

In dem großen Schauspiele, daß sich seit einigen Jahren abrollt, und von dem wir noch nicht wissen, ob es mit der Reinigung oder der Abschaffung der Republik enden wird, war dieser Gerichtstag eine unvergeßliche Scene. Da standen sich einige Männer gegenüber, welche bedeuteten. Ja, diese Schwur-

gerichtsverhandlung hatte etwas Symbolisches. Das erste Sonderbare, was uns auffiel, war, daß die ganze Verleumdungsgeschichte gleichsam unpersönlich erschien. Diese Verkörperer von Gegensätzen hatten einander vorher nie gesehen. Rothschild, der Hauptzeuge, kannte weder Burdeau, den Kläger, noch Drumont, den Angeklagten. Dem Beobachter konnte es scheinen, als blickten sie einander verstohlen mit mehr Neugierde als Übelwillen an. Nur Waldeck-Rousseau, der Klagevertreter, sah steif und weltfremd wie ein steinerner Gast über sie alle hin. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Geschworenen nicht wußten, welchen Prozeß sie vor sich hatten. Dies ist ja auch in den meisten Fällen gar nicht nötig; es wäre sogar geeignet, ihre Unbefangenheit zu trüben. Dieser Prozeß war ein Vorschauer der Panamasache, die damals noch in den Wolken hing. Seither ist das Parlament nicht mehr von der Anklagebank weggekommen.

Gegenstand der nicht mehr zum Stillstande gebrachten Verhandlung ist die Funktion des Geldes in der Demokratie. Wer immer klage oder angeklagt sei oder als Zeuge auftrete, der Inhalt ist immer der gleiche. Und vom Eintagsingrimm dieser Leute hinweg, vom Politischen, Vorübergehenden kann man hinaus ins Menschliche blicken. Welche Gesichte! Da kam ein dürstiger alter Mann in Trauer, den alle mit unwillkürlichem Staunen betrachteten, vor die Zeugenbarre. Sie nennen ihn den König des Geldes. Der Gerichtsdieners schlich an ihn heran und nahm ihm ehrerbietig den alten Regenschirm aus der Hand, die Rothschild zum Schwur erheben sollte. Und der Vielgehaßte, Beneidete begann beiläufig mit klagender Stimme vom Tode seiner Tochter zu sprechen. Dann plauderte der wegen Verleumdung Angeklagte in liebenswürdig geistreichem

Ton und nannte die erfundene Einzelheit, daß ein Rothschild'scher Lakai Burbeau Geld gebracht hätte, eine Künstlerphantasie. Mit eifriger Verachtung antwortete Waldeck-Rousseau: „Sie sind der große Verleumder!“ — Und Burbeau, der mit heimlichem Beben die Bergliederung seiner Ehre mitansah wie ein Mann der unbetäubt eine Operation an sich vornehmen läßt, Burbeau nahm endlich das Wort. Es war ein flatternder Herzton in seiner Stimme, als er die Geschworenen anflehte, ihm seinen unbescholtenen Namen zu retten. Drumont wurde verurteilt.

Aber dieser bebende Ton vom kranken Herzen ist dem armen Burbeau in der Stimme geblieben, bis an sein Ende. Wenn man ihn dann auf der Tribüne des Hauses hörte, wirkte seine Rede plötzlich unangenehm, weil sie gemacht klang. Aus dem geschmackvollen Sprecher war ein Vibrierer geworden, der unausgesetzt die allerhöchsten Prinzipien anrief. Dahinter verbarg sich seine heimliche Kränkung. Er war ins Herz getroffen und konnte über die geurteilte Sache nicht hinauskommen. Es war auch schwer; die Angriffe wurden unsaßbarer, hörten jedoch nicht auf. Genugthuung fand er darin nicht, daß man ihm hohe Ämter anvertraute. Da rieb er sich nur vollends auf. Er wurde Marineminister und trug in dieses Amt seine ganze eiserne Arbeitskraft. Er organisierte den Feldzug nach Dahomey. Später wurde er Finanzminister im Kabinett Casimir Perier und setzte wieder die letzten Kräfte an seine Aufgabe. Wie einst als kleiner Fabrikjunge in Lyon arbeitete er wieder vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Er gab manchmal schon um 6 Uhr morgens Audienz. Nie hat Frankreich einen fleißigeren Finanzminister gehabt und nie einen ärmeren. Er hatte einige demokratische Reformgedanken für das Budget. Zu den sozialen Fragen bemühte er sich freisinnig Stellung zu

nehmen nach dem Grundsatz: „Hilf dir selbst, so wird auch der Staat dir helfen.“ Er führte geschickt und fest die große Rentenkonzersion durch.

Endlich war er erschöpft, von Kränkung und Arbeit. Da wählten sie ihn mitteilidig zum Präsidenten der Kammer. Wenn der schwächliche, mittelgroße Mann täglich aus seinen Privatgemächern in feierlichem Aufzug nach dem Sitzungssaale ging, zwischen der Ehrenhecke präsentierender Soldaten, war er traurig anzusehen. Er hatte kaum noch die Kraft, zu gehen, und biß die Zähne vor Anstrengung zusammen. Schleppte sich qualvoll zu der glänzenden Höhe hinauf, der Dritte im Staate! Da saß er bleich, zusammengesunken, fand aber doch noch wunderbar die Kraft, stürmische Sitzungen zu leiten. Es war auch wieder eine Milde in sein Wesen gekommen. Er gebrauchte keine großen Worte mehr, das Geflatter und Vibrieren hatte aufgehört. Sah er jetzt von dieser Höhe verstehend in die Kammer, über das Parlament hinaus? Wuchs sein Geist, der bisher nicht über Mittelgröße gewesen, als er schon halb entrückt all die Politiker unter sich gewahrte? Welch eine Gestalt, dieser sterbende junge Präsident!

Jetzt ist er schön aufgebahrt. Der Staat muß ihn beerdigen, weil er nicht genug für die Leichentosten hinterlassen hat. Seine Kinder sind unversorgt. Ein fesselnder demokratischer Lebenslauf. Und jetzt ist noch die Frage, ob sich die Schilderung dieses Lebens wirklich zum Lesestück eigne für die Knaben der Demokratie?

13. Dezember 1894.

Unsterblich!

Mein Vordermann in der Kette, die wir vor dem Palais Mazarin bildeten, war ein Hausknecht. Ich entnahm es dem Gespräch, das er mit einem Ausrufer der Biographie Herrn v. Freycinet's führte. Der Ausrufer war höchst unzufrieden. Der Artikel Freycinet — Beschreibung samt Photographie — ging schlecht:

„Man möchte lieber Wolle krepeln. Für fünf Sous will keiner den Wisch kaufen. Da wars doch anders mit Boulevard. Man konnte manchmal zu Mittag essen. Und den Mörder vom Boulevard du Temple haben sie auch noch nicht. Es giebt keine Tagesgrößen mehr. Nein zum Verhungern! . . .“

Und sie begannen über Politik zu reden. Beide Intransigenten vom reinsten Wasser. Ich fragte mich nur, wie mein Vordermann zu der Eintrittskarte gekommen war, da doch ganz Paris den Sekretär der Akademie, Herrn Pingard, seit Wochen erfolglos belagerte. Das letzte Plätzchen war längst vergeben. Herr Pingard war sogar schelmisch genug gewesen, einige

hundert Personen mehr einzuladen, als der kleine Saal faßt. Sehe jeder, wo er bleibe. Über welche geheimnisvolle Einflüsse gebot dieser Hausknecht vor mir? Aber um dreiviertel Zwölf fuhr eine Equipage vor, eine Dame stieg aus, und mein Vordermann trat ihr seinen Platz ab. In dieser unanfechtbaren Weise wird die Kette von Klügeren durchbrochen. Die der Thür Zunächststehenden hatten ihre Plätze um 2 Uhr morgens einnehmen lassen.

Denn wie sich auch der Ausrufer beklagen mochte, Herrn v. Freycinet's Aufnahme in die Akademie war das große Ereignis des Tages. Ist es doch nichts Gewöhnliches, daß ein Ministerpräsident unsterblich wird. . . . Um 12 Uhr beginnt der Einlaß. Über eine beklemmend schmale Turmtreppe schiebt man sich seitlich hinauf. Ah, das ist also der berühmte Kuppelsaal! Wie eng, wie klein, altertümlich und einfach. Schon ist er voll. Die Galerien sind zuerst überfüllt. Jeder Winkel, jede Nische mit Menschen gestopft. Nur der kleine Cirkus unten ist noch nicht ganz besetzt; es sind fünf, sechs Reihen, die Sitze mit verblühtem grünem Samt bezogen. Die eine Rundhälfte den Mitgliedern des Instituts vorbehalten, die andere den Begünstigten erster Klasse. Viele Damen, die meisten in dem Alter, wo die Frauen über die Liebe die Nase rümpfen. Die Hutbänder nehmen philosophischere Farben an: Violett, Grün. Es ist nicht mehr die Zeit der Junirosen. Nach der Liebe und vor der Religion ergiebt man sich der Akademie. Wo ließe sich das kritische Alter besser zubringen, als bei der Ditteratur. Und die Herren! Dieselben, die man überall sieht, das eiserne Vieh der Öffentlichkeit: Träger von guten selbstgemachten Namen und von nur ererbten, Träger von Würden, Ämtern, Orden oder wenigstens von Kravatten. Dieselben, die man

überall sieht, wenn man gezwungen ist, das Tagebuch des Schiffes von heute zu führen. Dieselben, die man überall sieht, in der Attitüde, die sie nach längerer Überlegung als die ungezwungenste erkannt haben. Es sind Repräsentanten. Sie repräsentieren die Leistungen ihrer Jugend oder ihrer Vorfahren, die Gnade eines gekrönten Gebieters, die Laune von Volkskomitien oder die hülfreiche Gunst von Frauen. Sie sind bei allen Premieren und Leichenbegängnissen, beim Grand Prix, bei wilden Kammerdebatten, bei offiziellen Empfängen, auf allen großen Bällen, überall, überall, überall. Macht es sie lebensüberdrüssig oder erfüllt es sie mit Wonne, einander immer wiederzufinden, immer dieselben Gesichter zu sehen, tagtäglich, allnächtlich, rettungslos? Was ich zum Beispiel für mein Leben gern wissen möchte: ob auch sie manchmal über die Zwecklosigkeit des Daseins nachdenken wie wir anderen, die ihnen das Spalier bilden? Schwerlich. Sie müssen sich für sehr nützlich halten. Sie lesen ja täglich in den Zeitungen, daß sie antwefend waren, man bemerkte sie, sie reisten durch, sie weilten in unseren Mauern.

Und das zeigt uns so deutlich, wo wir sind: in Frankreich, in Paris! Das macht die unverlierbare Größe dieses Landes aus und erklärt sie. Die Achtung vor den Künsten, vor dem Geist ist hier so vorgeschrieben und unerläßlich, daß die „Antwefenden“ von Profession auch bei den Festlichkeiten der Litteratur sein müssen, wie wenn es ein Derbyrennen wäre. Das Völkerrecht hat den Ausdruck „Republik mit königlichen Ehren“. Eine solche Republik ist in diesem Lande die Litteratur. Ihr werden königliche Ehren erwiesen auch von jenen, die sie innerlich geringschätzen, die das Genie vorübergehen ließen, ohne es zu kennen, geschweige denn zu grüßen. Der Chef der

Regierung, der mächtigste Mann im Lande, Oberhaupt einer Armee von drei Millionen Soldaten, betreibt sich, als um eine höchste Auszeichnung, um die Aufnahme in die Akademie. Denn das ist nicht wie das Ehrendoktorat, das von gefälligen Universitäten den Mächtigen dieser Erde zu Füßen gelegt wird. Wer in die Akademie will, muß neununddreißig Besuche machen, bei Leuten, von denen einige vier Treppen hoch wohnen. Neununddreißigmal muß der Bewerber um diese Ehre bitten, die Leistungen angeben, deren er sich rühmen darf.

Der Saal ist voll. Noch immer kommen Nachzügler. Man stellt Füllbänkchen in die Gänge, Stühle in den leeren mittleren Kreis; die letzten müssen auf den Stufen hocken, die zum Tische des Akademiedirektors hinaufführen. Und jetzt strömen die Unsterblichen herein. Viel Ruhm! Man raunt sich die Namen der bekanntesten unter den berühmten zu. Dumas, Renan, Pasteur, Laine, Sardou. Der gebückte, bescheidene alte Mann dort ist der Herzog von Numale. Der Minister der Republik wird diesem Sohn des königlichen Hauses von Frankreich in seiner Rede eine Huldbigung darbringen. Der Herzog von Numale sitzt zwischen zwei bürgerlichen Unsterblichen, zwischen Claretie, dem Direktor der Comédie Française, und Ludovic Halévy, der ein so schönes, feines, Kühnes Profil hat; man möchte den Lustspieldichter mit dem Reiter schnauzbart für einen Oberst im Ruhestand halten. Und da ist Freycinet im grünen Palmenfrack zwischen seinen Akademietauspaten. Der Kriegsminister von Frankreich, der sich doch schon in einem Feldzuge — 1871 — ausgezeichnet hat, trägt heute zum erstenmale einen Degen an der Seite. Er hat auch keinen Orden an der Brust. Freycinet schiebt sich schüchtern herein, seine klugen Auglein suchen eilig den Saal ab, unter dem kurzen weißen

Bart irrt und verschwindet ein kleines verlegenes Lächeln; er ist heute mehr als je „die weiße Maus“.

Wie voll der Saal jetzt ist, läßt sich gar nicht sagen. Es könnte keine Stecknadel fallen, ja nicht einmal ein Minister. Überflüssig, die Thüren zu schließen; da kann niemand mehr herein — und hinaus. Wenn jetzt eine Panique ausbräche. . . . Nein, denken wir es nicht aus, die Welt verlöre zu viel in diesem kleinen Ruppelsaal.

Der neue Unsterbliche, Herr Charles Louis de Saulces de Freycinet, hat das Wort. Er steht auf und liest. Was wird er uns über seinen Vorgänger sagen, das wir nicht schon wüßten? Es hieß, er werde Emile Augier den Politiker behandeln. Ja, war Augier denn ein Politiker? Mit dieser Frage gerät man in ein Dickicht alter Irrtümer. Ein Tuchhändler, ein Landwirt, ein Ingenieur, ein Pfarrer, ein Advokat sprechen über öffentliche Angelegenheiten — man hört ihnen achtungsvoll zu. Ein Dichter spricht über dieselben Gegenstände — nehmen wir an: über Steuern, Schulfragen, Rechtspflege, Wahlordnung — man lächelt ironisch. Warum? Es ist offenbar die beste Vorbereitung für die Staatsgeschäfte, längere Zeit ein Krämer von Kleinigkeiten zu sein. Dieser Gedanke ist von Augier. Wenn ich nicht irre, läßt er ihn durch den guten Bourgeois Verdelet im „Gendre de Monsieur Poirier“ ausdrücken.

In der Politik, wenigstens in der gegenwärtigen, arbeitet man mit Begriffen von geringer Höhe der Abstraktion: der Handwerker, der Bauer, der Händler, der Beamte, der Fabrikarbeiter, der Unternehmer, höher der Steuereinzahler, der Wähler, der Staatsbürger. Die Dichtung handelt vom Menschen. Die Politik kennt die Gemeinde, den Bezirk, das Land. Aber die Dichtung befaßt sich mit einer höheren Abstraktion: mit der Welt.

Und wer die Welt aufzufassen vermag, der wäre unfähig, den Staat zu begreifen? Jedenfalls hat Emile Augier das Gegenteil bewiesen. Er war ein großer Politiker, und zwar nicht nur in seinen politischen Satiren „Les Effrontés“, „Le fils de Giboyer“. Er stand mitten in seiner Zeit, war kein Wolkenkuckucksheimer, sah und zeigte, was vorging, deckte Notstände auf, geißelte die öffentliche Verderbnis, wie wenn er ein geachteter Volksvertreter gewesen wäre, sann aber auch auf Abhülfe und fand sie in den glanzlosen spießbürgerlichen Tugenden, für die er sein Publikum zu entflammen wußte. Er war aus dem Geschlechte der großen Spießbürger, deren gezähmte, häßliche und lächerliche Entartung die kleinen Spießbürger sind. Er war ein sehr naher Verwandter des Gottfried Keller von Zürich, wie dieser lachlustig und ernst, mit einem geklärten Sinn für die Wirklichkeit und voller Liebe für das „ungezeichnete Stammholz aus dem Waldbesiddicht der Nation“, wie Herr Gottfried sagt. Es ist ganz wunderbar, wie ähnlich in ihrem Wesen diese beiden sind: der Stockfranzose und der Vollblutgermane. Vielleicht kommt es daher, daß sie beide Menschen waren.

Augier war auch ein Antiklerikaler, und da es der Zufall fügte, daß Herr v. Freycinet zwischen zwei Tagen kirchenpolitischer Debatte seine Aufnahme Rede in der Akademie hielt, so machte man sich auf kleine Pikanterien gefaßt. Aber seine Abhandlung über Augier war weder ein Nachhall dessen, was er gestern im Senat gesagt, noch ein Vorklang seiner morgigen Kammerworte. Er sprach über den Politiker, Moralisten und Dichter Augier mit derselben schlichten Sachkenntnis, der leise umschleierten Stimme und der sparsamen Gestikulation, die wir an ihm aus den Kammerverhandlungen kennen. Hier hat er freilich keine Unterbrechung zu fürchten von dem Dränger Pelletan und dem

Droher Cassagnac. Hier kann er seine kleine Lieblingswendung nicht anbringen: „Ich habe den ehrentwerten Kollegen ruhig angehört, — lassen Sie auch mich ausreden.“ Hier läßt man ihn ausreden, und vielleicht fühlt er zum erstenmal, wie unangenehm es für den Redner ist, nicht unterbrochen zu werden. Der Bach sieht weniger großartig aus, wenn keine Steine da sind, über die er hinweg muß. Es ist kein Schäumen, nur ein Plätschern, aber das Wasser ist klar.

Herr v. Freycinet hatte die Aufgabe, einen großen Dramatiker zu schildern. Er nahm sich also dessen sämtliche Werke her und las sie aufmerksam durch. Ein kritischer Standpunkt war nicht einzunehmen, er bewunderte demnach die Dramen gelassen von Anfang bis zu Ende. Er hätte gewiß auch tadeln können, denn mit seinem tastenden Scharfsinn findet er alles heraus, wenn es nötig ist. Dabei sprach er dennoch ganz unbefangen, nüchtern, unbeeinflußt, mit der stillen Sicherheit eines offiziellen Berichterstatters, der über Bekanntes, Oftbeschriebenes eine Denkschrift auszuarbeiten hat. Er ist der Mann der langen Aufgaben, der großen Geduld. Der Zug, den der Akademiedirektor Gréard erzählt, ist charakteristisch: Freycinet hat das Wörterbuch der Akademie dreimal durchgelesen. Um seinen Wortschatz zu bereichern wendet er sich nicht an Dichter und Denker, von denen er die Gabe mit Rosen bekränzt erhielt, sondern geht in den Wortspeicher hinein. Ist eine Fachkenntnis erforderlich, er erwirbt sie. Er kann sich in alles hineinarbeiten. So ist er das Muster eines modernen parlamentarischen Ministers, der heute Leiter des Handels, morgen Oberhaupt der Armee, dann wieder Finanzverwalter, Justizpfleger, Ordner der öffentlichen Arbeiten oder Diplomat wird. Und über alles spricht er

sachlich und — ausweichend. Das Logausche Epigramm fällt einem dabei ein: „Technikus kann alle Sachen . . .“


Wenn man nach dem Worte sucht, in das eine solche Persönlichkeit zu fassen wäre, möchte man vielleicht dieses finden: er ist ein Spezialist für sämtliche Fächer. Ist er in ein Fach eingetreten, so sieht er nicht über die Mauer. Er ist der Mann der fleißigen Details, ein Rechner mit unbekanntem Kleinheiten, und in der Nützlichkeit beinahe ein Genie.

Während der neue Unsterbliche die unbestreitbaren Wahrheiten über Emile Augier verliest, kann man sich durch die Beobachtung des Publikums auch unterhalten. Manche sind zu bewundern, so gut spielen sie das ungeheuchelte Interesse. Die Akademiker kennen die Rede und die Gréardsche Antwort seit acht Tagen, sie sind aber lebenswürdig genug, sich von allen unerwarteten Wendungen überraschen zu lassen, wie der Ehemann von den gestickten Pantoffeln am Geburtstage. Es war ein Genuß, Alexander Dumas zu betrachten. Leider wußte er es. Die Beobachter denken selten daran, daß der Beobachtete sein Bild in ihren Augen sucht. Er sieht, was sie in ihm sehen. Ein Zusammentreffen zweier Psychologen, die sich gegenseitig auf den Grund der Seele blicken, müßte etwas Pudelnärrisches an Überfeinheit sein. Alexander Dumas wußte, daß er jemanden vor sich hatte, der ihn scharf beobachtete, dieser jemand war das Publikum. Alexander Dumas verlor sich keinen Augenblick. Undurchdringlich blieben seine Züge. So steinern wird er auch auf dem Denkmal aussehen, das man ihm nach seinem Tode errichten wird. Er ist schon jetzt in die Skulptur eingegangen. Der Unsterbliche, wie er sein soll. Vielleicht denkt er an den Tag, wo mit derselben prunkhaften Klüftung wie heute seiner in diesem kleinen Kuppelsaal gedacht werden wird.

Wer wird dann auf dem noch mehr verblichenern grünen Samt dieser Bänke sitzen? Denkt er an die spätere Zeit, wo man fragen wird: „Wer war Freycinet? Ah ja, einer der Ministerpräsidenten, die zu Lebzeiten Dumas des Sohnes regierten . . .“ Er sitzt und hört Herrn v. Freycinet zu, unbeweglich, undurchdringlich, unsterblich. Er klatscht nicht Beifall, mit dem Kopfe nickt er nicht und er lächelt nicht. Wie aber der Redner sagt: „Augiers Bühnenwerk dient ewig der Sache des Guten, die noch geheiligter ist, als die des Schönen,“ da wendet sich Dumas mit einem Streifblicke sekundenlang zu seinem Nachbar. Das war ein Protest. Und Pelletan mit seinem heißen Tribunentalent, Cassagnac mit seinem kaltblütigen Troke werden niemals Herrn v. Freycinet so heftig widersprechen können, als es dieser eine Blick that. Man muß die Ausdrucksmittel zu beherrschen wissen . . . Nun ruht die Bildsäule wieder. Und so bleibt sie auch während der akademisch-graziösen Rede, mit welcher Herr Gréard den neuen Unsterblichen spitz und fein willkommen heißt. Herr Gréard kann aber nicht von Augier sprechen, ohne Dumas zu feiern. Es geschieht. Da blicken alle nach ihm hin, nach dem Unbeweglichen, Undurchdringlichen. Die Abendsonne des Ruhmes fällt auf dieses Denkmal. . . . Die Unsterblichkeit muß wahrhaftig ein höchst angenehmes Gefühl sein; besonders so lange man noch lebt.

Dezember 1891.

Eine Faust.


 in Borgia! sagt der „Intransigeant“. Aber die Nachwelt, die das Bildnis des neuen Cäsar Borgia, gemalt von einem der vielen jetzt lebenden Rafaels oder wenigstens Bonnats, überliefert erhalten wird — die Nachwelt dürfte sehr erstaunt sein. Unter den großen Giftmischern ist Constans vielleicht der dickste. Es ist das auch einer seiner schlauen Züge. Er ist offenbar absichtlich dick. In einem fetten Leibe vermutet man keine schwarze Seele, und das kommt dem Borgia von Toulouse natürlich sehr zu statten.

Wenn der Rafael (wie gesagt: schlimmstenfalls der Bonnat) Herrn Constans in dessen Lieblingspose festhalten will, muß er ihn mit verschränkten Armen dastehen lassen. Das ist das einzige an ihm, was energisch aussieht. Denn das runde, von kurzem, grauem, wohlgepflegtem Bart umgebene Gesicht ist das gemütlichste, das man sich denken kann. Diese entschlossene Haltung erinnert noch an die wüste, die catilinarische Zeit, als er gegen Boulanger im Felde lag. Aber der brave General ist tot, und der Minister des Innern hat jetzt schon Augenblicke,

wo er weniger historisch aussieht. Da lösen sich die Arme vom umfangreichen Brustkorb, und beide Hände stützen sich auf die Ministerbank, auf welcher Constans so viel Platz einnimmt. Von unserem Lugaus auf der hohen Journalistentribüne, wo alles in einer so wunderlichen Verkürzung erscheint, sieht es aus, als ob sein Leib gepölzt werden müßte. Er trägt immer einen feierlich glänzenden Salonrock, einen jener Salonröcke, in denen Bonnat Meister ist. Wenn man Constans in dieser seiner unmodernen Eleganz sieht, denkt man sich unwillkürlich: Ah, das muß der Traum seiner Jugend gewesen sein — immer einen solchen wunderschönen Rock anhaben zu dürfen. Er hat es erreicht. Der Weg, den er zurücklegte, war der gewöhnliche des Berufspolitikers. Anfangs ein wenig ziellos, durch allerlei Gestrüpp. Ursprünglich Advokat, ging er nach Spanien, befaßte sich mit Handel und Industrie — wenn Felix Ribeyre, der Biograph des Parlaments, gut unterrichtet ist. Später wurde Constans Professor der Rechtswissenschaft in Douai, in Dijon, endlich in Toulouse. Bei den Gemeindevahlen kam er ins Freie hinaus. Da lag die Heerstraße der Politik vor ihm. Mit dreiundvierzig Jahren — 1876 — kam er zum erstenmale in die Kammer, und anfangs der achtziger Jahre wurde er zum erstenmal Minister. Er war es, der die Verordnung gegen die geistlichen Körperschaften mit Wucht ausführte. Eine Faust! Er war erkannt. Und bald hatte er unter seinen Freunden so viele Feinde, daß man ihm die höchsten Ehrenstellen anbot — recht weit von Frankreich. Man ernannte ihn zum Botschafter in Peking. Er ging übers Meer. Als er zurückkehren wollte, machte man ihn zum Generalgouverneur von Indo-China. Er kam dennoch zurück, er wollte lieber ganz einfach Abgeordneter von Toulouse sein. Der Gasconner Scherz fällt einem dabei

ein: Was die Garonne alles sein könnte, wenn sie wollte. Sie brauchte nur in einer andern Richtung zu fließen, da würden sich die allergrößten Ströme in sie ergießen. Den Rhein nähme sie in sich auf, die Donau wäre für sie nur ein Schluck, weiter würde sie ihre gewaltigen Fluten wälzen, der Wolgastrom müßte ihr dienen, bis sie sich endlich, ein Meer, in den fernsten Ocean ergöffe. Aber nein, die Garonne liebt ihr Ländchen und bleibt fein in der schönen und wahrheitsliebenden Gascogne. Er hatte Recht, Constans, daß er nur Deputirter von Toulouse sein wollte.

Eine Faust! Die Freunde hatten sich vor ihr gefürchtet, aber die Gegner bekamen sie zu spüren. Die Boulange! Herr Floquet, der Ministerpräsident, vermochte der Boulange nichts anzuhaben. Und doch hätte er den tapferen General beinahe im Duell erlegt. War Floquet so auch zu unerwartetem Fechterruhm gelangt auf seine alten Tage, im Parlamente wußte er sich gegen den Kriegshelden nicht zu behaupten. Da trat im Februar 1889 Constans in das neugebildete Kabinett Tirard als Minister des Innern. Er übernahm das Portefeuille, wie eben ein Abgeordneter der Majorität ein Portefeuille übernimmt. Und plötzlich war er der helfende Mann. Er zog eine Fechterfinte auf und stach dem braven General eine tödtlichere Wunde in die Blöße, als je ein anderer. Ohne viel Aufhebens, ohne alles Geschrei, mit einer Kleinigkeit, mit einer gutmütigen Schlaueit, einer Finte. Das Geschichtchen ist so wohl bekannt, wie er auf seinem Schreibtisch „unvorsichtig“ einen Zettel liegen ließ, der den Befehl enthielt, B., R. und D. zu verhaften; wie Boulanger, Rochefort und Dillon entflohen, als ihnen ihr Rundschafter, ein „Freund“ des Ministers, die Schreckensnachricht überbrachte. Man hat

darüber viel gelacht, die Übertölpelten schäumten, und der Boulangismus ist daran gestorben. Denn diese Faust weiß zu zermalmen. Gambetta sagte: „Bis in eure letzten Schlupfwinkel werde ich euch verfolgen.“ Aber Constans that es, thut es noch. Frankreich hat sich gewöhnt, in ihm den Erhalter der Ordnung zu sehen. Und wenn der Bourgeois mit dem 1. Mai geneckt und erschreckt wird, so antwortet er, vielleicht mit leise zitternder Stimme: „Ja, aber wir haben Constans.“

Kann man sich darüber wundern, daß es um ihn her aufzischt von einem züngelnden, giftsprühenden Haffe? Gerade die größten Lärmmacher sind ja seine Feinde. An ihrer Spitze einer der geistreichsten Männer Frankreichs: Henri Rochefort! Wenn dieser widerspruchsvolle Marquis gelegentlich einmal in seinen „Intransigeant“-Artikeln nicht den wilden Mann spielt; wenn er sich aus seiner politischen Verirrung zufällig auf den rechten Weg der Schicklichkeit verirrt, ist man eigentümlich überrascht von der Grazie und Feinheit dieser Feder. Es giebt Gerichte, vor welchen man die Adelsanmaßung verfolgen kann, aber keines für das Vergehen des Pamphletisten, der jetzt in London sitzt: die Pöbelsanmaßung. „Henri v. Rochefort-Luçan,“ müßte die Anklage lauten, „Henri Rochefort, was haben Sie aus Ihrem Talent gemacht!“ Aus den sumpfigsten Niederungen des Argots holt er sich die Ausdrücke, mit denen er täglich Constans unerhörter Schandthaten beschuldigt. In Frankreich darf man ungestraft alles sagen, alles schreiben und — wie der „Intransigeant“ behauptet — auch alles thun. Wir, die mit der kühleren und höflichen Teilnahme des Fremden die Erscheinungen betrachten und an die Borgia-Märchen nicht recht glauben, wir werden uns dabei höchstens sagen: Wie stark muß die Regierungsform eines Landes sein, in dem man solche

Angriffe auf einen Minister gestattet! Gibt es aber Leute in Frankreich, welche durch die Versicherungen des „Intransigeant“ überzeugt sind, daß Constan ein Mörder, Dieb, Schänder und Betrüger sei? Vermutlich gibt es unter den Lesern auch Köpfe solcher Art, mit einer vom billigen Roman getrauten Einbildung — aber bei diesen sind die „Verbrechen“ des Ministers nicht geeignet, sein Prestige zu vermindern. Im Gegenteil. Wahrhaft volkstümlich wird man nur als Missethäter. Mit welchem Schimmer von Wahrscheinlichkeit werden nun diese Schauerfagen ausgestattet? Wo sind die Beweise, die Zeugen? Es gibt natürlich keine, denn wessen ihn seine Ankläger zeihen, das soll er in fernen Ländern begangen haben, aus denen nur dunkle Gerüchte herüberbringen. Diese Länder sind: seine Jugend und China.

So hat er denn auch immer lächelnd und verächtlich geschwiegen; hat sich aus seiner Ruhe nicht herauschmähren lassen. Im Kriege, wie im Kriege. Wenn man auf den Boulangistenbänken arge Worte zu ihm hinüberrief, saß er freundlich schmunzelnd da, mit verschränkten Armen. Er spricht auch selten. Selbst über sein Budget verliert er nicht viel Worte. Er braucht es, man soll es ihm bewilligen, oder er geht. Er ist kein Redner, er ist ein Thäter. Wenn er aber schwerfällig aufsteht und mit dem Gang des dicken Mannes, der zu kleine Füße hat, durch das Halbrund vor dem Präsidium der Tribüne zuschreitet, verstummen alle Einzelgespräche. Untertwegs tauscht er noch Händedrücke aus, seine rechte und seine linke Hand sind darin gleich geschickt, gleich herzlich und treu, er legt noch im Vorübergehen den Arm südländisch vertraulich um die Schulter irgend eines Abgeordneten, den er wahrscheinlich nicht ausstehen kann; es sieht aus, als lehnte

er sich an den einzigen Freund, den ihm Gott beschied. Dann schwankt er die Tribüne hinauf. Er spricht. Welch eine Überraschung! Der energischste Mann von Frankreich hat eine zaghafte, leise, heisere Stimme, ganz ohne Kraft und Nachdruck. Dafür besitzt seine Aussprache eine höchst komische Färbung, den Accent des Südens, an den Knoblauchdunst erinnernd, der durch die Speisen der Leute dort unten zieht. Wie würde man über ihn lachen, wenn er sein Land und die Welt nicht gelehrt hätte, ihn ernst zu nehmen.

So hat er auch an jenem Tage seinen Sitz verlassen, als ihn Francis Laur auf der Tribüne beleidigte, und ist kaum viel hastigeren Schrittes, nur etwas bleicher, durch das Halbrund geschritten, der Treppe zu, die Laur ahnungslos herunterkam. Und plötzlich fauste die Faust, aber nicht mehr figürlich, in das grinsende Gesicht des Abgeordneten von Neuilly. Wer begreift diese Wallung eines Scherbeleidigten nicht? Die Hämischen, die Rager und verschämten Ankläger sagen freilich, daß es eine oratorische Wallung gewesen, ein scharfsinniger Jähzorn, um eine Antwort zu ersparen.

Wenn wir die Dinge und Menschen der Politik vor uns sehen, möchten wir zuweilen lachen über die Kleinheit der Mittel, mit denen ein Staat regiert, ein Volk zusammengehalten oder verhehrt und oft die größte Sache durchgeführt wird. Der große Staatsmann ist vielleicht derjenige, der aus einer tiefen Überlegung heraus sich nur kleiner Mittel bedient. Die Macht eines Politikers gründet sich auf die Hoffnung oder die Furcht. Boulanger, der einen Augenblick bedeutender Macht hatte, und sie nur für seine Eitelkeit zu benutzen verstand, war ein Künstler im Erwecken von Hoffnungen. Aber Constans,

der am frühesten seine Schwäche erpähete, spielt virtuos auf der Furcht.

Man führt die Menschen mit der Hoffnung. Man hält sie nur zusammen mit Hülfe der Furcht.

Ende Januar 1892.

Herr Albert v. Mun.

Die Deputiertenkammer hat zwei wunderschöne Debatten, die von Zeit zu Zeit wiederkehren. Dann herrscht in dem „Saal der verlorenen Schritte“ ein heiter bewegtes Treiben. Drin im Saale — der verlorenen Reden — sind die Bänke gut besetzt. Abgeordnete, die einander lange nicht gesehen, begrüßen sich herzlich. Es ist doch prächtig, daß wieder einmal eine Kolonial- oder Kirchendebatte stattfindet. Man sieht seine alten Bekannten, bewundert ihr Gedächtnis, denn sie halten beinahe wörtlich dieselben Reden, wie in der letzten, vorletzten ersten Kolonial- oder Kirchendebatte. Die Unveränderlichkeit der Rede ist häufig ein Zeichen, daß ihr auch noch dieselbe Gesinnung zu Grunde liegt . . . Manchmal fällt ein Ministerium unversehens über eine solche Frage, und nicht selten bleibt es zu seinem größten Erstaunen am Leben. In keinem Falle ist der Schaden zum Verzweifeln groß. So kommt es, daß alle diskreten Spötter diesem Schauspiel freundlich nickend und lächelnd zusehen. Im Lande aber ist die Wirkung vorzüglich. Der Bürger Wähler sieht, was er an seinem Bürger Ab-

geordneten für ein Juwel besitzt. In Bezirken, die einen starken Zwischenrufer in die Kammer entsendeten, herrscht dann festliche Stimmung. Das Blatt mit dem Parlamentsberichte wandert von Hand zu Hand. „Té, der zeigt es ihnen! Er hat schon wieder dreimal unterbrochen!“ . . . Na, und wenn er gar zur Ordnung gerufen wurde — da drücken sich die Republikaner oder Monarchisten, die eine so glückliche Wahl getroffen haben, in stummem Stolz die Hand.

Eine dieser freundlich anmutenden Debatten, in denen man sich mit der größten Kaltblütigkeit erhitzt, ergabte uns vor einiger Zeit nicht unbeträchtlich. Es sprach ein Redner der Rechten und huldigte den glänzenden oratorischen Gaben, die Graf Albert Mun in dieser Diskussion wieder einmal gezeigt hätte. Dann sprach ein Redner des linken Centrums, wo die feinen Bourgeois sitzen, die Aufgeklärten, Freisinnigen — Unpopulären. Auch dieser Redner huldigte den glänzenden oratorischen Gaben des Grafen Albert Mun. Dann kam ein anderer und huldigte den glänzenden u. s. w. Sprach der Unterstaatssekretär der Kolonien und huldigte u. s. w. Ja, es ergriff an diesem Nachmittage keiner mehr das Wort, der nicht den glänzenden u. s. w. gehuldigt hätte. Es wurde allmählich komisch. Als aber auch die Radikalen, seine geschworenen Feinde, kamen und mit dem Temperament, das sie in alles hineinbringen, den Grafen Albert Mun zu loben anfangen, weil er den dem ihnen entgegengesetzten Standpunkt in der Kolonialpolitik so schön vertreten hatte, da lachte man im ganzen Hause vergnügt. Indessen saß Herr v. Mun still auf seiner ersten Bank der äußersten Rechten und machte zu all dem auf ihn niederprasselnden Lobe ein so höflich spöttisches Gesicht, daß er jeden mit seinem Erfolge versöhnte. Und wie ihn die Gegner mit

Pränzen betarfen, da rieb er sich mit Daumen und Mittelfinger die Nase, um hinter der Hand lachen zu können.

Und welche war die Rede, deren Glück er mit so liebenswürdigem Takte ertrug? Keine ungetöbliche Leistung, kein neuer Gedanke, höchstens eine beim Redner neue Ansicht, wie Camille Pelletan nachher schonungslos nachwies. Denn Graf Mun hatte nicht immer für koloniale Ausdehnung geschwärmt. Auch die litterarische Form der Rede war nicht bemerkenswert. Darin sind ihm viele in dieser Kammer überlegen, die genug Journalisten von großer Klasse enthält. Seine Reden sind immer sorgfältig und gewöhnlich, scheinen fleißig ausgearbeitet zu werden, obwohl sie hell dahinfließen wie gelungene Improvisationen, und sie sind voll einer weltmännischen Verbindlichkeit, die so weit geht, niemandem eine geistige Anstrengung zuzumuten. Aber es ist ein Ton in seinen Worten, der mitreißt. Nicht etwa die gemachte südländische Wärme; er ist im Gegenteile kühl, spröde, gemessen. Er spricht Fanfaren, doch ist es nicht das blecherne Geschmetter, wie es manche Patrioten von Beruf trompeten. In jener Kolonialrede schaltete er plötzlich eine persönliche Erinnerung ein: „In meiner Jugend, als ich mit meinem Regiment in Afrika stand . . .“ Und diese ungeduldige Kammer, die an erhitzten Tagen dem Sprecher auf der Tribüne das Leben sauer macht, hörte gefesselt zu, als Herr Albert v. Mun schilderte, wie ihm als jungem Offizier in Afrika zu Mute gewesen. Die Autorität, die er sich durch sein immer gutes Benehmen und seine klare Bestimmtheit im Hause erworben, reicht nicht hin, um diese Erscheinung zu erklären. Es war der Fanfarenklang, dem man lauschte, und diese Behauptung wird niemand lächerlich finden, der die unmittelbare Wirkung öffentlicher Reden beobachtet hat. Versammlungen

werden wie andere nervöse Wesen durch die Farbe einer Stimme gereizt und beschwichtigt, aufgerührt und bezaubert. „Dans ma jeunesse!“ so könnte auch eine der langgezogenen, elegischen und kühnen Jagdromane heißen, die man auf der Heimkehr von der Hirschjagd bläst. Das erzählt von ritterlich verbrachter Jugend, vom körperlichen Glück der Jagd, des Krieges, von allem, was tapfere Herzen erfreut.

Im Italienischen giebt es ein Wort, das ihn bezeichnet: „simpaticone“. Sympathisch ist dieses offene Gesicht mit den hellen, ehrlichen Augen. Die Haare haben sich zurückgezogen, die Stirne ist dadurch gedankenvoller geworden; auch der kleine Schnurrbart schon ziemlich angegraut, aber doch noch ganz munter aufgezwickelt, wie „in meiner Jugend“. Die Gestalt aufrecht, ohne die gewisse Schneidigkeit gewesener Kürassiere. Die Bewegungen beim Reden ungezwungen, ungekünstelt . . . Man kann sich denken, was die Royalisten auf ihn hielten, der mit seinen köstlichen Gaben die verlorene Sache vertrat, der auf alte, überlebte politische Ideen etwas wie einen Schimmer von Neuheit zu breiten verstand, der die rüdere Sprache von Arbeiterversammlungen mit ebensolchem Glück zu reden wußte, wie die des Palais Bourbon. Von den spanisch weißesten der Royalisten angefangen bis zu den tricolorer angehauchten und vom Boulangismus Heimgekehrten hatten sie alle für ihn ein süßes Lächeln. Der finsterbärtige Baudry d'Affon blickte freundlicher drein, wenn Albert Mun das Wort hatte. Er war der Liebling der ganzen Rechten, angebetet und verzärtelt wie ein erster Tenor und selbst für die Gegner ein Simpaticone! . . . Mitten in dieser Verwöhnung blieb er frisch und gesund.

So gesund, daß jetzt die ganze Herrlichkeit ein Ende hat. Baudry d'Affon wird ihm nie mehr zulächeln. Herr Albert

v. Mun wäre heute schon in die Reichsacht gethan, wenn der König von Frankreich regierte. Um — freilich hätte Herr Albert v. Mun seinen König nicht verlassen, wenn dieser regierte!

Man wollte es sich gar nicht glauben, als aus Grenoble die erste Kunde kam! Mun! Albert Mun hätte die Republik anerkannt, hätte seinen jüngeren Freunden empfohlen, sie auch anzunehmen, freimütig, offen, ohne jeden Hintergedanken, so wie es der Papst in Rom verlangt! Dann wiederholte er seine Erklärung in Lille. Also wahr! Was will er, der Unselige? fragten sich die Weißen mit der Lilie. Er möchte eine Partei französischer Tories bilden, er möchte vielleicht — auch einmal regieren. Er hat die rednerischen Triumphe satt. Er ist es müde, zuzusehen, wie sich die königliche Sache abbröckelt, wie ein König verlassen wird, der sich selber schon längst verließ.

Allerdings läuft ein Albert Mun nicht von der Fahne weg wie irgend ein Marodebruder. Er fällt ab wie ein großer Basalt. Er schleicht nicht davon, sondern zieht mit Waffenklirren, edlen Geberden der Abtrünnigkeit und wehenden Fahnen aus dem Lager. Denn es ist ein Ereignis von höchster Wichtigkeit eingetreten. Der Papst hat sich gegen den Lehensherrn erklärt, und dadurch ist jeder Mann von seinem Eide und seiner Treue gelöst.

Ja wohl, das ist ein großer Papst, der jetzt in Rom regiert, wie schon lange keiner regierte. Es giebt gute, dicke, alte Opportunisten mit träger werdendem Verstande, die den Papst loben und preisen, weil er ihre Republik so rückhaltlos anerkennt. O, er ist über den Opportunisten, hoch, weit, wie er sich auch stärker als Gewaltmenschen erweist. Hat er wirklich der Republik einen Dienst erwiesen, ja auch nur erweisen wollen? Welches Zugeständnis bekam er denn? Ist diese Republik nicht

genau so „feindselig“ gegen die Kirche, wie sie war? Gönnt sie sich nicht gerade jetzt einen schneidigen Justizminister, der die „bestehenden Gesetze“ schwingt? Dieser kluge Papst sähe das nicht? Viel eher will uns scheinen, daß er seinen Getreuen helfen wollte, als er ihnen so strenge befahl, etwas zu thun — wozu sie die größte Lust hatten. Welch ein Meister in der Menschenkunst, der das Schwinden alter Überzeugungen so scharf herausfühlt und die Schwäche einer im Mißerfolge unmutig gewordenen Schaar so großartig zu verbergen weiß.

Aus eigenem Antriebe wäre Graf Albert Mun dennoch nie zur Republik gegangen, ob es ihn auch gelüstete. Denn er war durch sein Talent der vorderste Mann ihrer Gegner. Auf ihn immer die Blicke gerichtet. Bald nach seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit hatte man ihn als den neuen Montalembert ausgerufen. Einen solchen Ruf muß man rechtfertigen und standhaft bei der Fahne bleiben. Mun brauchte einen Befehl, er hat ihn bekommen. Er gehorcht mit Vergnügen. Erkennt die Republik an, wie — wahrhaftig, wie Montalembert!

Mun kann sich Herr Albert v. Mun ganz der Aufgabe widmen, die sociale Frage katholisch zu lösen. Nach „Unserer lieben Frau in der Fabrik“, heißt die Vereinigung, von der wir in der Kammer hörten. Es scheint, die Arbeiter in vielen Fabriken des Nord-Departements müssen sich selig machen lassen, sonst werden sie weggeschickt. Sehr viele ziehen diese Seligkeit dem Hunger vor, und darum geht es in solchen industriellen Etablissements überaus fromm zu. Werden die Arbeiter durch den Mangel der Gewissensfreiheit darüber getröstet, daß ihnen vieles andere fehlt? Der Versuch ist vielleicht interessant, gewiß ist er nicht neu. Aber man erfährt bei dieser Gelegenheit, wie die Arbeiterkreise des Nord-Departements beschaffen sind, vor denen

Graf Albert mit so schönem Erfolge seine socialistischen Reden hält. Von dort wird er sich auch in die Kammer schicken lassen, wenn seine Royalisten in Morbihan nichts mehr von ihm wissen wollen. Und geht es nicht von selbst, die Fabrikanten werden schon seiner Beliebtheit kräftig nachhelfen. Er hat es um sie verdient. Zeigt er doch, wie man die Darbenden befriedigt: man betreibt sie zum Verzicht!

Nein, die Lösung ist nicht neu, obwohl sie manchmal bis zur Unkenntlichkeit modern aufgepußt wird. Merkwürdig ist nur, daß neben den edelsten Schwärmern von jeher auch die größten Betrüger diese Lösung für die einzig richtige erklärten. Albert v. Mun gehört vielleicht zu jenen, die es ehrlich meinen. Aber weiß er, wem er dient, der großmütige Löser der socialen Frage? Bei „Unserer lieben Frau in der Fabrik“ sieht man das Ergebnis. Für Arbeit Heiligenbilder!

Das neue Drucksystem ist gar nicht übel.

Mitte Juni 1892.

Soubeyran.

Er sah aus wie ein Pfarrer, wie ein Landpfarrer aus Oberösterreich. Mittelgroße, sehr stämmige Gestalt, immer ganz schwarz gekleidet, schwarz von den Stiefeln bis zur Krawatte, nur auf der linken Brustseite der rote Tropfen der Ehrenlegion. Auf dem Rumpf sitzt ein wie mit Arthieben zugehauener grobzügiger großer Kopf, das Gesicht gerötet und glatt rasiert. Ein breiter, fest zusammengepreßter Mund. Eine stattliche Nase. Ein vorspringendes trotziges Kinn. Über der ganzen Person etwas Geheimnisvolles, Furcht, Vorsicht oder Respekt Einflößendes. Sichere, großartige oder huldvolle Gebarden, die zu imponieren sehr geeignet waren. Nur wenn man ihm näher in die Augen sah, bemerkte man, daß es die verschmitzten Auglein eines verdächtigen Schlaumeiers waren. Der Mann, der in der Ferne wie ein überlegener Staatsmann aussah, war in der Nähe mehr wie ein kniffiger Agent geheimer Geschäfte anzusehen.

Energische Knaben spielen gerne Räuber und Gendarmen. An dem, was sie lieber vorstellen, läßt sich früh ihr Charakter

erkennen. Georges de Soubeyran hat es wohl immer vorgezogen, Räuber, und zwar Räuberhauptmann zu sein. Als er in die männlichen Jahre kam, sah es freilich zunächst so aus, als wollte er ein bedeutender Gendarm werden. Das war unter dem zweiten Kaiserthum. Er trat in den Staatsdienst, und wenn man aus seinen später zum Vorschein gekommenen Fähigkeiten, aus seiner Lust zu geheimen Unternehmungen, gewaltsamen Streichen, Überraschungen, Listen und Ränken schließen kann, wäre er vielleicht ein nicht gewöhnlicher geheimer Staatsmann geworden, ein Polizeipräfekt ohne Vorurteile oder sonst etwas zugleich Abenteuerliches und Autoritäres. Aber das zweite Kaiserthum war bereits solid geworden, und in dieser Gründung war für ihn nichts mehr zu holen, als er nach beendigten Rechtsstudien ins praktische Leben hinauskam. Er trat, zwanzig Jahre alt, in das Finanzministerium ein. Drei Jahre später nahm ihn Achille Fould ins Staatsministerium hinüber. Da wurde er bald Kabinettschef, Ritter der Ehrenlegion und gab verschiedene Proben seiner vielseitigen Verwendbarkeit. Er war sehr fähig, zu allem sehr fähig.

1860 ernannte man ihn zum Vizegouverneur des Crédit Foncier. In dieser Stellung erhielt er sich durch achtzehn Jahre und ersparte sich fünfzig Millionen Franks, eine Sparleistung, die um so höher anzuschlagen ist, als er dabei einen der größten Rennställe Frankreichs hielt, Paläste und Landhäuser ertwarb und sich nichts vom Munde absparte. Anderen hätten solche Leistungen die größte Mühe gemacht — er brachte sie spielend zuwege.

Und durch dreißig Jahre nahm er mit seinen Equipagen die Mitte des Fahrdammes ein. Soubeyran hie, Soubeyran dort! Überall scholl einem der Name Soubeyran entgegen.

Die jungen Geschäftsleute, die von vierspännigen Mailcoaches, teuren geschminkten Maitressen und großen Zahlungseinstellungen träumen, verehrten in dem düster und verschlossen dreinblickenden Manne, der so geistlich aussah, ihren Meister, ihren Abgott. Soubeyran! Das sagte Macht, Größe, Genüsse, alle Genüsse von Paris. Siegte ein Pferd auf der grünen Rennbahn, so brauste ein Ruf über das weite Feld: Soubeyran! Wurde an der Börse eine große Finanzschlacht geschlagen, so rief man zornig oder bewundernd: Soubeyran! Oft, wenn ein gut aussehendes Unternehmen jählings zusammenbrach, seufzten Tausende: Soubeyran! Ja selbst in den etwas ernsteren Hallen der Volksvertretung nannte man diesen Namen, wenn auch leiser. Es gab eine Zeit, wo er in Landesfinanzfragen als gelehrte und geehrte Autorität galt, und man lauschte achtungsvoll seinen pedantischen, nüchternen, ziffernklaren Reden, wenn er die Tribüne einnahm, Soubeyran!

Seit 1860 war er Deputierter, war es noch im vorigen Jahre, erst bei den letzten Wahlen wurde er geschlagen, was immerhin den Vorteil hatte, daß man jetzt kein Auslieferungsbegehren an die Kammer zu richten brauchte. Freilich war er in der letzten Zeit wie an der Börse so im Parlament nicht mehr der große Soubeyran. Nichts ist bezeichnender für sein Ansehen in diesem Schlußabschnitte seines öffentlichen Lebens, wie daß sein Name gleich zuerst genannt wurde, als man in der Panamafache von Auslieferung mehrerer Parlamentarier an das Strafgericht zu sprechen anfing. Wer darunter wohl sein wird? fragte man aufgeregt, mit Angst. Und natürlich kam auch da derselbe Name wieder, der so oft auf Pariser Fragen die Antwort war: Soubeyran, Georges Soubeyran!

Es war ein Irrtum. Er wurde merkwürdigerweise nicht

ausgeliefert. Er hielt sich aufrecht, saß weiter auf den Bänken der Konservativen, unverletzlich, ungebroschen. Beinahe hätte sich um ihn die Legende gebildet, daß er unverwundbar sei, wie alle großen Feldhauptleute. Indessen war er innerlich längst gebrochen. Es stand von ihm nur noch die Façade. Und vielleicht mehr zu bewundern als sein Emporkommen, das nur glückliches Börsenspiel gewesen, war die Kunst, mit der er sich so lange oben hielt, wo er doch thatsächlich schon unten war. Diese Kunst mag er durch eine Zeit von mehr als zehn Jahren ausgeübt haben. Mit welchen Opfern? Mit welchem Scharfsinn? Mit welcher Berwegenheit?

Soubeyran war nur äußerlich kühl, wie jeder bedeutende Spieler. Als man ihn aus dem Crédit Foncier gewaltsam entfernte — es muß eine große Gewalt aufgeboten worden sein — da beschloß er sich zu rächen. Man hatte ihn fortgeschafft, weil er durch sein waghalsiges Spiel das zweite Finanzinstitut Frankreichs gefährdete. Dennoch war er es gewesen, der durch seine kühne Operation mit der ägyptischen Schuld das durch ihn selbst gefährdete Institut wieder gerettet hatte. Soubeyran wollte sich rächen und unternahm Angriffe gegen den Crédit Foncier, was immerhin zum Nachdenken anregen kann. Denn wenn der Crédit Foncier so fest ist wie eine Mauer, so war Georges de Soubeyran, der doch dort alles aus Erfahrung kennen mußte, ein großer Narr, als er mit seinem Kopfe gegen diese Mauer rannte.

Solche Börsenkriege kosten viel Geld, Geld, Geld; eigenes, so lange man welches hat; fremdes, wenn man Präsident von Banken ist. Das war Soubeyran. Er verlor sein eigenes, verlor auch sein fremdes Geld. Alle Künsteleien verzwickter Buchführung mußten dazu dienen, die verschiedenen Klassen der

Soubeyranschen Institute in die Spielkasse des Hauptmanns zu verwandeln. Aber aus den bekannt gewordenen Bilanzposten sei nur einer hervorgehoben. Soubeyran hatte in der letzten Zeit elftausend Aktien seiner Banque d'Escompte, die vom Kurse von 80 Franks auf 22 Franks gesunken waren, zusammengekauft. Man sieht darin etwas wie den Keim eines neuen Anschlages. Er wollte wohl wieder aus dem Busch hervorbekriechen, Soubeyran der Alte, und seine Gegner noch einmal einklemmen oder wenigstens sein Leben so teuer als möglich verkaufen. Denn er gab sich noch immer nicht verloren. So hat er auch die Gerichtskommission, die ihn heimsuchte, äußerst barsch und hochmüthig empfangen. Als die Kommissäre seine Bücher prüften, setzte er sie durch seine Kaltblütigkeit, Gewandtheit, Überlegenheit in das größte Erstaunen. Zum Schlusse war aber doch er der Verblüffte; man wies ihm den Verhaftbefehl vor. War er wirklich verblüfft? Er that wahrscheinlich nur so. Denn das mag er seit vielen Jahren erwartet haben. Doch in großer Haltung bestieg er seine Equipage, die vor dem Hause stand, und fuhr ins Gefängnis. Und da war er plötzlich nicht mehr der Herr Baron, der Herr Präsident, der Herr Deputierte. Der Aufseher übernahm ihn: „Kommen Sie, Soubeyran!“

Soubeyran schlechtweg. So wie man bisher hinter ihm drein bewundernd oder wütend gezischt, gerufen oder geseufzt hatte, so sprach man ihn jetzt geradezu an: Soubeyran!

Eine merkwürdige Gestalt ist mit Baron Georges de Soubeyran verschwunden. Man erinnert sich unwillkürlich eines andern Genies, das jetzt im Verborgenen vegetiert: Cornelius Herz. Sollten zwei Zeitgenossen von so hervorragendem Wuchs einander nie begegnet sein? Doch! Sie sind einander begegnet. Einem Freunde erzählte Baron Soubeyran einmal folgendes:

„Hören Sie, wie ich Cornelius Herz kennen lernte. Es war nach meinem Austritt aus dem Crédit Foncier. Man brachte mir seine Visittkarte. Ich kannte den Namen nicht. Der Herr habe mir eine wichtige dringende Mitteilung zu machen, meldete mein Diener. Ich ließ ihn vor. Ein kleiner plumper Mann trat ein, er hatte gelockte blonde Haare, sprach mit den Betonungen eines Deutschen: Herr Baron, Sie führen Prozeß mit dem Crédit Foncier. Ich biete Ihnen als Ausgleich fünfzig Percent ihrer Forderung bar innerhalb achtundvierzig Stunden. — Weisen Sie sich über Ihren Auftrag aus, erwiderte ich ihm. — Ich brauche mich nicht auszuweisen, sagte er; genug, daß ich meine Zusagen einhalten werde. Übrigens können Sie sich über mich dort und dort erkundigen. — Ich that dies, nachdem er gegangen war. Man kannte ihn dort und dort nicht. Der Crédit Foncier hatte ihm auch keinen Auftrag gegeben. Er wollte sich vielmehr, nachdem er sich mit mir geeinigt hätte, beim Foncier als mein Abgesandter ausgeben . . .“

Cornelius Herz, Soubeyran — wo sind die Gendarmen?
Anfang Februar 1894.



Köpfe im Gerichtssaale.

Der weite, holzgetäfelte Saal mit seinen untergeßlichen Bildern, die vorüberwechseln. Manches steht nur in der Dauer eines Augenblickes, andere stellen sich immer wieder ein. Man sieht nur Köpfe. Hohe Schranken, Holzwände, Brüstungen, Tische verbergen die Gestalten der Angeklagten, wie der Richter, wie der Geschworenen. Im Innenraume der Schranken sitzen die vielen Advokaten. Schwarze Talare, die weitfältig fließen, weiße Bäckchen, altertümlich anzuschauen, und darüber langweilige nichtsagende, abgesspannte Gesichter vom Tage. Einige haben doch einen energischen oder großen Zug — es sind nicht immer die Bedeutendsten.

So habe ich mich, als der große Panamaprozeß begann, gefragt, wozu die vielen Vertreter der Privatbeteiligten eigentlich dienten? Ist es nicht grotesk, in einer Sache von solcher Größe, wo der Staat selber zitternd anklagt, noch ein paar klägliche Verkürzte auftreten zu sehen? Das gilt natürlich nicht vom Vertreter der Liquidation, der für die Gesamtheit der Beschädigten sprechen kann. Aber die Leute, die ein paar hundert

Franks verloren haben und einen eigenen Advokaten hinsetzen — der freilich sehr glücklich ist. Man denke: in einer so berühmten Sache, die alle Blätter füllt, fortwährend das große Wort führen zu dürfen; Minister, Deputierte, Senatoren durch vortwizige Fragen in Verlegenheit zu bringen als Vorkämpfer der Moral! Und dann am andern Tage in den Blättern zu lesen: „Maitre Corbeau sagte“ oder „Maitre Renard fragte“. Denn in der altfränkischen Umgangssprache des Gerichtes heißen sie alle Meister. Aber malerisch wirkten sie. Dem Bilde wenigstens dienten sie. Sagen an der braunen Holzwand vor dem Gerichtstische, füllten einen Winkel, der sonst hart und leer geblieben wäre. Die einen hatten die Toque, die schirmlose, hohe, schwarze Mütze auf dem Kopfe, die anderen waren barhaupt. Ihre verschiedene Teilnahme an dem, was gerade vorging, brachte eine gute Abwechslung in ihre Haltung. Und für sich betrachtet, hätte die Bank der Verteidiger und übrigen Advokaten eines jener Regentenstücke gegeben, die der Frans Hals in Haarlem malte. Bei ihm sieht man gewöhnliche Menschen durch das Auge eines Sonnigen verklärt, so daß sie trotz der Ähnlichkeit bedeutend werden. An einigen der Talarträger da hätte er seine Freude gehabt. Vielleicht an dem stämmigen blonden Mann mit dem spanisch verschnittenen Bart, den strengen blauen Augen — und der schwächtigen Rede. Oder an dem Hageren, finster Blickenden, mit den vielen Haßfalten im gelblichen Gesicht. Dieser las seinen Wortschwall aus der fertigen Handschrift heraus, und nichts ist unerträglicher als solch ein zurechtgemachter Ingrimms und die vom Hause mitgebrachten Auswülfungen. Wie sonderbar, daß dies in einem Gerichtssaale Frankreichs nicht von jedem Zuhörer lästig empfunden wird, da man doch hier in der freien Kunst der

Rede wie in anderen Künsten so weit hält. Wir wissen, daß noch vor hundert Jahren im Konvent die wilden Sprecher ihre getwundenen Perioden vom Papier ablasen. Selbst Mirabeau hatte seine Zettel, die der große Uneheliche freilich nicht immer selbst beschrieb. Sie überstürzten alles, nur nicht die Deklamation. Jetzt ist es anders. Diese falsche Klassizität ist lächerlich geworden, ja auch die Romantik der späteren revolutionären Beredsamkeit ist heute eine alltliche Mode. Der Satz muß knapp, trocken und ohne Blumen sein, wenn er nicht verlacht werden soll. Nur im Gerichtssaale giebt es noch eine sonderbare alte Redeflora, und wenn wir aus dem öffentlichen Leben hereinkommen, mutet sie uns an, wie die steife Blütenpracht der Heraldik.

Die Advokaten bewundern sich allerdings untereinander, wenn sie nicht reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Und es sind doch zumeist gewickigte, respektlose Leute von flinkem Denken. Vielleicht ist das nur stille Übereinkunft, eines jener schlauen Vorurteile, mit denen sich jeder alte Stand oder Beruf umgiebt. Wohl wachsen junge Genossen immer nach. Aber zuerst sind sie durch die Schule mißtrauisch gegen die eigene Kraft und hilflos geworden, und wenn sie später dennoch eine männliche Klüchtigkeit des Geistes erlangen, hüten sie sich klug, Vorurteile hinwegzuräumen, die ihnen jetzt nützlich sind.

Sie machen sich gegenseitig oratorische Verbeugungen, wenn sie zu sprechen anfangen. Sie seufzen, daß es ihnen nicht möglich sein werde, so hinreißend oder scharfsinnig zu reden, wie der Herr Gegner oder der Herr Vorredner. Sie möchten, wenn es nach ihrem Herzen ginge, am liebsten auf das Wort verzichten, aber sie nehmen es doch, und drehen und deuteln und schwagen und geifern, spielen an, legen unter, tüfteln heraus, leugnen,

indem sie zugeben, geben zu, indem sie leugnen, gebrauchen sogenannte Vorsichten, verrenken die Thatsachen, versehen der Wahrheit einen Nasenstüber und dem Rechte einen Backenstreich, und schließen endlich heiser, atemlos, in Schweiß gebadet . . . Und mit Ruhm bedeckt! wie uns das Beifallsgemurmel der anderen Advokaten glauben machen möchte.

Nein! Mit einem Lächeln wollen wir uns dagegen verwahren, wenn sie z. B. Herrn Barboux als Redner feiern. Barboux! So lange er schwieg, habe ich ihn gerne betrachtet. Wenn er dasaß, die schwächliche Gestalt zusammengesunken, kraftlos hingelehnt an die Holzwand vor seinem Angeklagten Bessers, war sein Kopf sehr gut — fürs Auge. Diese feinen Züge sind wie aus Elfenbein geschnitten, haben auch den vergilbten Ton von altem Elfenbein; Nase und glattes Kinn streben einander zu; dazwischen ein schmaler Mund, der sich verkneift, als ob er schweigen wollte; die Oberlippe auch bartlos, daß sich kein Mienenspiel etwa verlore; Haar und leichter Backenbart ganz weiß; die Augen scharf, jung. So war er anzuschauen wie ein nachdenklicher Gelehrter, der schon alle Thorheit und Weisheit der Menschen aus den Büchern kennt und nur manchmal spöttisch, duldsam in das Treiben der Lebenden blickt . . . Ich bedaure, daß ich ihn sprechen hörte. Eine bis zur Tonlosigkeit umschleierte Stimme und im Vortrage die Selbstgefälligkeit eines Operntenoristen. Noch armseliger der Inhalt. Leere allgemeine Betrachtungen, ein falsches Geistreicheln, ein Auskramen tauber Citate, so ging es durch viele Stunden fort. Ein Muster seiner Geistesblitze: „Die Politik ist wie der Krieg, beide verschlingen Menschen und Geld. da wie dort wird Beute gemacht . . .“ Aber wie er diese Wichtigkeit von sich gab! „Die Politik (er räusperte sich ein

wenig, der Zeigefinger seiner Rechten stand steil in der Luft, das hieß: Aufgepaßt! Jetzt kommt etwas äußerst Merkwürdiges!) — ist (Pause, er kniff das eine Auge halb zu, so sucht ein Denker nach dem treffendsten Vergleiche, die jungen Advokaten lauschten atemlos) — wie der Krieg (der köstliche Gedanke war gefunden, er warf das Haupt in den Nacken) — beide (die rechte Hand wagrecht in der Höhe) — verschlingen (Ausdruck der gierigen Sättigung, heiser aus dem Rachen hervorgestoßen) — Menschen und Geld (er blickt siegreich nach den Zuhörern hin, die jungen Advokaten beben vor Bewunderung) — da wie dort (seine Klüftern blähen sich höhnisch) — wird Beute gemacht (die Lippen pressen sich aufeinander, die Mundwinkel senken sich voll Verachtung) . . . dann steht er kurze Zeit regungslos, läßt den großen Gedanken auswirken, schlägt die Augen bescheiden nieder, indeß die jungen Advokaten außer sich sind vor Begeisterung. Wahrscheinlich schwärmen auch die Damen in den feinsinnigen Salons für ihn. Das ist der rechte Mann für die Preciösen.

Besser war er, wenn er mit kleinen, nicht überflüssigen Fragen die Zeugen in Verlegenheit setzte, wenn er bemängelte, unterschob und drangsalirte, kurz, was das Handwerk mit sich bringt. Aber einer, an dem er sich versuchte, zaute ihn gehörig: Clemenceau. Es war sogar ein Augenblick, wo man fürchten konnte, daß dem zierlichen Juristen die Glieder zerschmettert worden seien. Clemenceau schleuberte ihn grimmig weg. So wirft ein grausamer Junge ein Bögelchen oder eine Maus zu Boden, daß die feinen Knöchlein krachen. Clemenceau sagte leichtthin: „Ja, das stand in den Dokumenten des Untersuchungsrichters, die Herr Barbour dem ‚Figaro‘ gegeben hat.“ Ein schwerer Wortwurf: Verletzung des Geheimnisses, das der

Advokat bewahren soll. Herr Barboux saß ganz bestürzt da, rang nach einer Antwort, und das elfenbeinerne Gesicht rötete sich leise. Er schien erst jetzt zu wissen, mit wem er angebunden hatte.

Clemenceau! Nie war er gewandter, schlagfertiger, kaltblütiger, als in dieser schwersten Stunde seines öffentlichen Lebens. Er hatte seine Beziehungen zum niederträchtigen Cornelius Herz zu verantworten. Von unserem Platze sah man leider nur die Tonsur Clemenceaus und manchmal ein Stück seiner bleichen Wange, während er ausfragte. Wir kennen freilich den Kopf aus der Kammer: die runde, vorspringende Stirne, die mongolisch geschlitzten Augen, den herabhängenden grauen Schnurrbart im sehr fahlen Gesichte. Bekannt auch seine eigentümlichen Geberden, besonders das Hinaufziehen der Schultern mit steifen Armen, nach außen gekehrten Handflächen, ausgespreizten Fingern. Bekannt seine hurtige Sprechweise. Das zischt hervor, sticht, schneidet, ist wie das Gefüchtel einer Klinge. Er ist ein Angreifer. Das erklärt alles: sein Glück und seinen Niedergang. Einem solchen Angreifer weicht man vorsichtig aus, so lange er drohen kann. Es gleicht der Achtung. In dem Augenblicke, wo er bedroht ist, fallen sämtliche, die ihn fürchteten, über ihn her. Für jeden Raufbold kommt ein Tag, wo er vom breiten Stein in die Gasse gestoßen wird. Seine Methode wird auf ihn selber angewendet. Er kann dagegen nicht viel einwenden. Oder sieht er spät ein, daß seine Methode nicht die rechte war?

Leicht ist es doch noch nicht, ihm beizukommen. An dieser Zeugenbarre, die man für ihn gern zum Pranger gemacht hätte, war er noch immer gefährlich. Nachdem er den kleinen Barboux mit blutigem Kopfe heimgeschickt hatte, wagte sich eigentlich

keiner der Advokaten mehr an ihn heran. Wenn Barboux ihn unterbrechen wollte, winkte er mit einer wegwerfenden Handbewegung ab: Ich bin noch nicht fertig. Er hatte eine Art, Meister Barboux den „Herrn Advokaten“ zu nennen, die mehrere ausgesuchte Beleidigungen enthielt. Er war plötzlich der Herr des Gerichtssaales. Da verstand man, was ihn so lange Zeit hindurch zum Herrn der Kammer gemacht hatte. Ich suche nach einem Ausdruck dafür und finde nur diesen: er ist ganz gegenwärtig. Nicht nur sein Geist ist gegenwärtig; einer solchen Anstrengung der Aufmerksamkeit sind viele fähig. Er aber wirft alles, was er ist und kann, seine Entschlossenheit, seine Autorität, Vergangenheit und Zukunft auf den Einen Punkt, um den sich gerade handelt. Das thun Schwärmer für große Ideen und Tollköpfe für kleine. Er unterscheidet sich von beiden, denn er bleibt kühl und rechnet, verrechnet sich manchmal, aber vergißt sich nie.

So hat er im Gerichtssaale einen seiner merkwürdigsten Erfolge errungen. Der beste Zug seiner Rede war, daß er Cornelius Herz nicht verleugnete, was ihm freilich auch schwer geworden wäre. Er sprach von Cornelius Herz unbefangen, ja sogar mit Wohlwollen und Anerkennung. Er konnte nicht gut anders. Und doch ist zu vermuten, daß Clemenceau nie einen Menschen so bitter gehaßt habe, wie diesen Cornelius Herz. Denn er ist gewiß von ihm betrogen worden und darf nicht klagen. Der Beschädigte muß der Verteidiger sein. Welch eine Lustspiel-Situation! . . . Noch viele kleine Züge waren zu genießen. Zum Beispiel dieser: Der Weihnachtliche Schreiber Stéphane will den Brief der die Liste der Bestochenen enthielt, zu Clemenceau gebracht haben. Clemenceau bestreitet es: „Stéphane wurde befragt und konnte nicht angeben, wie es in meinem Stiegenhause aussieht. Er wußte es, wenn er je in

meinem fünften Stock gewesen wäre.“ Der „fünfte Stock“ leicht, aber verständlich betont. Man sah ordentlich die Dachwohnung.

Weniger Glück hatte Floquet. Die Gefahr, die Clemenceau behend machte, lähmte die Fähigkeiten dieses guten Mannes. Er war wie verloren und verstört. Die Bewegungen zwar von rednerischem Schwung wie sonst, der Kopf wie immer stolz zurückgeworfen, wodurch das fette Gesicht mit der Bourbonen-nase etwas Kühnes hat. Aber ich bemerkte eigentlich zum erstenmale, daß er ein kleiner, dicker, unbehilflicher Mann ist. Es ging schon gegen Abend, er stand zwischen unserm Platz und den hohen Fenstern, so daß ein schöner Lichtrand auf seinen dichten grauen Haaren lag. Es war ziemlich rührend, besonders für den, der Floquet in der Kammer hatte präsidieren sehen. Da thronte er hoch, in einer gutmütigen Majestät, wie ein rosig gelaunter, alter König, dessen Verdauung und Regierung nichts zu wünschen übrig lassen. Wenn es aber im Saale wild zuging, zeigte er eine feste Hand, zügelte die Lärmenden, ohne ihnen weh zu thun, und vergab lächelnd denen, die ihn selbst beleidigen wollten. Da hatte er würzige, frische Worte und immer die Lächer auf seiner Seite. Man konnte ihn für einen Mann von Geist halten. Jedenfalls besaß er jene ritterliche Anmut, die ehemals den Ruhm der französischen Manieren so groß machte; jetzt wird sie selten.

Wo ist die feine Lebensart noch zu finden? . . . hm — auf der Anklagebank. Da saß sie, in Karl v. Lesseps verkörpert. Ich gestehe, daß er der einzige war, für den ich wirkliche Teilnahme empfand. Nie ward Ungemach mit besserem Anstand ertragen. Der Wohlklang seines Benehmens ersetzte beinahe die Schuldblosigkeit. Denn ich glaube an seine Schuld in allen

Fällen. Freilich hätte sie anders dargelegt werden müssen, als es von ungenügenden Staatsanwälten geschah. Man klagte ihn eines gemeinen Verbrechens an und vermochte nicht, ihn als Verbrecher hinzustellen. Es ist nicht einmal gelungen, ihn zu entehren. So sahen wir nur eine mißglückte Hinrichtung, die plötzlich den Delinquenten zum Märtyrer macht.

Mit freundlichem Ernst folgt er den Zwischenfällen der Verhandlung, nie erhob er die Stimme ungebührlich, nie war er kleinlaut. Er traf zwanglos den rechten Ton und nöthigte jeden zur Achtung. Er widersprach verbindlich und behauptete mit ruhiger Würde, so daß keiner gewagt hätte, an diesem gelassenen Worte zu zweifeln. Er hat sich merkwürdig in der Gewalt. Welch eine Leistung aber seine Ruhe ist, sah man erst, wenn man ihn in Augenblicken beobachtete, wo es nicht um ihn ging. Dann zuckte es nervös in seinem Gesichte, das Spuren großer Müdigkeit trägt. Er ist früh gealtert. Unter den Augen liegen dicke Wülste, der Kopf ist bis über den Wirbel kahl, Haar und Vollbart scheinen schwarz gefärbt zu sein.

Sehen mußte man ihn während der Aussage der Frau Cottu, wie er sich über ihre Tapferkeit still freute. Die scharfe Pariserin war aber auch merkwürdig. Dunkel, elegant gekleidet, mit einem heimlichen Seidenrauschen, trat sie in die Gerichtsschranken, um die Staatspolizei zu denunzieren und die Regierung zu erschüttern. Ob ihre Worte wohl so mächtig gewirkt hätten, wenn der schwarze Glasperlenhut auf ihrem leicht ergrauten Haare weniger fein, ihr blasses Gesicht weniger vornehm und ihre zum Kreischen geneigte Stimme nicht so entschieden gewesen wäre? Das Geheimnis öffentlicher Wirkungen ist nicht zu ergründen. Man kann sie nur nachher feststellen. Diese sah ich im feisten Gesichte des Vorsitzenden abgespiegelt.

Der umfangreiche Mann im roten Talar blieb zwar unbeweglich, unterbrach Frau Cottu mit keiner Zwischenfrage, nickte sogar wie ein Zustimmender, aber auf der weiten, glatten Fläche, die ihm als rechte Wange dient, erschien eine Falte. Er hatte die Zähne zusammengebissen . . . Nur seine in Purpur gehüllten Weisitzer: rechts der Graubärtige, Dicke, links der hagere Recherrichter mit den buschigen Augenbrauen, ruhten teilnahmslos in ihren Lehnstühlen. Und Karl v. Sessels saß auf seiner harten Bank, betrachtete die Zeugin lächelnd, bewundernd. Er dachte vielleicht an den Tag zurück, wo er sie in reichen Gemächern zum letztenmale zu Tisch geführt. Blumen dufteten auf der Tafel, es blinkten die Geschirre. Hinter den leise plaudernden Gästen standen Lakaien in seidenen Aniehosen, feierlich blickend, ernst und rasiert wie Advokaten.

März 1893.

Im Grase liegend. (Ein Intermezzo.)

Engbien-leś-Bainś, Samstag den 29. Juni 1895.

Lieber Freund!

Shnen sagt das Datum dieses Briefes wahrscheinlich gar nichts. Engbien! Sie denken sich — wenn Sie es wissen — Engbien ist eine halbe Stunde Bahnzeit von Paris entfernt. Man macht größere Reisen. Und Samstag? Sehen Sie, da steckt das Merkwürdige. Es ist nämlich ein Kammertag, ein großer. Manche Politiker hoffen sogar, daß die Regierung stürzen werde. (Es ist klar, daß ich nur von den Freunden der Regierung spreche, denn nur diese können die Nachfolger werden.) Und ich bin an einem solchen Tage nicht auf meinem Posten. Ja, „wir erscheinen morgen nicht“ in Wien, und so kann ich mich ins Gras legen.

Es ist eine fast jugendliche Härte und Grausamkeit in diesem Genusse. Es erinnert an die Schulzeit, die jetzt in der wachsenden Entfernung schon so rosig und bläulich verdammt. An einem Tage, der kein Sonntag ist, draußen sein dürfen,

indes die anderen die Nasen einspannen müssen — darin ist viel von dem Glück, über das die Moralisten bitter lächeln.

Und so bin ich aufatmend hinter das Palais Bourbon gegangen. Schon wird es Abend in Enghien. Und ich weiß genau, daß in diesem Augenblicke der Sitzungsaal der Deputierten eine Temperatur hat, die anzugeben sich das Thermometer weigert. Jaurès hat schon gesprochen — mein Gott, ich höre ihn gern reden; aber doch nur im Winter, wo es mir weniger auffällt, daß er sich wiederholt. Auch der Ministerpräsident Ribot hat sich seiner Erklärungen bereits entledigt. Ich habe heute wohl nicht gezählt, wie oft er die Worte „Festigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit“ mit stolz in den Nacken geworfenem Kopfe hervorstieß; aber meine Statistik seiner früheren Reden ist schon so reich. Ich blicke auf die Uhr. Sechs. Nach meiner Berechnung hat jetzt Herr Goblet zur „Tagesordnung“ das Wort, „um seine Abstimmung zu erklären“. Auch er muß abermals dieselben Dinge vorbringen, er kann ja nicht anders. Und das ist noch härter, als den Berufspolitikern zuzuhören. Sie müssen immer dasselbe sagen, immer dasselbe, immer dasselbe. Sonst sind sie „inkonsequent“, wenn nichts Schlimmeres. Die Konsequenz ist nun in der Politik ein ähnlich hergerichteter Begriff wie „Treu und Glauben“ im Handelsrecht; es steckt auch ebensoviel dahinter.

Ich habe mir oft gedacht, daß es einen Ausweg geben müsse zwischen lästiger Wiederholung und gefährlichem Selbstwiderspruch. Ich meine, man sollte eine Ersitzungszeit für die Überzeugung des Berufspolitikers einführen — eine ganz kurze, um die Sache nicht zu vereiteln; etwa drei Jahre. So lange darf er sich ununterbrochen wiederholen; nachher darf er schweigen, er hat aber auch zu schweigen. Es gilt dann als

ausgemacht, daß er diese Überzeugung für immer redlich besitzt. Er braucht nur noch seinen Stimmzettel abzugeben.

Aber im Ernst: welche Qual ist das Programm für die unbeschränkten Geister unter den Berufspolitikern — und wie überflüssig sind die Grenzen eines Programmes für die ohnehin schon Bornierten. Wir, Sie und ich, dürfen uns Mühe geben, allmählich, wie langsam es auch sei, vernünftiger zu werden. Schauend, lernend, finnend werden wir uns nach und nach von ererbten und erworbenen Irrtümern läutern. Und gerade diejenigen, welche durch Gesetze den Staat für seine Aufgaben erhalten, das Volk noch unbekannt, aber hohen Zielen entgegenführen sollen, gerade die dürfen sich nicht von täglich alternden Formeln befreien. . . .

Fort heute mit der Politik! Ich bin ja darum so weit gereist, bis nach Enghien! um die Politik zu vergessen. Ins Gras die Gedanken.

Beim Austritte aus dem Bahnhofe liegt da ein Gäßchen in weißem Staube. Ganz fröhlich schreite ich in der schweren Sonnenhitze hin. Dort sehe ich Bäume, und dahinter soll der Teich von Enghien liegen. Bäume! Das sind hohe, launenhaft geformte, dicke Stangen, und oben haben sie eine Menge grüner, kleiner, dünner Plättchen, die wunderbar verschieden zugeschnitten sind. Den Fuß dieser Stangen umgiebt aber kein eisernes Gitter, sie stehen auch nicht mitten im Asphalt; nein, es ist einfache Erde um sie herum, mütterliche, gute Erde.

Ah, lieber Freund, Sie wissen nicht, mit welcher ergrimmtten Bärtlichkeit man in Paris die Natur lieben lernt. Ich spreche nicht vom Vergnügungsgesinde, dessen Freuden und Leiden mich kalt lassen, sondern von den ordentlichen Leuten, welche arbeiten. In diesen sammelt sich die Woche über in

der holden Jahreszeit eine Leidenschaft an, und jeden Sonntag morgens bricht sie gewaltig aus. Es hebt sich der Druck ein wenig, der die Hunderttausende quält. Sie atmen einander nicht so nahe an wie gewöhnlich; vergiften einander nicht so böseartig, so unwillkürlich wie sonst. Da liegen sie im Grase und ihre Seele wird leicht in Liedern. Jeder Halm, jedes Blümchen eine Entdeckung, und es überkommt sie eine weiche Liebe zu den Pflanzen, oder sie geben sich in körperlichen Übungen aus — das sind wahrscheinlich die Schneider, Schuster und andere Sitzende — und tollen noch als alternde Menschen auf den Wiesen herum. Merkwürdig ist die Rolle der Frau in diesen Spielen, und es läßt sich die Schichte der Leute erkennen, wenn man beobachtet, was mit der Frau geschieht. Bei den untersten sieht die Frau nur zu, es sind auch zumeist Spiele um Geld. Bei den mittleren darf die Frau mitspielen, aber noch in dienender Eigenschaft; man läßt sie fühlen, daß sie eine Geduldete ist, man stößt sie häufig nieder, auch ohne unreine Absicht, und sie bekommt die undankbaren Aufgaben. Wenn etwa eine Partie Vockspringen gemacht wird, dienen die Frauen nur als Böcke, über die man hinwegsetzt; sind ja sitzsame Weiber. Und wie sie sich beeilen, wieder hervorzulaufen, nachdem der letzte Springer darüber weg ist. Die Männer sehen das als selbstverständlich an, und die schweigenden Frauen sind selig, daß sie als Spielsklavinnen mitthun dürfen. Sie wissen noch nicht, daß sie zum Herrschen geboren sind. Das kommt erst in der nächsten höheren Schichte. Da sehen Sie, daß die Frau bedient wird; nehmen wir an, beim Ballspiel. Sie bückt sich nicht mehr, sondern wartet lässig, bis der Spieler den Ball geholt hat. Sie benützt vielleicht den Augenblick, um ihr Kleid heraufzuzusteln, und dabei sieht man den hübschen bunten Unterrock freudig leuchten —

Mode von 1895. Und doch sind wir nicht im Jahre 1895 und nicht in der Bannmeile von Paris. Wissen Sie, wo wir sind? In der Provence, und die Kreuzzüge sind eben erst vorbei: die Ritterlichkeit ist entstanden.

Denn alle Formen, in denen wir uns geschichtlich entwickelt haben, sind immer noch, sind immer gleichzeitig vorhanden. Es giebt alte und neue Menschen, man muß sie nur sehen.

Was dann geschieht, wenn die Frau zu herrschen beginnt? . . . Das hängt von der Frau ab. Die feine Frau führt uns hinauf, hoch, zu einer wunderbaren Blüte der Sitten. Die gemeine Frau reißt uns tief hinunter.

Aber beim Denken müssen wir allein sein. Es philosophiert sich gut und hoch, wenn man im Grase liegt; man riecht die warme Erde und blickt dabei in das grenzenlose Blau. Ist also der sinnende Mensch unsere letzte, die entlegenste Form, in der wir erscheinen? Und werden wir an der Erkenntnis vergehen, scientes bonum et malum? O, auch Erkennende hat es immer gegeben, schon vor und nach den sieben Weisen Griechenlands. Sie schließen die Entwicklung nicht ab. Wenn es hoch kommt, nimmt einer den ganzen Inhalt seiner Zeit in sich auf und weiß, wie sie geworden ist. Aber die Welt geht weiter. Und doch coexistiert auch das Künftige immer; es weiß sich nur nicht, und wir können es nur ahnen.

Da steht ein Bild vor meiner Erinnerung. Ein Sonntag im Parke von Saint-Cloud. Hinter mir höre ich plötzlich eine grobe Stimme sagen: „Ah, der Schurke, ah, der Strolch, ah, der Faulenzler, ah, der Verbrecher! . . . Und wie ich mich umbrehe, was sehe ich? Auf dem Boden wälzt sich ein starker Mann und hält ein

zweijähriges Bübchen zärtlich in die Luft über sich. Diesem Kinde galten alle die schweren Beleidigungen. Es war lauter Liebe. Und er meinte von allem das Gegenteil: „Der da ist kein Schurke, kein Verbrecher, kein Faulenzer und kein Strolch! Was liegt mir an meiner Armseligkeit, da ich diesen da hervorgebracht habe. Jetzt weiß ich erst, wozu ich auf der Welt bin . . .“

Ja, das ist unsere höchste Form: Vater sein! Dazu führt uns die Natur über so viele Thorheiten hinweg. Durch die Liebe dauert unser Geschlecht bis zu seinen unbekanntem Aufgaben. Was ist die Erkenntnis wert, die mit mir endigt? Und ich will mich vermessen, mit dem Unendlichen zu verkehren? Ich muß die Erkenntnis über mich hinaus verlegen, in mein Geschlecht. In meinen Kindern rede ich heiter mit dem Ewigen. Ihr Fallen enthält meine ganze optimistische Philosophie. Ihnen und ihren Nachkommen werden Dinge geläufig sein, vor denen ich heute fassungslos stünde wie ein dummer Bauer.

Mais nous voilà bien loin d'Engbien! . . .

Ich will Ihnen lieber von Mimi erzählen, mit der ich den Nachmittag verbrachte. Seien Sie nicht entrüstet; es war ganz unschuldig. Mimi ist ein Pferdchen. Als ich den englischen Karren auslieh, war die Pferdevermieterin komisch. Sie wollte sich ein wenig des Unbekannten versichern, dem sie Mimi und den Karren ohne Begleitung anvertraute. Sie fand nichts Besseres als dies: „Geben Sie mir Ihre Visittkarte; es kommen im Wald von Montmorency so oft Unglücksfälle vor. Mit der Adresse weiß man doch, wo die Leute dann hinzuschaffen sind. Überhaupt muß man auf Mimi sehr Acht geben, sie ist nicht leicht zu behandeln.“

Ich glaubte von dem allen natürlich kein Wort. Mimi

habe ich freilich immer fest in der Hand behalten. Das gute verleumdete Kößchen. Es war schon eine Zerstreung, Mimis hübschen, schwarzglänzenden Rücken zu betrachten. Welch eine schöne Fahrt. Bergauf, bergunter durch Montmorency. Ich wußte gar nicht, wie groß dieser Ort ist. Viele Landhäuser in vielen hügeligen Gäßchen. Aber mir scheint, das Leben ist von Montmorency weitergegangen. Ja wohl, es fiedeln sich da noch Leute an; nur sind es keine neuen Menschen, sie haben noch den Gesichtskreis, der vor sechzig oder siebenzig Jahren ein sehr weiter war. Damals ging man von Paris nach Montmorency, wie man heute ans bretonische Ufer, in die Pyrenäen oder nach Savoyen geht.

Vor mir fuhr durch die gewundenen steilen Gäßchen von Montmorency ein vier-spänniger Wagen: Männer im Bratenrock, Frauen in steiffaltigen Seidenkleidern — eine Pariser Hochzeit. Vor dem Bahnhofe von Montmorency kletterten sie vom Holperkasten herunter, streckten sich aufatmend, denn sie waren alle wie gerädert — und bestiegen augenblicklich ein Duzend Esel. Bei einer richtigen Hochzeit muß ein Vergnügen das andere jagen. Gleich gab es auch lustige Unfälle. Hinter einem der kleinen Esel her kläfften und schnappten zwei Hunde. Der Esel zog die Hinterbeine ein, der thörichte Reiter hielt das für Störrigkeit und wollte sich vor den Hochzeitsgästen als Bändiger zeigen. Keinem fiel es ein, die beiden Rötter wegzujagen — kurz, nach einigen Minuten, in denen alle Gesichter vor Freude strahlten, nur das des Reiters nicht, lag letzterer in der Gasse. Er bestieg wie ein Feldherr, der in die Geschichte kommen will, sofort einen zweiten Esel. Und nun ritten sie fort. Ein Weilchen fuhr ich hinter ihnen drein. Da war ein langer junger Mensch, der auf dem Esel ein Späße

machte. Er war von allen am besten gekleidet; wie einer, der eleganten Leuten viel abgesehen hat: über dem Frack ein heller Überzieher, richtig sitzende Hosen. In einer andern Umgebung hätte man vielleicht nur an seiner guten Laune gemerkt, daß er kein Weltmann ist. Der junge Mensch kam mir bekannt vor. Ich wußte nur nicht, wo ich ihn hinhun solle.

Die Hochzeit und ich zogen jetzt am Gasthause „zur Eremitage“ vorüber. Daneben ein verfallenes Gebäude, auf dessen Vordermauer einige regenzerwischene Worte zu lesen sind: „Maison — Grétry — Bal — Rousseau . . .“ Das Haus hat dem Musiker Grétry gehört, Rousseau hat es bewohnt und später tanzte man hier an Sonntagen.

Jean-Jacques! Diese Hügel und Wälder kannten seinen Schritt. Er war ein neuer Mensch und sah überall Neues. Wohl mutet uns jetzt seine Gesellschaftstheorie altlich und naiv an, aber wie mächtig war dieser liebe arme Einsiedler. Von den Königen und Kaisern seiner Zeit hat keiner solche Spuren in der Geschichte hinterlassen wie er.

Die Hochzeit zog auf den Eseln an Jean-Jacques Haus vorüber, und Niemand sah hin, und schwerlich ahnte auch nur einer, wie viel von ihren heutigen Zuständen sie dem Manne verdanken, dessen Name den meisten ein leerer Schall ist. . . . Und da wußte ich plötzlich, wer dieser lange junge Mensch auf dem Esel war. Es war Felix Faure, der Präsident der Republik. Verstehen Sie mich recht: ein Felix Faure, einer von den vielen, die Frankreich und besonders Paris rastlos hervorbringt. So ist Faure ein representative man und eignet sich wirklich zum Staatsoberhaupte — vorausgesetzt, daß man in der Demokratie eine richtige Regierungsform sieht.

Im Walde von Montmorency verlor ich an einer Biegung

die Hochzeit aus den Augen. Es kamen schlimme Wege für Mimi, weil ich den Eseln hatte nachfahren wollen. Aber auf einer Bichtung trafen wir einen wohlwollenden Mann, der mich anrief: „Ah, Sie führen Mimi spazieren!“

Er kannte Mimi, klätschelte ihren Rücken und zeigte uns den Ausweg nach der Landstraße. Nun trabte Mimi auf gepflegten Pfaden dahin. Ortschaften flogen vorüber, eine blanker und schläfriger als die andere: Saint-Brice, Piscop, Dômont. . . Da und dort die langen Mauern eines Parks und in der Dorfstraße prächtig ein großes Haus oder alterndes Schloßchen. Wie oft das alles seit Jean-Jacques die Besitzer gewechselt haben mag.

„Nun frag ich, wem gehört das Haus?“ wie es in einem Sprüchlein überm Thore heißt.

Der Weg im Walde wurde wieder steil, und jetzt war ich in der guten Einsamkeit. Die Sonne im Sinken, ganz leichter Wind und kaum ein Vogelton. Der wolkenlose Augenblick.

Dann wieder durch Montmorency, die Hänge hinab nach Enghien. Und — wahrhaftig, wie die Hochzeit — dort stieg ich aus einer Lustbarkeit in die andere: aus dem Karren ins Boot. Ich kannte den Teich von Enghien noch nicht. Die Eigentümer der Uferwillen nennen ihn hochfahrend: den See.

Ich will ja nicht leugnen, daß dieses stille Gewässer noch zwischen 1830 und 1835 ein großer See gewesen sein mag. Jetzt ist es ein Weiher, weil das Meer herangerückt wurde.

Hübsche, schon ältliche Villen in der Runde; auch zwei oder drei wirkliche Schlösser, wo Porzellanhändler im Ruhestande sich wie Feudalherren vorkommen. Die Gärten liegen

am Wasser; einige Mädchen träumen unbestimmt vor sich hin, indes der Vater angelt und die Mutter hinter seinem Rücken noch ein Paar Hausschuhe sticht. Und alles ist wohlgepflegt, abgemessen, abgegrenzt, im Grundbuch eingetragen, von Notaren beglaubigt und durch Richtersprüche entschieden. Es ist bekannt, wem der Apfel vom überragenden Zweige gehört. Kein Fuhn kann sich verlaufen, und ich glaube, selbst die Fische da unten wissen genau, an welcher Angel sie von rechtswegen anzubeißen haben. Und außer den sichtbaren Hecken und Gittern giebt es noch viel mehr unsichtbare. Hier darf eine Mauer nicht erhöht werden, dort ist ein Fußsteig freizuhalten, drüben ist es nur fünf Personen gestattet, Wasser auszuleeren, und hüben dürfen nur zwei Sand holen. Wie ein Gewirr von Wäscheleinen denke ich mir die Servituten um den Teich von Enghien herumgespannt. Denn hier ist das Privateigentum unendlich fein ausgebildet. Ich glaube, der Mann, der da scheinbar harmlos angelt, hat eine Nebenabsicht. In aller Stille ersikt er etwas: eine Aussicht, eine Bequemlichkeit, einen Vorteil für sein Eigentum. Und die geheime Aufregung dieses Erwerbers wächst mit dem durchflossenen Zeitraum: „Noch zwei Monate — noch drei Wochen — acht Tage — ah, wenn nur jetzt nichts mehr dazwischenkommt — ha, jetzt ist die Aussicht mir dienstbar!“

So verhilft das Privateigentum zu starken Gemütsbewegungen, ganz abgesehen von der großen, die jetzt allen in den Gliedern liegt. Sie sitzen, ersitzen jetzt in einem Bangen, beben vor den neuen Pariser Schlagworten. Du lieber Gott, hat man darum so lange gearbeitet und gespart, daß eines Tages die Kollektivistin kommen und das Eigentum mitsamt den schönen Servituten wegnehmen? Valde stultus

es, Domitiane! Und jene, die Umstürzer, sind nicht minder thöricht. Weil beide Formen des Eigentums auch immer coexistieren. Wenn es je gelänge, den einzelnen aus seinem Rechte zu verdrängen, säße er selbst oder ein anderer in der nächsten Minute wieder darin und würde sich mit Zähnen und Nägeln darin behaupten. Aber das Gemeinsame besteht nicht minder; zuerst bewußtlos in den frühen Zeiten der Geschichte bei Volkswanderung und Landnahme, es gilt immer fort auf der Gemeindefiese, dem Landweg, löst sich in Regalien ab und kehrt wieder zur Gesamtheit zurück, sucht sich anderen Verhältnissen anzupassen, die von der Tüchtigkeit der Einzelnen langsam, mühevoll und wunderbar geschaffen worden sind. Denn der Einzelne eilt immer voran, und bis die Gesamtheit sich schwerfällig hinterdrein wälzt, ist er schon weit. Keine Sorge, wir gehen nicht zurück. Auch wenn wir es wollten, wir können nicht.

Was fällt einem alles ein, wenn man so mit leisen Ruder schlägen an den wohlgepflegten Ufern von Enghien vorübergleitet, auf dem Teiche, dem See, in dem jeder Grundbesitzer fischen darf.

Und dann die milde Nacht im Kasinogarten. Da ist ein dürftiges Theater aufgeschlagen. Die Leute sitzen gedrängt und lauschen einer läppischen Operette.

Besser ist es am Ufer. Die Mondfichel glänzt. In den Willen einsame Dichter, drüben hoch ein schöner Stern. Auf dem blassen Himmel stehen unsagbar weich die Umrisse von Bäumen. Geringe Landschaft und doch bezaubernd. Die größten Maler Frankreichs haben die unbedeutende Landschaft gezeigt. Das ist ja die Poesie: was hinein gelegt wird. Für den Montblanc genügt ein Farbendruck, und seit gar bunt

photographiert wird, hat das eigene Auge nichts mehr zu suchen beim Allzugroßen. Aber Corot malt zwischen zwei Bäumen am Weiher die ganze Welt.

Über das Wasser hin ziehen ein paar Röhne mit Menschen, die vielleicht träumen. Die Musik vom Theater klingt angenehm undeutlich heran. Mein Blick geht wieder nach den jenseitigen Bäumen hin und verliert sich liebend ins Weite.

Leben Sie wohl, lieber Freund!

Gestürzte Größen.

Der Mann war Unterrichtsminister, als ich ihn besuchte. Ich weiß nicht mehr, welche Erkundigung ich einziehen wollte. Ist auch längst gleichgiltig geworden, so gleichgiltig wie er selbst. Wenn man heute seinen Namen nennt, so heißt es: „Der? War der nicht einmal Bauten- oder Handelsminister?“ Denn so spurlos gehen sie vorüber.

Er ließ mich lange im Vorzimmer warten, obwohl er mir die Stunde bestimmt hatte. Warten lassen gehört zu den Anfangsgründen des Regierens, gleichwie das Nichtbeantworten von Briefen wirkliche Vornehmheit verrät. Die wartenden Besucher sind in der nützlichsten Weise gedemütigt, es macht sie mürrisch und klein. Dennoch wurde ich damals in mir nicht erschüttert, weil ich mich mit einer schönen Büste der Republik, die auf dem Kamin stand, unterhielt. Marianne — das ist der Spottname der Republik — Marianne hatte einen so ironisch verzogenen Mund, als verschwiege sie eine Menge heißender oder trauriger Bemerkungen. Dann trat ich ans Fenster und sah auf den eleganten, stillen Hof hinaus. Der Kutscher war eben

von der Ministerratsfikung heimgekehrt. Er sah großartig zu, wie ein Stallknecht dem Pferde das Geschirr abnahm. Der Kutscher eines Ministers ist ein imposanter Herr. Die Minister steigen ein und steigen aus. Ich weiß nicht, ob er sie grüßt; jedenfalls geschieht es von oben, vom Boche herab. Denn er bleibt. Er ist das Beständige. Die Unabsetzbarkeit der Kutscher ist hier eine der sichersten Errungenschaften. Vielleicht ist es das, worüber Marianne auf dem Kamin lächelt.

An diesen Kutscher habe ich seither öfter gedacht, als an seinen damaligen Herrn. Wenn ein Kabinett fiel, sah ich ihn vor mir als ein Bild irdischer Größe: heiter untwandelbar. Er trägt die dreifarbene Kokarde immer am Hut. Und seine Herren, wo sind sie?

Sie tauchen unter. Ich gestehe, daß sie erst dann beginnen, mich zu interessieren. Wenn im Palais Bourbon etwas vorgeht, und besonders wenn nichts vorgeht, sucht sie mein Blick. Sie geben mir durch ihre Haltung die Auskunft, die ich brauche. Wie sie verzichten, wie sie sich gehen und fallen lassen, wie plötzlich eine Hoffnung in sie fährt, um bald wieder zu schwinden, das gehört zu den besten menschlichen Schauspielen. Ich sagte es schon einmal: die Gestürzten sind immer da, wie alte Komödianten, die noch um das verlorene Theater herumstreichen, oder wie verarmte Spieler, die dem Fall der Karten leidenschaftlich zusehen, obwohl sie nichts mehr daran setzen können.

Nur wer da weiß, wie es im Palais Bourbon zugeht, kann die Notiz recht verstehen, die vor kurzem in einer Zeitung war:

„Ein peinlicher Zwischenfall störte gestern einen Augenblick lang die Kammerfikung. Ein ehemaliger Deputierter saß in der Loge, die für einstige Mitglieder des Hauses reserviert ist.

Er pflegte bei keiner Sitzung zu fehlen, seit er nicht mehr der Kammer angehört. Gestern sprang er plötzlich in einem Anfälle von Geistesstörung auf und schrie in den Saal hinunter: „Ich bitte ums Wort!“ Zwei Saaldiener hatten Mühe, ihn hinauszuführen. Er wiederholte unaufhörlich: „Ich bitte ums Wort!“

Ja, was zieht sie doch immer wieder hierher, die Gestürzten, Abgewirtschafteten, nicht mehr Gewählten, und die keine Aussicht haben, zurückzukehren? Was? Die qualvolle Zubereitung der Gesetze kann es nicht sein. Man sieht das ja an der Leere des Saales und hört es aus dem Plauderlärm, welchen Teil sie an der Rechtmacherei nehmen. Das Palais Bourbon hat andere Anziehungskräfte. Es ist auch die Einflußbörse und ein Kl. b.

Die Einflußbörse. Ich meine damit nicht etwa den Stimmenkauf und -Verkauf. Solche Vorwürfe sind ja dem Parlament, besonders seit Panama, oft genug gemacht worden. Mir scheint es nun thöricht, die politische Keilichkeitsliebe nur auf die Fälle zu beschränken, wo die Leistung des einen Kontrahenten mit Geld erwidert wird. Ist etwa Korruption nicht vorhanden, wenn gleichartige Leistungen ausgetauscht werden? Ja, wenn wir uns in der Höhe von Zuschauern befinden, werden wir dem Einflußverkauf unbedingt den Vorzug geben vor dem Einflußtausch. Erstens zeigt das Vorkommen des Geldes immer eine feinere Kultur an. Zweitens wird das allgemeine Interesse beim Verkauf nur einfach geschädigt, beim Tausch aber doppelt. Beim Gelde glaubt man versichern zu müssen, daß es geruchlos sei, und schon diese Versicherung macht einzelne stutzig. Der Tausch hingegen erregt keinerlei Verdacht von üblem Duft,

entwickelt selbst manchmal die lieblichen Dünste der Sinecure, und darum ist er gefährlicher.

Sage ich, daß dergleichen nur in einem republikanischen Parlament vorkommt? Da wäre ich weit von meinem Gedanken entfernt. Ich erzähle nur in aller Schlichtheit, was ich hier im Palais Bourbon an Gutem und Minderem sehe. Daß andere Staats- und Regierungsformen auch Nachteile haben, und welche es sind, ist mir nicht unbekannt. Nur wäre ich wirklich ohne Entschuldigung, wenn ich Montesquieu abschreiben wollte, wie wenige Personen es auch bemerken möchten.

Der Schacher mit dem Einflusse ist durchaus nichts neues oder Republikanisches oder Parlamentarisches. Was waren denn die Salons des ancien régime, was der Hof? Winkelbörsen und Clearing-House für den Machthandel. Nur Dummköpfe werden mißverstehen, was ich jetzt sagen will. Ich kann im reinen Denken nichts besseres sehen in dieser Abmachung: „Beschaffen Sie meinem Neffen ein Reiterregiment, und ich mache Ihren Vetter zum königlichen Parlamentspräsidenten.“ Das sind zwei Verkäufe ohne Dazwischentunft des Geldes.

Sollte man also nicht gegen die Geldkorruption wettern? O gewiß!

Das ist ein unschuldiges Vergnügen, und wenn es nicht, nur plumpe und alberne Deklamation ist, wird es edleren Menschen immer wohl gefallen. Es hat sogar Bedeutung für den Staat. Es ruft periodische Tugendanfälle hervor. Nach Skandalen kommt immer eine sittliche Zeit, wo viele Armut, Keuschheit und ähnliches sich vornehmen. Und niemand wird leugnen wollen, daß Gelübde der völligen Enthaltbarkeit einen sichereren Wert haben: wer sie ablegt, der begeht wenigstens keine Excesse.

Wie merkwürdig, daß es noch nicht Eine rechtschaffene Komödie aus dem Palais Bourbon giebt. Was laufen einem da für Lustspiele an der Nase vorüber. Wandelt man durch die Gänge des Hauses, so bemerkt man gar köstliche Scenen. Daß nur der mit jenem beisammensteht, erzählt oft eine ganze Geschichte. Es wäre nicht schicklich und ist auch nicht nötig, zu horchen. Schauen ist besser als Hören, denn die Zwei dort sagen einander ohnehin nicht die Wahrheit. Um was handelt es sich? Um eine Steuereinnehmerstelle oder ein Bändchen für das Knopfloch eines einflußreichen Wählers, und das Ganze wird in die „politische Lage“ eingehüllt.

Es werden zweifellos sehr viele, die meisten Einflußgeschäfte außerhalb dieser Mauern eingeleitet. Aber schließlich müssen alle Aufträge hier in irgend einer Form ausgeführt werden — sonst ist das parlamentarische System nicht richtig. Denn so wie an der Börse ein Teil der Geschäfte berechtigt und für die Regelung allgemeiner Verhältnisse von höchstem Werte ist, so geht es auch im Einflußverkehr zu. Wo die Verderbnis der nützlichen Einrichtung beginnt, das werden Gesetze selten und nur für kurze Zeit bestimmen können. Und ich meine da Gesetze, die nicht im Auftrag, wenigstens nicht auf Befehl des Volkes zustande kommen. Die Arbeit dieser Unterscheidung ist für eine Menge überhaupt zu zart. Wirkliche Besserung zu schaffen vermögen nur die Philosophen und Künstler, weil sie die menschliche Natur sozusagen an der Gurgel packen. Aus unserer Natur entsteht ja alles Übel. Nachdem wir eine neue Einrichtung gefunden haben, verderben wir sie zunächst. Dann entdecken wir, daß wir damit unsere Entwicklung gefährden und schwingen uns zu einer höheren Einrichtung auf, die allmählich auch verdorben wird. Und so, so geht es langsam aufwärts.

Weil nun die Franzosen ihre Einrichtungen so schnell verderben, sind sie ein führendes Volk — denn sie sind gezwungen, schnell Besseres zu suchen.

Wenn man aber nicht ins Ferne spekuliert, ist es lustig, das Treiben an der Einflußbörse zu beobachten. Der Verkehr ist geräuschvoll, aber sinnreich. Von Einem, der etwas erlangen will, sagt man gewöhnlich: „Er macht Schritte.“ Hier sind diese Schritte zu sehen. Wie oft war es meine Zerstreuung in leeren Sitzungen, die „Schritte“ im Halbkreis vor der Ministerbank zu zählen. In den meisten Fällen sind die Schritte nur ein gleichsam zufälliges Stehenbleiben, das vertrauliche Unterfassen eines Armes oder ein über die Bank hingeflügeltes Wort.

Das Palais Bourbon ist auch ein Klub. In allen Versammlungen sieht man ein Maulaffentum. Auf den verschiedenen Stufen der Politikasterei ist es immer dasselbe: im Café du Commerce der Provinzstädte, in Gemeinderäten, Generalräten, in beiden Kammern. Sie sitzen oder stehen beisammen, müßig und doch geschäftig, hören Reden, lärmern dazwischen, halten Reden. Auch giebt es Scherze, Klatsch, Neuigkeiten, Kameradschaft. Sie umstehen die Rednerbühne wie einen Billardtisch. Ein Klub ist es für die, welche noch nicht ums Wort zu bitten wagen — diese bilden die unglaublich weit überwiegende Mehrheit. Ein Klub ist es besonders für die anderen, die nicht mehr das Wort verlangen, für die Gestürzten.

Von denen hat Jeder seine Geschichte. Wie sind sie heruntergekommen? Die einen durch ihre Plumpheit, die zweiten durch ihre Überschlauheit, die dritten sind heimtückischen Nebenbuhlern erlegen, die vierten hat ein Volkssturm in ihrer Kraft gebrochen, die fünften haben sich sanft ausgelebt. Und alle die verschiedenen gehen mit dem einzigen gleichen Gedanken herum:

Wenn man noch einmal anfangen könnte! Daß sie diesen Gedanken haben, ist keine spielende Vermutung; denn warum wären sie sonst im Palais Bourbon?

Wenn man noch einmal anfangen könnte! Man würde dies thun und jenes lassen. Man würde . . . Das füllt den Abend ihres öffentlichen Lebens aus.

Einer, der sich sanft ausgelebt hat, ist Herr Léon Say. Hier und da erscheint er noch auf der Tribüne, etwa einmal im Jahre. Das ist dann ein Ohrenschmaus, der alte Herr ist ja ein feiner Redner. Kunstliebhaber hören ihn gern, so wie sie den kleinen Liedern von 1830 lauschen. Als der Großvater die Großmutter nahm — das ist ungefähr sein Datum. Er stammt äußerlich und innerlich aus einer Zeit, in der man ungestraft von der Wissenschaft zu den Finanzen und wieder zurück kommen konnte. Seine Nationalökonomie ist die der Bankiers, ein bißchen schroff, ein bißchen schönede, wenn sie auch von Prinzipien der Freiheit ausgeht. Solche Leute bringen allmählich die Freiheit in Verruf. Ihr Denkfehler läßt sich in ein Gleichnis fassen. Sie schreien: „Man verstopft uns den Strom!“ wenn jemand den Wasserlauf regulieren will. Und sie erregen dadurch den schweren Ingrimm der Opfer von Überschwemmungen.

Ja, eine andere Zeit steht mit Léon Say — selten — auf der Rednerbühne. Spielend wie ein Conférencier wandelt er hinter dem Pult auf und ab. Die Stimme erhebt er nie, sondern plaudert mit einer Gemütlichkeit, vor der man sich unwillkürlich in acht nimmt, und mit gutem Geist. Er ist ablehnend höflich, großbürgerlich, lispelt oder zischt seine Angriffe im verbindlichsten Ton und ruft dennoch Wutstürme hervor, die ihn übrigens kalt lassen; zum mindesten stellt er sich gleichgiltig. Er hat ein schlaffes, altes Professoren Gesicht, das spärliche

graue Haar ist schräge gescheitelt und der Schnurrbart kurz ver-
schnitten. Er trägt schwarze, altmodisch weite Kleider, auf dem
fetten Bäuchlein liegt ein dünnes Goldkettchen, und die Hände
hält er beim Reden in den Hosentaschen. Es kann ihm nicht
eine Kupfermünze abhanden kommen. Und wenn man die ge-
scheiten Dinge vernimmt, die er mit der Kurzatmigkeit eines
alten Mannes hervorstößt, bedauert man nur, daß er so viel
Ironie des Besizenden hat. Daß er diese Ironie auch zeigt,
da er sie nun schon in seinem Geiste hat, das ist offenbar das
Beste an ihm. Das Schlimmste ist, daß die Freisinnigen seiner
Gattung sich einer Entwicklung hart verschließen, die sich nicht
vollständig unter ihre Formeln bringen läßt. Dadurch geraten
sie eigentlich in Widerspruch mit ihrem Prinzip. Sie hemmen
das Aufsteigen, die Bethätigung des einzelnen, worauf sie doch
aus waren. Die Bedingungen, die das Individuum fordert,
sind in verschiedenen Zeiten anders. Da waren Früchte zu
ziehen, und sie wurden versäumt. Darum hat die Gattung
Léon Say auch keinen ordentlichen gesunden Nachwuchs, wie ihn
zum Beispiel die Altkonservativen immer wieder haben. Freilich
ist es bei den Konservativen auch sinngemäß leichter, weil ja
Beharren leichter ist, als Ausgestalten und Entdecken.

Es giebt wohl geringfügige junge Leute, die auf dieser
Seite ihren Weg zu machen versuchen, aber sie sind und bleiben
kraftlose Erben.

Eine rüstigere und dabei doch regierungsfähige Jugend saß
noch vor kurzem hinter den Opportunisten. Nur ist in sie das
Skandalwetter wie ein Hagel dreingefahren. Die Triebe sind
vernichtet. Der Größte dieser Verlorenen ist Joseph Reinach.
Der triumphierende Joseph Reinach war eine unerträgliche Er-
scheinung, der gebrochene flößt Furcht und Mitleid ein. Ich

verstehe nicht, daß man ihn noch immer totschlägt; vielleicht bemerken seine Feinde nicht, daß er aufgehört hat, zu atmen. Ein Haß ist auf ihm versammelt, der sich weniger durch die Fehler als die Vorzüge Reinachs erklären läßt. Eine machtliebende Natur, für List und Gewalt gleichmäßig begabt, voll Verstandnis für die ferneren Zwecke des Staates, hätte er einer mehr venetianisch angehauchten Republik bedeutende Dienste leisten können. Er ist durch seine Familie hinauf- und heruntergebracht worden. Wie lag das Leben vor diesem reichen, strebsamen, ernstern und gebildeten Menschen. Wie früh begann er sich für seine große politische Zukunft vorzubereiten. Seine Familie ist wie sein Name deutschen Ursprungs, und als Jüngling hatte er, der im elterlichen Hause Deutsch reden hörte, schon die Klugheit, sich eine schlechte Schulcensur für die deutsche Sprache geben zu lassen. In allem Übrigen bestand er die Reiseprüfung als erster. Diese Schulstiege werden in Frankreich sehr feierlich begangen, das ganze Land nimmt davon Kenntniss, und es mußte sich damals sagen: Schade, daß der junge Reinach für das jetzt so nötige Deutsch gar keine Begabung zeigt! Ich hörte ihn einmal, in seiner noch guten Zeit, auf der Tribüne der Kammer ein paar deutsche Worte sagen. Er sprach in einer Unterrichtsdebatte von Freytags Roman „Sol ounde abonne“. Man merkte ordentlich, wie schwer der Zunge dieses Galliers die germanischen Laute wurden.

Aber dergleichen sollten ihm Franzosen doch nicht vorwerfen; er hat sich ihnen ganz und freudig hingegeben. Die verlorene Liebesmüh! Es half ihm auch nichts, daß er immer ein scharfer Patriot war; die geschäftsmäßigen Vaterlandsliebhaber lassen sich keine Konkurrenz machen. Und vergebens stand er in der

ersten Reihe des Kampfes gegen Boulanger; die Republikaner sind undankbar wie Könige.

Noch haben sich nicht alle von ihm abgewendet, denn der Nefse und Schwiegerohn des Baron Reinach von Panama gilt als Wiffen manchen Geheimnisses. Aber sie meiden ihn gern in der Öffentlichkeit. So ist dieser ehrgeizige Mann, dessen persönliche Makellosigkeit feststeht, gerade in seiner Ehre schwer heimgesucht. Noch nicht vierzig Jahre alt und vor dem Erreichen der Macht, die ihm so nahe war, ist er für immer gebrochen. Mit einem schwer belasteten Namen, wie der seinige, erhebt man sich nicht mehr. Er ist zu klug, um das nicht zu wissen, und darum bewundere ich den harten Stolz, mit dem er sich immer noch im Palais Bourbon zeigt. Viele wollen darin etwas Cynisches sehen. Ich habe oft die Qual seiner Haltung beobachtet, und es scheint mir eher, als führe er eine Rolle hartnäckig zu Ende. Man kann ihn täglich in der Kammer sehen, in der dritten Bank hinter den Ministern. Sein festes, schwarzbärtiges Gesicht hat einen ernsten und gelassenen Ausdruck, der viel Mühe kosten mag. Freunde und Verpflichtete vom gestrigen Tage sehen zerstreut über ihn hinweg. Zuweilen macht jemand eine halbe Wendung im Plauderknäuel, dem Reinach sich nähert. Hände, die ihm ehemals treu entgegengestreckt wurden, verschwinden jetzt in den Hosentaschen, haben sich im Westenauschnitt ein oder liegen wie gebunden auf dem Rücken. Alte Freunde haben verstümmelte Arme, wenn er kommt. Man läßt ihn langsam erfrieren. Wenn ich ihn recht verstehe, träumt er davon, in der nächsten Deputiertenwahl zu unterliegen. Vielleicht wird er sogar gegen sich selbst intriguierten.

Er ist eine tragischere Gestalt als Rouvier. Dieser genöß wenigstens die Macht in seltener Fülle und langer Dauer. Er wurde noch in seiner vollen Kraft zerstört, doch er hatte schon den Reichtum eines ganzen Lebens ausgekostet. Zehn Jahre hindurch Minister in Kabinetten, die den Namen wechselten, und in denen er die Hauptperson blieb. Ein wirklicher Regierungsmensch mit sehr festen Zielen und einer überlegenen Rücksichtslosigkeit im Gebrauche der Mittel. Diese Republik hat keinen tüchtigeren Mann als Rouvier zur Führung der öffentlichen Geschäfte hervorgebracht. Mit dem heißen Temperament eines südfrenzösischen Kaufmannes erkannte und benützte er die Konjunktur der Republik, die 1871 eintrat. Er diente ihr so gut und scharfsinnig, als er es vermochte, nämlich als Kaufmann. In den öffentlichen Geschäften betonte er nach seinem Verständnisse das Hauptwort stärker als das Beiwort. Die Ankläger, die ihn unredlich schelten, verstehen ihn offenbar nicht. Er beurteilte seine Aufgaben nicht beamtenmäßig, sondern kaufmännisch. Als Ministerpräsident oder Finanzminister kam er sich vor wie der Prokurist einer großen Unternehmung, der auch für sich selbst Geschäfte machen darf; nicht etwa auf Kosten der Unternehmung, sondern nur nebenher. Wem schadet er damit? war seine Ansicht. So konnte er sich einmal in der Panamaheke äußern: „Mein Vermögen hat sich nicht abnorm vergrößert, seit ich mich mit der Politik abgebe.“ Und ein andermal: „Wenn ich die Zeit und den Eifer, die ich dem Staate widmete, für den Bau meines eigenen Vermögens verwendet hätte, wäre ich heute reicher.“

Denn obwohl er Rechtslicenciat war, bevor er in ein Marseiller Geschäftshaus eintrat, weiß er nicht, daß gewisse Handlungen keine Bedingung vertragen und gewisse Ämter

keinen Nebengewinn, wie einwandfrei dieser auch sonst wäre. Und geradezu unfassbar mag es ihm noch heute erscheinen — oder stellt er sich nur so? — warum man ihn zu Boden geworfen hat. Er borgte von einem Geschäftsfreunde fünfzigtausend Franks für einen republikanischen Parteizweck und ließ den Betrag durch Baron Reinach aus Panamageldern ersetzen. Ja, welcher Minister in Europa kommt denn mit seinen Geheimfonds aus? Man läßt sich von Banken und Geldleuten solche unpersönliche Gefälligkeiten erweisen — das war Koubiers Standpunkt.

Aber in seinem größten Zorn über die Anklagen sagte er nicht, was ihm wohl oft auf der Zunge schwebte: „Sie sind schrecklich dumm, meine Herren! Wenn ich hätte stehlen wollen, brauchte ich nicht von einem Geschäftsfreunde oder von Panama nachweisbares Geld zu nehmen. Ein unredlicher Finanzminister kann sich von der Börse so viel Geld holen, als er will, da er die Rentenkäufe und -Verkäufe der Staatssparkassen leitet — und noch manches andere.“

Darauf bezieht sich sein wütendes Wort vom nicht „abnormen“ Wachstum seines Vermögens. Er fühlt sich in tiefster Seele als ehrlicher Mann, der eine Chance nicht ganz ausgenützt hat.

Die Weltverbesserer, die in allem zu weit gehen, möchten darum die Kaufleute aus dem öffentlichen Leben verbannen, weil diese notwendig ihre Auffassung in die politischen Ämter mitbringen. Und doch ist es klar, daß außer Juristen nur noch die Kaufherren durch ihre Berufsbethätigung zu richtigen Führern der Volksgeschäfte geeignet werden. Ich meine natürlich nicht die Großwucherer und Großspieler. In Fächern, wo rasches Erfassen der Umstände und eilige Entschliebung erfordert werden,

sind die Kaufleute sogar den Juristen überlegen. Das macht ja die Größe Englands aus, daß es diese beiden Kräfte glücklich benützt: im Innern den starren, konservativen Juristengeist und nach außen die bewegliche Abenteuerlust des kaufmännischen Geistes.

In einer aristokratischen Republik hätte der Kaufmann einen guten Platz. Wenn ich mir das früh abgerissene Leben Gambettas weiterdenke, meine ich, daß er schließlich eine neue und eigentümliche Aristokratie in der Republik gegründet hätte, unter gleichzeitiger Stärkung der Gemeinde-Autonomie.

Roubier, den er richtig schätzte, wäre ihm dabei ein guter Gehilfe gewesen. Noch heute, wo Roubier gestürzt und geschändet ist, sieht man die Macht seines Talents. In Finanzfragen beugen sich selbst Gegner seiner Autorität. Er ist unerschöpflich an Auskunftsmitteln, und wenn die kleinen Schwächer eine Debatte bis zur Unverständlichkeit verwirrt haben, macht er die Sache in zwei Worten wieder klar. Keiner benimmt sich auf der Rednerbühne herrischer als er, noch jetzt. An dem furchtbaren Tage, wo er aus dem Finanzministerium mit einem Ruck auf die Anklagebank des Schwurgerichtes geworfen wurde, sprach er im selben hochfahrenden Ton, wie da er als Ministerpräsident die Peitsche über seine duckende Majorität schwang. Denn ihn kann man stürzen, aber nicht brechen. Man kann ihn umbringen, er bleibt doch bis zum letzten Augenblick ein starker Condottiere des Parlaments. Er meldet sich auch immer gleich, wenn die Korruption des bisherigen Systems laut angegriffen wird. Trotzig bietet er seine Brust dar, indes andere sich verkriechen. Da kann er wenigstens etwas von der Lava seines Innern herausgeben. Diese Ausbrüche sind herrlich und schrecklich, und die Kammer erbebt vor dem gestürzten Mann.

Schlimmer sind für ihn die ruhigen Tage, wo die Beschimpfungen auf sich warten lassen. Er muß fortwährend auf die schwersten Kämpfe gefaßt sein. Dabei wird er nicht mutlos, sondern nur nervös. Er sitzt in der zweiten Bank der Mitte, gewöhnlich schrägüber, nachlässig; der eine Arm liegt auf dem Pult, der andere hängt nach rückwärts über die Lehne, und die Finger trommeln, zucken. In seinen Gesichtszügen ist etwas wild Verschmitztes. Eine dünne Haarpflanzung steht noch, wo früher der Schopf war; energische Backenknochen, spitzer, schwarzer Vollbart, dessen Ende grau. Auf dem breiten Nasenrücken sitzt ein Kneifer, immer zum Herabfallen. Der Kopf steckt tief zwischen den Schultern, der Rücken ist ganz rund. Sein Gang ist ein Schaukeln. Die Augen aber, in denen sein Wesen gesucht werden möchte, sind unsicher, scheu und hochmütig. Die alte Gewohnheit aus besseren Tagen, Leute zu übersehen, muß ihm jetzt zum Ausweichen dienen.

Im ganzen begreife ich seinen Aufstieg eher als seinen Absturz. In dieser Republik hat man immer ein Außerstes vor Augen. Erfolg und Mißerfolg sind unabgestuft. Und das ist ja der schwerste Vorwurf, den man der Demokratie machen kann. Sie überschreitet immer die Grenzen, ist unfähig, Verdienste oder Vergehen zu individualisieren, und hat keine Grade in Lohn und Strafe.

Die regierenden Republikaner wissen das jetzt schon genau. Erst jetzt. Wer lernt aus der Geschichte? Mit ihrem Neid und ihrer Undankbarkeit leidet die Demokratie keine Größen. Ich weiß so gut wie ein anderer, daß es der hohe Zweck der Demokratie ist, das Überragen einzelner zum Wohle der Gesamtheit zu zerstören. Und in der Höhe rechtfertigt sich alles, die Undankbarkeit wird sittlich, und der Neid trägt Früchte.

Aber da steckt die *petitio principii*. Es ist noch fraglich, ob die Gesamtheit davon einen Vorteil habe. Wohl mag es dem Betrachter kurzer Zeitspannen scheinen, als ob mit der Vernichtung guter Größen die Verteilung schlechter Größen nicht zu teuer erkauft wäre. Mit einer ungeheuren Ironie werden die kräftigen Individuen von der Demokratie dadurch unschädlich gemacht, daß man sie ein Weilchen regieren läßt. Dann sind sie abgenutzt, wertlos, verächtlich. Aber dieser Raubbau von Talenten kann nicht lange an einer Nation getrieben werden. Bald wenden sich die Aristoi von der Einrichtung ab, und selbst die staatsverbrecherischen Naturen finden dabei nicht mehr ihren Vorteil. Die Alten können wohl nichts mehr machen; jedoch es stehen gefährlich die Jungen auf und spähen nach dem Cäsar, wenn sie nicht in der Gleichmacherei noch weiter gehen, bis alles dem Erdboden gleichgemacht ist. Wollen sie das letztere, so hat natürlich der Cäsar viel mehr Ausichten, als wenn sie ihn rufen.

Darum glaube ich, daß Gambetta in der logischen Entwicklung seiner Überzeugungen endlich dahin gekommen wäre, die Gemeinde für die Demokratie und den Staat für eine neue Aristokratie einzurichten. Er wäre dazu auch gedrängt worden durch das Volk, das ihn verstieß. Die Aristokratie ist ja ein Prinzip, das sich mit jeder Staatsform verträgt, gleichwie die Demokratie auch in Monarchien vorkommt. In der Monarchie hat die Demokratie sogar den gewaltigen Zweck, gealterte Rechtsvorzüge zu brechen und hinwegzuräumen. Die größten Herrscher haben das denkend oder instinktiv ausgeführt. Denn aristokratische Republik und demokratisches Königtum sind sicherlich die feinsten Formen des geschlossenen Staates.

Und wenn wir die dritte französische Republik geschichtlich

betrachten, finden wir die Erklärung ihrer Gebrechen an der Wurzel. Die große Revolution, die man nach Clemenceau als „bloc“, als Ganzes nehmen muß, ist an allem schuld. Diese Revolution hat der übrigen Welt mehr genützt als den Franzosen. Es war wie in den Reden, so in den Handlungen der französischen Revolution ein falsches Antikifizieren. Die Menschen und ihre Verhältnisse entfernen sich aber immer mehr von der Einfachheit des Altertums. Das Volk erwartet in seinem dunklen Bewußtsein etwas anderes, das es nicht nennen kann. Gesucht wird eine Renaissance.

Anfangs Juli 1895.

Die Schule des Journalisten.

Wenn man vier Jahre da oben verſißt auf dem Platze der fremden Zeitungſchreiber, in dem engen Verſchlag zwischen den zwei letzten Säulen, lernt man einige nützliche und viel überflüſſige Dinge — wie in jeder andern Schule. Nicht die einzelne Kenntniß hat Wert, ſondern die Übung. Man lernt hören und ſehen. Zuerſt war es eine harte Anſtrengung, das Hinunterhören nach jedem Ton und jeder Bewegung. Es lag darin die unerfahrene Meinung vom Parlament: als ob die Worte da mit Gedanken geſättigt ſein müßten. Die Ubernheit der öffentlichen Reden verwirrt den Menſchen, der an die Büchereinfamkeit gewöhnt iſt; denn er hält dieſe Ubernheit für eine ſcheinbare, nur ihm vorkommende, und er lauſcht mit umſomehr Ehrfurcht, je weniger er verſteht. Iſt es denn möglich, daß dummes Zeug oder veraltete Anſichten, die in der Büchertwelt vor dreißig, vierzig Jahren galten, hier mit ſolcher Dreißtigkeit vorgebracht und mit ſolcher Aufmerkſamkeit angehört werden? Es muß doch etwas dahinter ſtecken? Ja, ja, man entdeckt allmählich, was dahinter iſt.

Es unterhält mich zuweilen, wenn ich denke, was wir in dem Journalistenloge genannten Verschlag für zwecklose Fertigkeiten uns aneignen. Ein Beispiel: das Erkennen der Zwischenrufer. Wir schreiben die Worte eines Redners nach und beobachten nur ihn, wenn nicht gerade unsere Gedanken irgendwo in der Ferne herumstreichen. Plötzlich stößt ein Zwischenrufer, dessen Stimme wir nicht kennen, einen Laut aus. Im nächsten halben Augenblick wissen wir, welcher von den fünfhundert anwesenden Deputierten es war. Unser Blick tastet sich an den Blicken der unten Sitzenden hin nach einer Richtung; eilig sind wir bei der Gruppe, aus welcher der Schrei kam, und den Rufer erkennen wir an der Bewegung seiner Nachbarn, sowie an seinem eigenen Nachschwingen, das von leisem Bittern bis zu starkem Schaukeln des Oberkörpers geht. Dieses Nachschwingen hat ausnahmslos jeder. Ich stelle das wahrhaftig nicht als eine wichtige Beobachtung dar, ganz im Gegenteil. Aber wie lange dauert es, bis man diese geringe Kunst erworben hat.

Man kennt den verschiedenen Klang von hundert Stimmen, und man weiß im voraus, was ein Redner ungefähr sagen wird. Bald hat man auch den Typus der großen Sitzungen herausgefunden. Eine „große“ Debatte besteht aus dem Citieren früherer Sitzungen — höchstens „Geschichte“ der letzten zwanzig Jahre — aus kleinen Geschicklichkeiten, die zusammen die formale Politik bilden, und aus der künstlichen Herbeiführung von Zwischenfällen. Das ist einer der zahlreichen Gründe für den Niedergang des Parlaments: die Gleichförmigkeit der als groß bezeichneten Debatten. Wir haben schon gesehen, daß der graue Vorhang dieser angeblichen Öffentlichkeit mancherlei verbirgt. Wer aber im Palais Bourbon nicht zu Hause ist, weiß

das nicht oder kann es nur geärgert ahnen. Und da wirkt es betrübend, daß dieses Volk keine geistig bedeutendere Vertretung hat, wo das Volk doch selbst in Verfallszeiten, wie die jetzige, noch viele Denker und Schriftsteller über Mittelgröße hervorbringt.

An der Krise des Parlaments tragen diejenigen die größte Schuld, die über das Eindringen niederer Elemente jammern. Der gemeine Parlamentstön ist überall eine Folge der Ausbildung jener Geschicklichkeiten, durch die sich Parteien oder Einzelne an der Macht erhalten wollen. Diese Mittelchen der formalen Politik sind schwerer zu finden, als nachzuahmen. Zur Nachahmung genügen minder feine Geister, die sich richtig auch roher ausdrücken werden. Spät sehen dann die verdrängten Intelligenzen ein, daß sie sich durch das am schwersten schädeten, wodurch sie sich zu nützen glaubten. Denn die Waffen, die sie erfunden haben, geraten in brutālere Fäuste. Und davor hätte man sich umsomehr in acht nehmen müssen, als das Parlament volkstümliche Grundlagen hat. Das System enthält ja schon von vornherein die Begünstigung der stärkeren Schreier und dreisteren Komödianten.

Die Krise des Parlaments ist freilich nicht durch solche Fraktionsünden allein herbeigeführt worden. Der tiefste Grund liegt, glaube ich, in der Verkünstelung des Mandats. Der Auftrag des Volksvertreters ist in der Wurzel krank, das haben wir bei den Wahlen gesehen. Auf Versprechungen hin, deren Unerfüllbarkeit der Kandidat genau weiß, erhält er einen unbestimmten Auftrag zur Gesetzgebung. Und doch ist dies ungeachtet behördlicher Wahlbeeinflussung und der Erstickung einsichtiger Minoritäten noch nicht das Schlimmste; das Gegenspiel beschränkter Interessen hebt sich vielleicht in der Gesamt-

vertretung auf. Der mangelhafte Auftrag wird aber über die Gesetzgebung hinaus auf die Exekutive ausgedehnt. Wohl enthält die Verfassung verschiedene Hemmnisse und Verkleidungen der Regierungswahl; dennoch ernennt das auch nur vom Parlament gewählte Staatsoberhaupt die Regierung nicht frei. Die Kammer bestimmt auf Umwegen die Regierung, die sie, wann es ihr beliebt, durch Intriguen entfernt. So steht alles in der Luft. Jeder kann sich auf die Fiktion des Auftrages berufen, und niemanden trifft eine schwere Verantwortung. Die „allergetreueste Opposition Ihrer oder Sr. Majestät“ drückt ein richtigeres Prinzip aus. Denn wie der Staat geschichtlich keineswegs durch einen contrat social entstanden ist, so muß in ihm auch ein anderes Rechtsverhältnis wirken. Das ist die negotiorum gestio. Das Volk ist und bleibt behindert, seine durch Größe und Umfang unübersehbaren Geschäfte zu führen. Der Gestor oder die mehreren Gestoren werden eine um so heißere Sorgfalt anwenden, je mehr sie ihre Geschäftsführung durch Thaten legitimieren müssen. Sie werden, um sich einzusehen, auch irgend eine Fiktion vorschützen; welche, ist eigentlich gleichgültig. Sie stehen jedenfalls im Dienste einer höheren Notwendigkeit. Das kann ausgedrückt werden je nach dem Kulturgrade des Volkes.

Diese Erwägungen möchte ich kurz zusammenfassen. Ich finde die Erklärung der schleichenden Krise, in der sich die parlamentarische Republik befindet, darin, daß man sich nicht von vornherein klar genug wurde oder es nicht für wichtig hielt, Regierungsprinzip und Staatsform zu unterscheiden. Es giebt nur zwei Regierungsprinzipien: das aristokratische und das demokratische. Und das Regierungsprinzip muß glaube ich, in einem ausgleichenden Gegensatz zur Staatsform

stehen. Regierungsprinzip und Staatsform müssen sich gegenseitig mildern.

Ich weiß nicht, wem es komisch erscheinen wird, daß ich in der Journalistenloge solchen Gedanken nachhänge. Doch wenn man sich nicht mit diesen Dingen beschäftigt, wozu geht man ins Palais Bourbon.

Hier in Frankreich werden derlei Betrachtungen von den wechselnden Machthabern und deren bleibenden Knechten mit einer offziösen Ironie abgelehnt. Das beweist natürlich nichts. Der gegenteilige Beweis steigt aus der Tiefe herauf. In der Wahlbewegung sieht man ein würdeloses Unterbieten der Auftragsgeber. Es giebt Bewerber genug selbst um befehlende Mandate. Und wenn der imperative Auftrag auch nach dem Gesetz nicht existiert, wird er doch durch die Herrschsucht sonderbarer Wahlkomitees ersetzt. Diese Deputiertenmacher hielten wohl schon das äußerste Mögliche der Demokratie für erreicht. Es ist noch nicht. Erst im Referendum zeigt sich der ganze Unsinn einer vorgängigen Volksbefragung. Es giebt in der Politik keine einfachen Fragen, die mit ja und nein beantwortet werden können. Das Volk ist wohl — wenn ich das lustige Wort noch einmal anwenden kann — nicht Jurist genug, um das oder jenes unklar zu finden. Es dürfte dennoch einige Schwierigkeiten bereiten, der Menge eine Währungsfrage, einen Handelsvertrag oder irgend eine andere Ziffernsache zu erklären. Die Imponderabilien des Völkerverkehrs würde die Menge ebensowenig verstehen, wie die weiten Gedanken der Volkserziehung, und wenn eine große Nation das Unglück hätte, das Referendum zu besitzen, stünde sie trotz aller Friedensapostel fortwährend vor dem Stricke, auf ja und nein, ohne Übergänge.

Wie mit der Anzahl von Beratern auch deren Unfähigkeit wächst, das sieht man täglich im Palais Bourbon. Für diese Beobachtung eignen sich besonders die stillen Tage. Die Physiognomie der langweiligen Kammer Sitzung kennen wenige Leute. Man kommt nur, wenn Sturm erwartet wird, wenn eine Regierung in Gefahr und ein Mann über Bord ist oder beschämende Enthüllungen angesagt sind. Zwar die Galerien sind immer voll. Das ist die Blüte der Provinz oder rundreisendes Ausland. Die Leute hören, ohne zu verstehen, und sehen, ohne zu erkennen, was im Saale vorgeht. Die aber sonst jede Bewegung bewachen, die Zeitungsschreiber, laufen hinaus und sammeln den Kleinkram von Neuigkeiten, die zum meist nicht wahr sind, in der Salle de la Paix. Und dennoch ist immer die Sitzung das Merkwürdigste. Immer spielt sich etwas ab im weiten Amphitheater, unter der gläsern durchbrochenen Decke, die von Marmorsäulen so edel getragen ist. Wäre es auch nur das geringe Auf und Ab von Abstimmungen oder ein Beleuchtungswechsel im Oberlicht. Wenn der Tag jenseits der Decke stumpfer hereindämmert, sind die Umrisse der Leute unten verschwommen wie ihre Reden. Dann fliegt der warme gelbe Ton des Gaslichtes hinter der Glasdecke hin, und man sieht wieder, was hinter dem Sfumato war.

Von unserem Standpunkte erscheinen die Gestalten in einer Verkürzung, das weiß ich wohl; sie „plafonnieren“ sozusagen umgekehrt. Aber das Licht fällt auf ihre Köpfe, und es ist Einheit in unserem Standpunkte, also Verlässlichkeit.

Und so habe ich sie lange angesehen: die mit der mühsamen Pose, wie die Harmlosen, die sich im Palais Bourbon unbemerkt glauben. Die meisten fühlen allerdings immer die Augen einer Welt auf sich gerichtet. Es ist komisch. Und

doch, wenn man von der einzelnen Lächerlichkeit auf den Gedanken zurückgeht, den sie närrisch ausführt, findet man, daß es ein zweckmäßiger ist. Der Parlamentarismus erfordert weithin sichtbare Masken mit groben Zügen und von schrecklicher Starrheit. Das menschliche Gesicht darf aus vielen Gründen in seiner unerträglichen Wahrheit nicht gezeigt werden. Der Politiker muß sich einen Charakter zurechtmachen, den er bis ans Ende spielen wird, unbeirrt durch alle natürlichen Wandlungen. Daß solche in jedem vorgehen, folgt aus dem Leben. Gäbe es nichts als das Altern, mit seinem tragischen Ausgang, wie wüßten schon, daß sich die Unveränderlichen verstellen. Aber es läßt sich noch gar manche andere Tragik denken, zum Beispiel die des Ehrlichwerdens. Ein Mann, der durch Phrasen hinauskam, wird eines Tages vom Stiel vor der Phrase erfaßt; er sieht erschüttert das Unzulängliche oder Ungerechte der Gesetze, die er machen half und noch weiter hilft. Dennoch kann er von seiner angenommenen Person, die mit alldem verwachsen ist, ohne Selbstvernichtung nie mehr loskommen.

Die meisten politischen Charaktere entwickeln sich freilich anders. Wenn sie auftreten, ist ihre Begeisterung, ihr Mitleid für das Volk, ihr Zorn über das Unrecht der Zustände echt. So kommt der rednerische Schrei ergreifend heraus, und die Geberde ist hinreißend. Plötzlich gewahren sie die Wirkung — und merken sich den Schrei, die Geberde wie Talma. Die endgültige Form ist gefunden. Aus dem Gesichte entsteht die Maske.

Und wer oder was steckt hinter den Masken? Unbeschäftigte Advokaten, die ihr Geschwätz zwischen den Bänken ausbreiten. Herumlungernde Rannegießer aus Provinzkaffeehäusern. Berichterstatter, die in den Ausschüssen fleißig, aber gedankenlos wie

auf einer Schulbank hinaufrücken, bis sie in den Ministerien sitzen; dann halten sie das Ziel der Menschheit für erreicht und sind wie Beamte ohne die verfühnende Anciennetät. Ferner sieht man gute Jungen, die laut und sicher Mittelmäßigkeiten zum besten geben. Anspruchsvolle Regenschirmfabrikanten, die Staatsmann spielen. Dagegen wieder Mundarbeiter, die den kleinen Mann vertreten und sich in den Debatten gleichsam die Stiefel ausziehen. Dort die erschöpften Abkömmlinge des alten Adels, die schadenfroh und kraftlos zusehen, wie sich die „gueuse“, die Republik, verblutet. Zwischendurch Geschäftsleute, in die Politik verirrt, suchend, was sich verschlingen ließe. Und endlich die Überlebten, die eine Viertelstunde des Glanzes hatten, wie vergessene Gespenster umherwanken und verdrossen oder mit der letzten Anstrengung müder Gehirne zuhören am inhaltslosen Nachmittag. . . .

Palais Bourbon! Oft sind mir die Worte von David Copperfield eingefallen: „Ich habe das schreckliche stenographische Geheimnis bemeistert. . . . Nacht für Nacht schreibe ich Vorherfagungen nieder, die nie eintreffen, Glaubensbekenntnisse, nach denen nie gehandelt wird, Erklärungen, die nur in die Irre führen sollen. . . . Ich sehe weit genug hinter die Couliissen, um den Wert des politischen Lebens zu kennen. Ich bin in dieser Hinsicht ein wahrer Heide und werde mich nie bekehren lassen. . . .“

Für den französischen Journalisten hat das Palais Bourbon doch noch einen anderen Wert. Diese Schule führt ihn wirklich ins Leben. Er wird selbst Deputierter und Minister, nachdem er sich mit den Kniffen der formalen Politik gehörig vertraut gemacht hat. Aus dem „Friedenssaale“ geraten mehrere durch kluge Benützung von Umständen in den Verhandlungssaal. Es

handelt sich nur darum, den Augenblick zu erspähen, wo die Thür offen ist. Am nützlichsten ist eine mäßige Opposition, Labieren vor dem Winde. Wer freilich den Windwechsel nicht gut beurteilt, der treibt und geht verloren. Das sind dann traurige alte Bursche, die sich immer haben ausnützen lassen, den Ruhm Undankbarer und das Glück von Schwindlern gemacht haben. Wer auf den Tag lauert, der verpaßt die Zeit. Plötzlich ist die Zukunft, die so groß dalag, verschwunden. Das Palais Bourbon verzehrt gar mächtige Talente. Der und jener schreibt entzückende Berichte aus der Kammer; was bleibt davon? Viele versprühen ihren Witz im Geplänkel der Plaudergruppen, versorgen andere mit Ideen und sind schließlich recht arme Leute, die sich verzettelt haben.

Angefangene Träume, halbe Einfälle, unbenützte Stimmungen — daraus setzt sich ein Journalistenleben zusammen. War es nicht besser zu verwenden?

Die Sitzung dauert fort, wie jener sagte, und doch gehen wir hinaus. Vom Palais Bourbon aus wollten wir ja Frankreich betrachten. Vor dem Gitterthor ist eine anmutige Gegend, wo wir unsere Frühlingstraurigkeit spazieren führen und im Sommer aufatmen können. Das Seineufer, die Bücherlande! Das ist der Weg nach dem Louvre, wo die Gioconda lächelt, oder nach der Mazarinischen Bibliothek, wo man, umgeben von verblaßtem Grün, zwischen Hermen sitzt und sich aus alten Büchern wieder Heiterkeit ins Gemüt lesen kann. Und man braucht nicht einmal so weit zu gehen. Ganz Frankreich liegt an diesem Ufer hingebreitet. Der Strom, der immer fließende, bespült die Erinnerungen. Jenseits der Brücke der Concordeplatz, Welch ein Palimpsest: Lebenszüge mit Kraft hingeführt über die unauslöschlichen Inschriften der Vergangenheit.

Aber ich gehe am linken Ufer flußaufwärts. Eine junge Ruine. Aus leeren Fensterbogen glänzt blau der Himmel, zwischen den halbzerstörten Mauern ist schon ein Wald gewachsen, und da haust allerlei Getier. Spazenschwärme fingen das ganze Jahr. Diese holde Wildniß ist der Rechnungshof, über den die Kommune ihr Petroleum ausgoß. Daß man den Palast nicht wieder aufbaute, soll vermutlich einen Regierungsgedanken ausdrücken: Seht ihr, wohin der Umsturz führt — auf den Überbleibseln unserer Kultur würden Spazén fingen, das ganze Jahr!

Nicht übel, der Regierungsgedanke. Aber wer betrachtet die Denkmäler? Das Leben geht vorüber, geht vorüber . . . Ein junger Mensch aus dem Lateinischen Viertel kommt daher: ausgefranzte Hosen, eine Blume im Knopfloch, ein Trällern auf den Lippen, und er reckt sich den Hals aus nach einem munteren Weiblein. Das Weiblein hat Augen für den Reitergardisten, der sein Pferd galoppieren läßt, daß die Funken fliegen. Der Reiter hat es gar eilig, wie die umgehängte Ledertasche anzeigt. Und was enthält die staatsgeheimnisvolle Tasche? Vielleicht ein zärtliches Briefchen, das der Sekretär eines Ministers der Herzallerliebsten schreibt.

Denn überall, wo man in den Menschen liest, findet man weniger als in den Büchern. Ein paar einfache Instinkte, mannigfach verkleidet, stets die gleichen, und dazu wichtige Geburden, die leichter zu durchschauén sind, als die Amtstasche dieses Reiters.

Aber das ist die Bücherlande. Napoleon der Wunderbare hat auch die jehige Steinfassung der Seine gezogen. Vor ihm war der Büchermarkt schon in dieser Gegend, aber unordentlich. Die Elzeviere lagen zwischen Kraut und Rüben auf dem Obst-

markt aus. Jetzt sieht man bis an den Pont-Neuf hin einen flachen Kasten neben dem andern auf der Steinbrüstung, und da sind Schmöker und Schartelen darin, sowie neueste Sachen, die niemand mag. Die Legende behauptet, daß Napoleon als Lieutenant am Quai Conti in einer Dachstube wohnte und gern auf den Pont-Neuf büchern ging. Er stöberte in den freien Auslagen nach mathematischen, Geschichts- und Geographiewerken herum. Denn wie heute, konnte man auch damals alles auf dieser Lände finden. Hier liegt das Strandgut der Litteratur aus, und nicht nur der Litteratur. Von allem, was in Frankreich vorübergegangen ist, trifft man da Spuren. Hinter dem Pont-Neuf giebt es alte Waffen, Schmucksachen, Münzen, Schnitzereien, Bronzen, Bilder, Feßen und Scherben, was man will, auf der Brüstung.

Oft begegnet man hier den besten Leuten von Frankreich, deren Ruf um die ganze Erde herumhallt. Sie stehen über die Kästchen gebückt, fischen nach Seltenheiten für ihre Sammlungen und finden beim Büchern häufig ihre eigenen Werke um den Spottpreis. Da sehen sie mit dem tiefen und feinen Schmerz der Künstler sich selbst vorübergehen.

Was holt man alles aus diesen ärmlichen Kästchen für zwei, drei oder zwanzig Sous heraus? Untersuchungen, die vor wenigen Jahrzehnten die mühsame Arbeit der größten Gelehrten vorstellten und über die heute ein Schuljunge schon lächeln darf. Gealterte Romane, häßlich und läppisch, weil sie einst diese vertheufelte Schönheit hatten. Satiren, die nichts genügt, und Angriffe, die nichts geschadet haben. Gedichte aus vergessenen Frühlingen, Dramen, erschütternd, weil sie nie gespielt wurden. Da liegt eine ironische Sammlung in dreizehn Bänden: „Théâtre des auteurs de second ordre, 1802—1810.“ Der

Herausgeber hat sie gleich mit dem Titel gedemütigt. Ja, wer es vorher wußte, daß er zweiten Ranges ist. . . . Und weiter die lockeren Zerrbilder der Frauentracht, aus denen noch durchschimmert, was die Sinne Verschollener reizte. Und diese melancholischen alten Witzblätter mit den unverständlichen Anspielungen auf „Männer vom Tage“. Überall das Unterliegen der Persönlichkeit, die an sich glaubte. Alles durch den gewaltigen Fortschritt zerrieben, zerweht. Nur Napoleon lebt noch; seine Flügel — aus der gesunden Zeit — trägt Frankreich noch heute. Aber die Würmer wollen jetzt auch sein Werk zerspeisen. Es erhebt sich ein neuer Ruf: Decentralisieren!

So steht man unter den schönen Bäumen der Bücherlande mitten in der Welt. Die Sonne liegt auf dem lichten Strom. Kleine Schiffe tollen auf und nieder. Auf den Brücken Menschen, die eilen, als wüßten sie, wohin sie gehen. Und die Liebhaber der gestrigen Zeit beugen sich kurzfristig über alte Schriften, so daß sie nichts bemerken vom Weiterblühen des Lebens.

Da überkommt uns die Heiterkeit einer Versöhnung. Ja wohl, es sind nur angefangene Träume, halbe Einfälle, unausgenützte Stimmungen in unserer Tagsschreiberei. Und dennoch enthält sie einen starken Gedanken. „Immer und noch einen Tag!“ ist ein Shakespearescher Traum. In der Wirklichkeit müssen wir zwischen den beiden wählen. Immer zu dauern wäre uns nicht möglich. Also einen Tag!

Mitte Juli 1895.

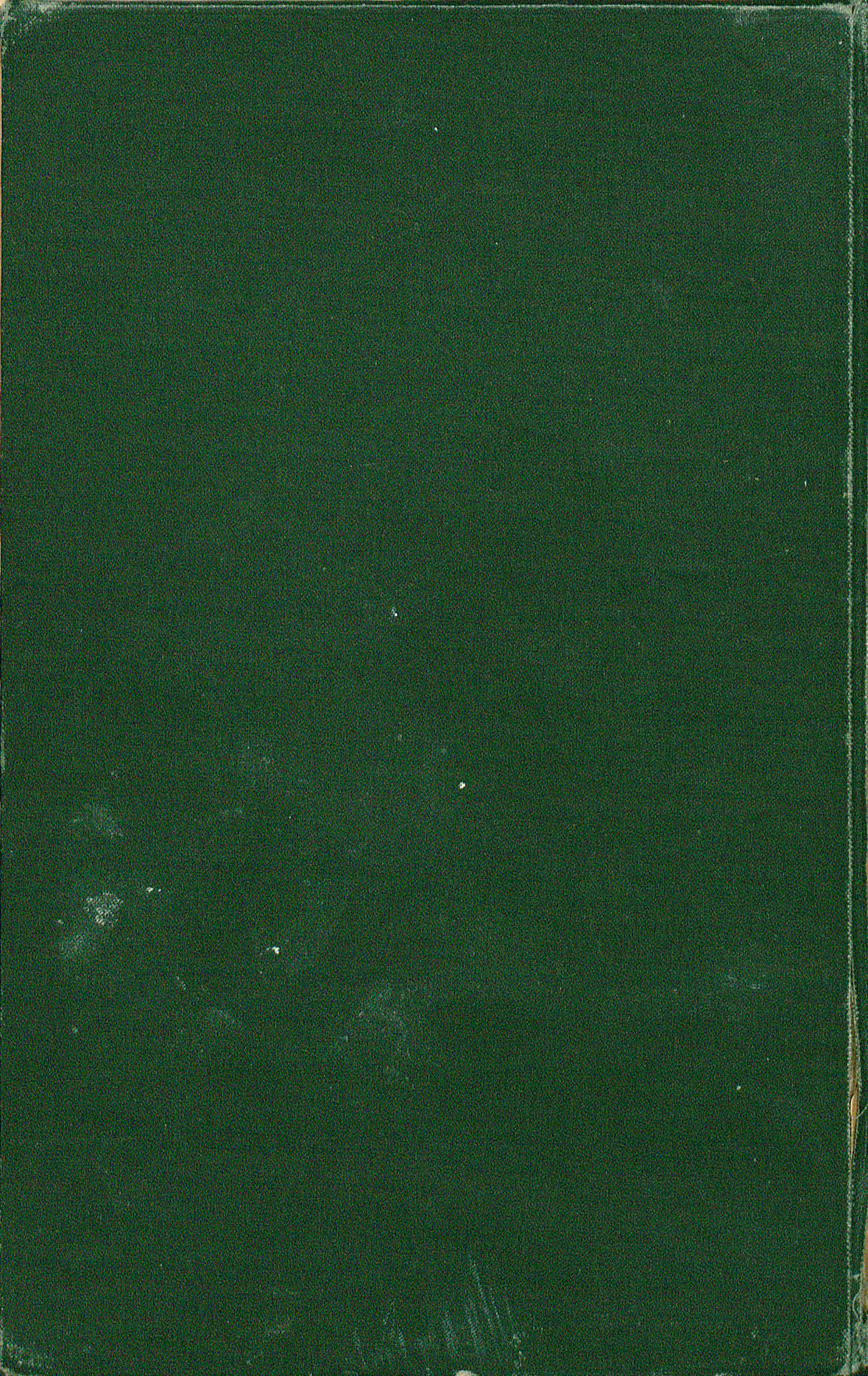


Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Gettel & Co. in Altenburg.

UB WIEN



+ AM46074108



www.books2ebooks.eu